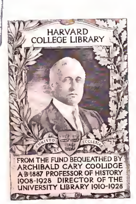
Memoiren aus dem spanischen freiheitskam... 1808-1811

Friedrich Kircheisen, Ludwig Theodor Dietrich ...


HARVARD
COLLEGE LIBRARY
CHRISTO ET ECCLESIAE
FROM THE FUND BEQUEATHED BY
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
A B 1887 PROFESSOR OF HISTORY
1908-1928 DIRECTOR OF THE
UNIVERSITY LIBRARY 1910-1928







Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—1811

Ausgabe A

Bibliothek wertvoller Memoiren

Lebensdokumente hervorragender Menschen aller Zeiten und Völker

Herausgegeben von

Dr. Ernst Schultze

7. Band



Hamburg
Gutenberg-Verlag
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
1908

Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—1811

Ludwig von Grolmann – Albert Jean Michel Rocca – Moyle Sherer – Heinrich von Brandt – Henri Ducor – Don Juan Andrés Nieto Samaniego

Bearbeitet von

Friedrich M. Kircheisen

1.—3. Tausend



Hamburg
Gutenberg-Verlag
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
1908



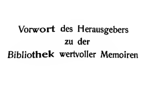


Buchschmuck-Leisten von
Paul Helms, Hamburg und
Ernst Liebermann, München

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Inhaltsverzeichnis

Seite



Vorwort des Herausgebers
zu der
Bibliothek wertvoller Memoiren

Seit die Menschen in staatlicher Gemeinschaft leben, haben sie dem bunten Wechsel der Geschehnisse, den wir „Geschichte" nennen, Interesse zugewandt. In ältester Zeit waren es die Stammes-Sagen oder Erzählungen von Heldentaten, was die Seelen fesselte und erregte; so finden wir bei allen Völkern den Beginn der Dichtkunst durch die Entstehung von National-Epen bezeichnet, von denen viele noch heut unvergänglichen Reiz ausüben. Später entstand die Geschichtsschreibung, noch später die Geschichtswissenschaft, die kühl und unbestechlich aufzuzeichnen sucht, wie sich die Handlungen der Menschen zu dem wechselnden Spiel und dem blutigen Ernst der Geschehnisse zusammenfügten, und wie sie so die Grundlage aller späteren Geschichte — also auch der unsrigen — wurden.

Aber neben dem ruhigen Strome dieser kühlen, leidenschaftslosen Geschichtsschreibung läuft ein anderer Literaturquell frisch sprudelnd einher, von jener viel benutzt, weil sie ihn gar nicht entbehren konnte: die **Schilderung eigener Erlebnisse**. Im klassischen Altertum noch selten geübt, im Mittelalter wenig gepflegt, kam diese Kunst erst in den letzten drei Jahrhunderten zu wirklich voller Entfaltung. Staatsmänner und Feldherren, Volksführer und -verführer, Eroberer und Entdecker, Gelehrte und Künstler, hervorragende Frauen, einfache Bürger und Soldaten — kurz alle, deren Leben Elemente enthielt, welche für weitere Kreise Interesse bieten, haben einzelne Episoden ihres Lebens oder auch ihren ganzen Lebenslauf beschrieben; oder sie haben ihre Beziehungen zu berühmten Persönlichkeiten, denen sie nahe standen, geschildert und uns Einblicke in deren Leben tun lassen. Viele Tausende solcher Bücher sind der Nachwelt überliefert worden, und reicher als je blüht dieser Literaturzweig in der Gegenwart.

Für die Wissenschaft der Geschichte (insbesondere der Kulturgeschichte) ist er von unschätzbarem Werte, so vorsichtig selbstverständlich bei der Benutzung einzelner

Memoirenwerke verfahren werden muß. Denn natürlich drängen sich oft genug Eigenliebe, verletzte Eitelkeit, Unwille über arge Behandlung, Enttäuschung über unerfüllte Hoffnungen oder der Wunsch, sich weiß zu waschen, vor die klare und gerechte Schilderung der wirklichen Vorgänge und trüben die Zeichnung mehr oder minder stark. Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist es, solche gewollten und ungewollten Entstellungen nachzuweisen und unparteiisch das wahre Gesicht der Geschehnisse wiederherzustellen.

Anderseits sind Memoiren zuweilen geradezu die einzige Quelle, aus der sich über die Geschichte bestimmter Zeiträume überhaupt schöpfen läßt. Und was vielen Memoiren einen so besonderen Reiz verleiht — einen Reiz, den nur verhältnismäßig wenige Werke der reinen Geschichtswissenschaft ausüben können — das ist die **Anschaulichkeit** und der **Stimmungsgehalt**, die von ihnen ausstromen. Wir mogen schon aus den Werken der Geschichtsschreiber ersehen, welche verheerenden Wirkungen ein Krieg über die Lande brachte, wie ein ganzes Volk sich heldenmütig gegen den Untergang wehrte, oder wie in Friedenszeiten Wohlstand und Gesittung sich mehrten. Mit wieviel greifbarerer Deutlichkeit aber erkennen wir dies alles, wenn wir aus einer guten Selbstbiographie anschaulich erfahren, wie diese Ereignisse **dem Einzelnen** das Schicksal bitter oder angenehm machten. Das Leben und Treiben in Stadt und Land, gewaltige Unglücksschläge, die auf ein Volk herniederfielen, die Gedanken und Ansichten eines Zeitalters, seine Art, sich zu freuen und Leiden zu tragen, seine Geselligkeit und seine öffentlichen Einrichtungen — kurz interessante Begebenheiten sowohl wie eigenartige Zustände treten uns mit besonderer Klarheit vor Augen, wenn sie uns von **Augenzeugen** geschildert werden.

Häufig rühren wertvolle Memoiren von Menschen her, die an ihrem Lebensabend auf ein an Schicksalen und Erlebnissen überreiches Leben zurückblicken, und

denes doch unter der Schneelocke noch ein jugendliches Herz schlägt. Und wenn wir auch nicht den geringsten Grund haben, über die Geschichtswissenschaft unserer Tage so schroff zu urteilen wie Goethe über die Geschichtsschreibung seiner Zeit, für den sie „etwas Leichenhaftes", „den Geruch der Totengruft" an sich hatte — so bleibt doch auch jetzt für die Mehrzahl der Gebildeten bestehen, was er von sich über die starke Anziehungskraft berichtete, die „alles wahrhaft Biographische" auf ihn ausübte. In jeder Selbstbiographie sah er eine willkommene Bereicherung unseres Wissens vom Menschen, und über den Benvenuto Cellini, den er selbst bearbeitete, äußerte er: „Er ist für mich, der ich ohne unmittelbares Anschauen gar nichts begreife, von größtem Nutzen; ich sehe das ganze Jahrhundert viel deutlicher durch die Augen dieses konfusen Individui als im Vortrage des klärsten Geschichtsschreibers."

Auch **Schiller** hat den Wert guter Memoiren ungemein hoch veranschlagt. Viele Jahre seines Lebens hat er eine bändereiche „Sammlung historischer Memoires" herausgegeben, und wenn diese heute auch fast ganz vergessen ist, so ist doch das Interesse für wertvolle Memoiren geblieben.

Um so sonderbarer mag es anmuten, daß in keinem Lande der Welt seither der Versuch unternommen wurde, die **wertvollsten Memoiren aller Zeiten und Völker** in einem Sammelwerke zu vereinigen. Wohl gibt es eine Sammlung von Memoiren zur französischen Geschichte — wohl eine solche zur Geschichte der französischen, eine andere zur Geschichte der englischen Revolution — wohl eine Anzahl anderer Memoirensammlungen — aber eine umfassende Sammlung aus der ganzen Weltliteratur ist nicht wieder unternommen worden. Sie ist nicht leicht herzustellen — und je geringeren Umfang sie haben soll, desto schwerer. Aber sie kann von allergrößtem Interesse für jeden sein, für den lebendige Schilderungen aus Geschichte und Kulturgeschichte Reiz besitzen.

Es soll nichts in diese „Bibliothek wertvoller Memoiren" Aufnahme finden, was nicht allgemein menschlich interessant ist; einem Erzähler, der für sich selbst kein Interesse zu erwecken vermag — zu welchem Zwecke er doch keineswegs beständig im Vordergrunde zu stehen braucht — wird sie sich nicht öffnen. Auch wer mit der Wahrheit leichtfertig umspringt, mag draußen bleiben. Kleine Irrtümer werden die Bearbeiter der einzelnen Bände in Anmerkungen richtig zu stellen suchen, von denen auch sonst (zur Aufklärung schwieriger Stellen, zur Erläuterung wenig bekannter Ort- und Zeitumstände) Gebrauch gemacht werden wird. Einleitungen sollen das ihrige zu demselben Zwecke beitragen. Einzelne Sätze oder größere Teile, die wenig Interesse bieten und ohne Schaden für das Ganze entbehrt werden können, werden fortgelassen werden. Denn die „Bibliothek wertvoller Memoiren" ist mehr für den gebildeten Laien bestimmt als für den Historiker von Fach, der doch immer nach den Originalen selbst greifen muß.

Kein Volk hat eine reichere Memoirenliteratur geschaffen als die Franzosen. Aber auch die Deutschen, die Engländer, die Italiener, die Spanier, einzelne orientalische und manche andere Völker besitzen köstliche Lebensdokumente einzelner Männer und Frauen. Nur ist eben vieles davon — selbst für das eigene Volk — so vom Staube der Jahrzehnte oder Jahrhunderte überdeckt, so gänzlich in Vergessenheit geraten, daß eine Wiederbelebung nötig ist. Welche Schätze in diesen vergessenen Memoiren schlummern, das werden schon einige der ersten Bände dieser Sammlung zeigen. Hoffentlich erregen sie das gewünschte Interesse und erfüllen damit ihren Zweck: die Neigung für die Beschäftigung mit Geschichte und Kulturgeschichte zu stärken und Hunderten Wissensdurstiger Stunden interessanter Belehrung zu verschaffen.

Hamburg-Großborstel.

Dr. Ernst Schultze.

Memoiren aus dem spanischen Freiheitskampfe 1808—1811



Einleitung.

Die Ursachen der Niederlagen Napoleons werden verschiedentlich gedeutet. Die einen — und ihre Zahl überwiegt — meinen, der russische Feldzug im Jahre 1812 und der Verlust der großen Armee habe seinen endgültigen Sturz vorbereitet, die andern — ihre Zahl ist geringer — glauben, daß das spanische Abenteuer, in das sich Napoleon nicht zum wenigsten auf Anraten Talleyrands gestürzt hatte, den Wandel in der Gestaltung der Staaten Europas am Anfange des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht habe.

Es wäre indes unkritisch und unhistorisch gedacht, wollte man den Untergang einer Weltmonarchie, wie die Napoleons I., einem einzigen Ereignis wie etwa dem russischen Feldzuge oder dem Kriege auf der Pyrenäischen Halbinsel von 1808—14 zuschreiben. Naturlich haben noch ganz andere Faktoren mitgewirkt, um ein Leipzig oder ein Waterloo vorzubereiten, und wenn auch der Kaiser aus beiden Feldzügen siegreich hervorgegangen wäre: das Reich, das er kunstvoll aufgebaut, wurde doch einmal, sei es auch erst nach seinem Tode, wieder in sich zusammengebrochen sein.

Soviel ist aber gewiß, daß, wenn der französische Kaiser den spanischen Feldzug glücklicher geführt hätte — und es muß gesagt werden, daß dies in seiner Macht stand — das Ende seiner Herrschaft noch lange hinausgeschoben worden wäre. Hätte er nach Beendigung des österreichischen Feldzugs vom Jahre 1809 die Führung

des Krieges in Spanien selbst übernommen und durch sein großes staatsmännisches Genie die Gemüter des von der fanatischen Geistlichkeit aufgestachelten stolzen spanischen Volkes beruhigt und Karl IV. oder seinen Sohn Ferdinand VII., wenn auch unter Einschränkung ihrer Machtbefugnisse, auf dem spanischen Thron gelassen, die Engländer würden gewiß niemals auf der Pyrenäischen Halbinsel Fuß gefaßt und der Widerstand auch der unruhigsten Provinzen würde nachgelassen haben.

Spanien war seit den Revolutionskriegen mit Frankreich verbündet. Plötzlich erschien am 5. Oktober 1806 in Madrid ein Manifest, das die Spanier gegen einen nicht näher bezeichneten Feind — in dem aber jedermann Frankreich erkennen konnte — aufreizte und das auf Befehl Godoys, des allmächtigen spanischen Ministers, veröffentlicht worden war. Während sich Napoleon in Preußen befand, hatte der „Friedensfürst" die Gelegenheit ergriffen, sich mit England und Portugal zu verständigen, um gegebenenfalls im Süden Frankreichs einzufallen. Indes die Schlacht von Jena machte allen Hoffnungen Godoys ein Ende, und sowohl dieser, als auch der König Karl IV. ließen nichts unversucht, um Napoleon über ihre wahren Gesinnungen zu täuschen und sich bei ihm wieder in Gunst zu setzen. Napoleon nahm die Entschuldigungen scheinbar an; als er jedoch nach der Unterzeichnung des Tilsiter Friedens nach Paris zurückgekehrt war, begann auch er sich mit den Angelegenheiten auf der Pyrenäischen Halbinsel eingehender zu beschäftigen.

Da Portugal dem englischen Handel seine Häfen nicht verschlossen hatte und dem Kontinentalsystem Napoleons nicht beigetreten war, schickte der Kaiser eine Armee unter Junot nach Lissabon, das dieser sehr bald besetzte. Kurze Zeit darauf gingen weitere Truppen aus Frankreich ab, scheinbar unter dem Vorwande, Junot zu unterstützen. Unterwegs besetzte man die spanischen Festungen, es wurden neue Verstärkungen abgesandt, und im Jahre 1808 übernahm Murat selbst das Oberkommando,

nachdem bereits ein großer Teil Spaniens militärisch besetzt worden war.

Währenddessen bereitete sich am spanischen Hofe eine Thronrevolution vor. Godoy, der seine Stellung erschüttert sah, veranlaßte durch allerlei Machinationen den schwachen König Karl, seinen Sohn Ferdinand vom Hofe zu entfernen, was auch geschah. Nun richtete sich der ganze Haß des Volkes mehr denn je gegen den Günstling. Es empörte sich offen am 7. März 1808, und um es zu beschwichtigen, erklärte der König seinen Premierminister aller Ämter für verlustig. Als aber auch dies nicht zur Besänftigung der öffentlichen Meinung beitrug, dankte er am 19. März zugunsten seines Sohnes Ferdinand ab.

Karl IV. und seine Gemahlin Marie Luise, die eine große Schwäche für ihren Günstling und Geliebten empfand, waren nur auf seine Rettung bedacht und baten Murat, den Schwager des Kaisers, um Rat und Schutz. Diesem kam die Wendung der Dinge sehr gelegen, und er riet dem König, seine Abdankung als aufgezwungen zurückzunehmen und den Kaiser um seine Vermittlung zu bitten. Dieselbe wurde angenommen, eine Zusammenkunft in Bayonne vorgeschlagen, und Vater und Sohn begaben sich dahin, um das Urteil des mächtigen Nachbarn zu erfahren.

Während sich die Unterhandlungen in die Länge zogen, empörte sich die spanische Hauptstadt am 2. Mai gegen Murat. Napoleon benutzte diese Gelegenheit, um Ferdinand VII. wegen des vergossenen Blutes verantwortlich zu machen, und sowohl Vater als Sohn verzichteten auf den Thron ihrer Väter. Zum König von Spanien ernannte der Kaiser seinen ältesten Bruder Joseph.

Diese Vorgänge bildeten den Anfang des nun in seinen Schrecknissen hereinbrechenden Kriegs, der sich sechs lange Jahre hinziehen und mit der endgültigen Vertreibung der Franzosen aus dem Lande enden sollte.

Spanien begriff jetzt, daß Napoleon nur mit ihm spielte, und der Aufstand brach überall los. Man stellte

Heere auf, die größtenteils aus ungeschulten Soldaten bestanden, und als Joseph nach Madrid marschierte, stieß er überall auf feindliche Truppen, die ihm den Weg zu versperren suchten. Doch gelang es ihm, den Gegner über den Haufen zu werfen und seine neue Hauptstadt zu erreichen, der Madrider Adel unterwarf sich dem neuen Herrscher, und es schien, als wenn sich auch das Volk den Verhältnissen fügen wollte.

Da traf die Kapitulation der Generale Dupont und Vedel bei Bailen am 23. Juli 1808 ein. Das Volk, das nun nicht mehr an die Unbezwinglichkeit der Franzosen glaubte, warf die Fesseln ab, um mit ungeschwächtem Mut den Kampf mit dem ihm aufgezwungenen Herrscher zu wagen.

Dupont hatte sich mit einem Korps von 8000 Mann von den spanischen Generalen Reding und Castaños bei Andujar in die Enge treiben lassen, so daß er sich schließlich zur Kapitulation genötigt sah. Anstatt sich zu dem in der Nähe stehenden General Vedel durchzuschlagen und vereint mit ihm zu kämpfen, gelang es dem schlauen Spanier Castaños, durch geschickte Unterhandlungen Vedel mit in die Kapitulation einzubegreifen, und beide Korps streckten am 23. Juli die Waffen unter der Bedingung, daß die Offiziere und ihre Mannschaften nach Frankreich zurückkehren dürften. Die Junta indes erkannte die von ihren Generalen abgeschlossene Konvention nicht an (ein Beweis, wie geringe Begriffe man damals in Spanien von Kriegsgebräuchen hatte), und man transportierte die Gefangenen auf die Pontons vor Cadiz und später nach der Insel Cabrera. Von den 17000 Soldaten, die in Bailen die Waffen niederlegten, haben kaum 4000 nach den in sechsjähriger Gefangenschaft ausgestandenen schrecklichsten Leiden und Entbehrungen ihr Vaterland wiedergesehen.

Dieser Schlag war äußerst verhängnisvoll für die französische Soldatenehre. Seit Napoleon an der Spitze der Regierung stand, war nichts Ähnliches vorgefallen. Die Spanier glaubten nun leichten Kaufes mit ihrem Bedrücker

fertig zu werden, und kaum hatte sich die Nachricht in Madrid verbreitet, als auch Joseph, wenige Tage nachdem er seine neue Hauptstadt betreten, diese wieder verlassen mußte.

Einige Wochen später ereilte auch Junot ein dem der Armee Duponts ähnliches Geschick. Die Engländer hatten ein Heer unter Sir Arthur Wellesley, dem späteren Herzog von Wellington, bei Lissabon ans Land gesetzt und griffen, von der portugiesischen Armee und Bevölkerung aufs tatkräftigste unterstützt, Junot, der Portugal besetzt hielt, an. Er konnte dem Feinde nur eine weit schwächere Heeresmacht entgegenstellen und sah sich daher im August 1808 zur Kapitulation von Cintra gezwungen, wurde aber, dem Vertrage gemäß, mit seinen Truppen nach Frankreich befördert.

Napoleon war außer sich, als er die Mißerfolge seiner Waffen erfuhr. Nachdem er sich in Erfurt der Unterstützung Alexanders I. versichert hatte, übernahm er es selbst den Feldzug in Spanien zu leiten. Mit einem starken Heere überschritt er die Pyrenäen, und nach einigen siegreichen Gefechten zog er am 5. Dezember 1808 in Madrid ein. Binnen kurzem stellte er die Ruhe in der Hauptstadt wieder her; die Großen des Reichs unterwarfen sich und leisteten dem neuen König den Eid. Der Kaiser selbst machte sich mit einigen Armeekorps auf, die Engländer aus Portugal zu verjagen. Indessen mußte er, durch den drohenden Krieg mit Österreich veranlaßt nach Frankreich zurückzukehren, das Oberkommando dem Marschall Soult, einem seiner besten Taktiker, übergeben, und nach Paris zurückeilen.

Es ist nicht meine Absicht, hier einen Abriß des ganzen Krieges zu geben. Da Siege und Niederlagen auf zahlreichen Kriegsschauplätzen so miteinander abwechseln, so würde der Leser nur ein unklares Bild von den Vorgängen bekommen, wenn ich versuchen wollte, die hauptsächlichsten Ereignisse der nächsten fünf Jahre in einigen Zeilen zu skizzieren. Den französischen Marschällen ge-

lang es nach und nach, des Landes Herr zu werden, und im Jahre 1810 konnte man fast ganz Spanien als von Frankreichs Waffen erobert betrachten Aber Napoleon beging einen großen Fehler, daß er nach Beendigung des österreichischen Feldzuges nicht selbst nach Spanien ging, um das Land völlig zu pazifizieren und seine Verwaltung zu ordnen; denn ein größerer Feind, als die Spanier und die Engländer, war die Uneinigkeit unter den Marschällen, die weder einander noch dem König Joseph gehorchen wollten. Und da Napoleon von Paris aus die Befehle Josephs an seine Marschälle oft durch andere zunichte machte, überhaupt sich unter den obersten Heerführern eine schnell um sich greifende und auch den untern Chargen sich mitteilende Korruption entwickelte und jeder nur daran dachte, sich zu bereichern, so ging das Erobern gar bald wieder verloren

Unter diesen Umständen konnte sich das militärische Genie eines Wellington, der lange Zeit wegen zu geringer Truppenmacht in der Defensive zu bleiben gezwungen war, aufs glänzendste entfalten. Endlich, im Frühjahr 1813, sah er sich an der Spitze eines über 100000 Mann starken Heeres, mit dem er die des Krieges müden und geschwächten Heere der Franzosen über die Pyrenäen zurückwarf.

Der Krieg in Spanien war ein völliger Völkerkrieg; es fochten nicht allein Spanier, Franzosen, Portugiesen und Engländer, sondern auch Deutsche, Schweizer, Italiener und Polen in diesem Kampfe, in dem man kein Erbarmen kannte. Nichts ist interessanter, als einen solchen Krieg aus dem Munde von Soldaten oder Subalternoffizieren kennen zu lernen, die die Vorgänge nicht vom theoretischen Standpunkte aus aufgezeichnet, sondern ihre eigenen Beobachtungen und Erlebnisse im Felde und Lager in den Vordergrund gestellt haben. Ich habe deshalb aus einer Anzahl der interessantesten Feldzugserinnerungen der bei diesem Kriege beteiligten wichtigsten Nationen die besten Stellen herausgenommen und sie in

einem Bande vereinigt. Wir lernen nicht allein die gegnerischen Ansichten kennen, sondern gewinnen auch einen tiefen Einblick in die Seele eines denkenden Soldaten und Subalternoffiziers. Der Wert solcher Erinnerungen, zu denen ich auch noch das den Anfang bildende Tagebuch Grolmans hinzufüge, obgleich er damals bereits Major war, besteht zum großen Teil in der Frische der Darstellung, dem Selbsterlebten. Der Offizier vom Stabsoffizier aufwärts wird fast immer bemüht sein, die großen Operationen zu erfassen, wodurch seine eigenen persönlichen Erlebnisse in den Hintergrund treten — eine Absicht, die sehr wohl verständlich ist, die aber ein solches Werk für den Laien häufig uninteressant macht. Der Soldat, der Unteroffizier, der Subalternoffizier hingegen wird, wenn er einmal Feldzugserinnerungen verfaßt, diese stets von seinem persönlichen Gesichtspunkte, aus seiner Welt heraus, schreiben, und dies verleiht seinem Werke Leben und Reiz.

Ein solches Erinnerungswerk wird zwar niemals ein objektiv geschriebenes Geschichtswerk im wahren Sinne des Wortes sein, aber gerade in der subjektiven Behandlung des Stoffes, durch das Hervortreten des eigenen Ichs, um das sich alles gruppiert, durch die Schilderung des Selbstgeschauten und -empfundenen, durch die Erzählung der einfachsten menschlichen Vorkommnisse, eben wie sie Soldaten zu erleben pflegen, liegt ein großer Reiz. Aus all diesen Gründen eignen sich diese Feldzugserinnerungen zu einer für die weitesten Kreise bestimmten Lektüre, die uns nicht allein mit den Unbilden und Ereignissen des Krieges, sondern auch mit den Sitten, Gebräuchen und Charaktereigenschaften fremder Völker bekannt macht.

Alles Nähere über die hier vereinigten Werke und ihre Verfasser findet sich in den besonderen Einleitungen zu den einzelnen Berichten.

Genf, Petit-Lancy, im Oktober 1907. — Friedrich M. Kircheisen.

1.

Aus dem Tagebuche eines deutschen Offiziers über seinen Feldzug in Spanien 1808

von

Ludwig von Grolman

Vorwort.

Der vorliegende Auszug aus dem „Tagebuche eines deutschen Offiziers über seinen Feldzug in Spanien“ ist einem Werke entnommen, dessen Verfasser sich dem Kriegsdienste aus eigener Wahl widmete, weil ihm der Tod auf dem Schlachtfelde als höchstes Ideal erschien. Sein Wunsch blieb nicht unerfüllt, und die Lücke, die der tapfere Mann im Heere hinterließ, war beträchtlich. Das wenige Geschichtliche, was über diesen badischen Oberstleutnant und Adjutanten der Infanterie bekannt ist, sei im folgenden wiedergegeben.

Ludwig von Grolman entstammte einer landgräflich hessischen Adelsfamilie, die einige Zeit den Adel abgelegt, ihn aber später wieder angenommen hatte. Sein Vater, der Oberappellationsgerichtsrat von Grolman, bestimmte seinen Sohn zum Gelehrtenberuf und richtete die Ausbildung des Geistes und der Fähigkeiten des Knaben danach. Später, im rohen Leben des Feldlagers, sollte dem jungen Grolman diese Bildung manche genußreiche Stunde verschaffen. In den Schriften der Alten suchte er ästhetische Zerstreuung, und Horaz begleitete ihn beständig auf seinen Feldzügen in Polen, Spanien und Rußland.

Noch ein Kind, trat der vor Verlangen nach dem Soldatenstand Brennende in holländische Militärdienste und gab seinem Leben somit aus eigenem Antriebe eine Wendung, die ihm verhängnisvoll werden sollte. Wie jung er gewesen sein mag, als er zum ersten Male den bunten Rock trug, geht aus einem kleinen Erlebnis hervor, das er selbst gern erzählt. Es war schauderhaftes Wetter, als sich sein Regiment eines Tages auf dem Marsche befand und mehrere Dörfer passierte. Da ward eine gutmütige

Holländern das kleine Bürschchen gewahr, das da mitten unter den sonnengebräunten soldatischen Gestalten marschierte. „Ach," rief sie mitleidig aus, „muß der kleine Kerl auch schon mit!" Unserm Helden aber waren diese Worte wie Dolchstiche, und er fühlte zum erstenmal, daß man nicht nur mit dem Willen und der Tat, sondern auch mit dem äußern Anschein der öffentlichen Meinung genügen müsse.

Kurze Zeit nachdem Holland mit England und Preußen seine ewige Allianz geschlossen hatten, trat Ludwig von Grolman in landgräflich hessische Dienste, in denen er ungefähr zehn Jahre verblieb. Während dieses Zeitraumes geschah in seinem Leben nichts Besonderes, was der Aufzeichnung wert gewesen wäre. Erst mit seinem Eintritt in kurbadische Dienste, im Jahre 1803, beginnt für ihn ein an Kriegszügen reiches Dasein.

Das mit Napoleon verbündete Baden sah sich gezwungen, seine Militärmacht zu vergrößern, und so eröffnete sich dem jungen Krieger eine glänzende Laufbahn. Seine Beförderung ging rasch vonstatten[1]), besonders ward der Feldzug von 1806 und 1807 für ihn von Wichtigkeit, da er den Erbgroßherzog von Baden als persönlicher Adjutant begleitete.[2])

Nicht lange sollte er nach diesem Feldzug, in welchem er das Waffenhandwerk in seinen erhabensten und rohesten Formen kennen gelernt hatte, der Ruhe pflegen können; schon ertönte von neuem die Kriegsfanfare und rief die Badener wiederum als Verbündete des großen Schlachtenkaisers nach Spanien. Nie gewohnt, zwischen Neigung und Pflicht zu schwanken, und den Krieg stets

[1]) 1803 wurde er Oberleutnant, 1804 Quartiermeisterleutnant, 1805 Stabshauptmann, Anfang 1808 trat er aus dem Generalstab aus und wurde zum Major im Regiment Harrant ernannt

[2]) Grolman schrieb auch ein Tagebuch über den Feldzug von 1806 unter dem Titel: Tagebuch über den Feldzug des Erbgroßherzogs Karl von Baden, 1806—1807. Bearbeitet und herausgegeben von Friedrich von Wengen Freiburg im Breisgau 1887 8°

von der Verstandsseite auffassend, konnte es seinem tätigen Geiste nicht unangenehm sein, das Garnisonleben aufs neue mit dem Biwak zu vertauschen und die badischen Truppen über die Pyrenäen zu begleiten.

Die Ereignisse dieses Kriegs, an dem er während der letzten drei Monate des Jahres 1808 und der ersten von 1809 teilnahm, beschreibt Grolman in seinem Tagebuche, aus dem hier ein Teil vorliegt, mit großer Treue. Jedem aufmerksamen Leser muß es auffallen, wie sehr er bemüht ist, sich mit diesem Kriege, den er im Grunde seines Herzens verabscheuen mußte, wenigstens nach außen hin auszusöhnen, und wie schmerzlich ihm oft das Mißlingen dieses Strebens war. Unter all den rauhen Männern, die das Kriegshandwerk empfindungslos gemacht hatte oder die den Militärberuf nur als Mittel zum Zweck, um sich zu bereichern und emporzukommen, betrieben, ist er wirklich eine seltene Erscheinung. Dennoch fand er unter seinen Kameraden manch gleichdenkenden Geist, manches mitfühlende Herz, und die Übereinstimmung ihrer Grundsätze half ihnen oft über das Schlechte und Ungerechte hinweg, das sie zu tun gezwungen waren.

Ganz unerwarteterweise wurde Grolman von seinem Fürsten aus Spaniens Bergen wieder an die Ufer des Rheins berufen. Mancherlei Auszeichnungen und Ehren erwarteten ihn, so seine Ernennung zum Oberstleutnant und bald darauf zum Generaladjutanten der Infanterie. Alle seine Wünsche schienen erfüllt, und er hätte sich im Schatten seiner Lorbeeren glücklich schätzen können, wenn ihn das Jahr 1812 nicht aufs neue ins Kriegsgetümmel gerufen hätte. Diesmal aber sollte er nicht wieder zurückkehren. Mit Tausenden seiner tapferen Gefährten unterlag er auf den russischen Eisfeldern den unerbittlichen Elementen des russischen Nordens, wenn auch nicht direkt, so doch mittelbar. Er starb zu Anfang des Jahres 1813 in Wilna an den Folgen einer allgemeinen Erschöpfung.

F. M. K.

1. Kapitel
Der Marsch über die Pyrenäen

Es war ein Kurier vom König Joseph aus Vittoria angekommen, der uns mit Eilmärschen zur Armee beorderte, deren rechter Flügel in Biscaya sehr bedroht wurde. Ich beilte mich also, nur die notwendigen Lagerbedürfnisse anzuschaffen und die übrigen Vorbereitungen zu treffen, so daß ich nur wenig Zeit behielt, mich in Bayonne umzusehen. Es gefiel mir sonst recht gut in dieser nur eine Stunde von der See gelegenen Handelsstadt. Sie ist nicht sehr groß, aber volkreich. Eine Menge von Spaniern, die nicht Augenzeugen der Katastrophe ihres Vaterlandes sein wollten, hatte sich beinahe aller noch übrigen Wohnungen bemächtigt. Der Handel lag zwar, wie überall, danieder, und die Gegenwart des Kaisers hatte durch strengere Maßregeln den Druck des Seekrieges erhöht. Dagegen war durch die Bedürfnisse der Armee und das viele Geld, das die durchziehenden Truppen verzehrten, auf anderm Wege Bewegung und Leben hervorgebracht worden . . .

Wir mußten den 13. Oktober bis 9 Uhr morgens verweilen, weil wir Brot, Fleisch, Munition und Kochgeschirre zu empfangen hatten. Unsere große Bagage ließen wir in Passourary zurück. Wir gingen einige Stunden zwischen beinahe wirklichen Dünen und fanden dann den malerisch zerstreuten Flecken Bidars. Der Atlantische Ozean brandete eben bei voller Flut stolz gegen das Gestade. Seiner

Gewalt spottend, streckten die Pyrenäen ihre hohen, steilen Felsen weit in die murrenden Wogen. Freundlich stand die Sonne hoch über beiden und lächelte die kühnen Felsen, die schimmernden Fluten und die kleinen Würmer an, die schweißtriefend zwischen beiden wandelten, um den Tod vom Rheine nach dem Tajo zu tragen . . .

In Irun hatten wir gleich mit dem spanischen Kommandanten im Dienste des Königs Joseph Verdruß. Unsere armen Leute waren durch ganz Frankreich marschiert, wo man ihnen nichts gegeben hatte, als ihre tägliche Zulage von fünf Sols. Vom Eintritt auf den spanischen Boden an hörte diese auf, und wir sollten dagegen die Rationen beziehen. Nun befanden sich die Leute plötzlich, mitten in der Nacht, hungrig und ermattet, auf dem schon durch französische Sagen verhaßten, feindlichen Boden in einem verwünschten Kloster, wo ihnen nur der Schmutz und die Läuse ihrer Vorgänger begegneten und nicht einmal sauberes Stroh zum Lager zu finden war. Vom Schweiß des Pyrenäenmarsches bedeckt, schüttelte sie Fieberfrost in den dicken, kalten Mauern, und es fand sich kein Holz, um den neuen Feind zu vertreiben. Verzweiflungsvoll griffen die Leute nach Zäunen und Bauholz, das sich in der Nachbarschaft befand. Da war der Kommandant der Stadt außer sich. Ich verhalf ihm wieder zu dem geraubten Holz und er mir zu den schuldigen Rationen. So kamen wir endlich mitten in der Nacht auseinander, um den nahen Morgen zu erwarten, der uns tiefer in das fremde Land führen sollte.

Am 14. kamen wir über die Flecken und Städtchen Oyarzun, Hernani und Villabuena, nach einem Marsch von beinahe acht Stunden Wegs, nach Tolosa, der Hauptstadt von Guipuzcoa.

So oft wir beim weiteren Marsch auch die Stirne trocknen mußten, so sehr erheiterten sich unsere Herzen an dem Anblick des lieblichen, grünen Pyrenaenlandes. In der Tat, man wird wenige Länder in Europa finden, wo eine kräftigere Natur von kräftigeren Menschen be-

wohnt und mit regerem Fleiße angebaut wird als in den baskischen Provinzen, vorzuglich in Guipuzcoa und Biscaya . . .

Frei und ohne Menschenfurcht im Reden und Handeln geht der Biscayer munter und kraftvoll einher. Nicht leicht sieht man jemanden unbeschäftigt. Wenngleich die Männer durch ihre braune und schwarze Tracht und durch die Mäntel dem Anschein nach etwas von der Gravität und Traurigkeit der übrigen Spanier annehmen, so sieht man doch an ihrer freieren Bewegung und an dem lebhaften, nicht niedergekehrten Blick, daß sie anderen Geistes sind. Die Bauernmädchen sind keineswegs so traurig wie im übrigen Spanien gekleidet. Sie gehen in Hemdärmeln und bunten Miedern, tragen ihre langen schwarzen Haare in sehr gut stehenden Flechten und haben bunte Tücher um den Kopf. Eine Menge solcher Mädchen begegnete uns und bot uns Äpfel feil. Ihre Munterkeit und die auffallende Ähnlichkeit ihrer Tracht mit der Kleidung der hessischen Bauernmädchen machte uns viel Vergnügen. Am meisten fanden wir uns aber durch die herrliche Straße überrascht, die auf beiden Seiten mit Quadersteinen belegt ist und eine Menge kostbarer Brücken hat. Sie verfolgt bald im Tale die Ufer des Flusses, bald windet sie sich mit kunstvollen Zickzacks über die höchsten Berge hin. Sie ist noch kein halbes Jahrhundert alt, aber der tätigste Beweis des Gewerbfleißes der Biscayer.

Die Lage der Dinge war damals für die französische Armee noch schlimm. Der König[1]) bei Vittoria und der Marschall Moncey[2]) bei Pamplona hatten alle Hände voll

---

[1]) Joseph Bonaparte, Napoleons ältester Bruder, hatte am 6. Juni 1808 den spanischen Thron bestiegen. (Vergleiche auch die Einleitung zum ganzen Werk.)

[2]) Baron Adrien Jeannot Moncey, Herzog von Conegliano, 1754—1842, französischer Marschall, rückte im Jahre 1808 mit dem 3. Armeekorps in Spanien ein, schlug später bei allen Treffen die Insurgenten von Valencia und veranlaßte sie, sich in Valencia selbst zu verschanzen, wo er sie sieben Stunden lang bombardierte. Da

zu tun, um den gerade gegen sie andringenden Feind abzuhalten; und nun war Blake[3]) mit einer 20—30 000 Mann starken Armee nach Bilbao vorgedrungen, hatte den General Verdier vertrieben und drohte gerade gegen Bayonne zu marschieren. Es ist unbegreiflich, was ihn an diesem Marsch verhinderte. Er hätte den König in die größte Verlegenheit versetzt und ihn zum Rückzug in die Pyrenäen gezwungen, noch ehe die große Armee ankommen konnte, die damals erst anfing über die Loire zu gehen. Die ihm gegenüberstehende Division war wenigstens nicht gegnet, ihm ernstlichen Widerstand zu leisten. Sie war höchstens noch 4000 Mann stark und bestand aus den Trümmern der konskribierten Legionen des vorigen unglücklichen Feldzuges. Sie war drei kleine Stunden von Durango auf dem halben Wege von Bilbao bei Zornoza aufgestellt, und es stand bei dem Feinde, sie zu vernichten, wenn er nur Mut und Feldherrntalent besaß. Die Spanier ließen indes in Unschlüssigkeit die beste Zeit verstreichen. Am 15. endlich rückten sie näher gegen Zornoza. Das verursachte ein kleines Gefecht, und das gerade ankommende Regiment Nassau mußte sogleich auf die Berge ausrücken und blieb daselbst im Biwak. Hierdurch gedeckt fanden wir es besser, konnten unsere Leute in ein Kloster einquartieren und ein paar Tage ausruhen lassen. Dann fingen wir an, mit den übrigen Truppen den Dienst gegen den Feind zu teilen. Am 17. kam nämlich auch das Regiment Hessen nach Durango, und am folgenden Tag übernahm General Leval[4]) das Kommando unserer Division und des ganzen Korps.

---

er sie indes nicht bezwingen konnte, zog er sich auf Almanza zurück und begab sich auf das linke Ebroufer, um nach Zaragoza zu marschieren.

[3]) Joaquin Blake, spanischer General irländischer Abkunft, 1759—1827, kommandierte die spanischen Armeen von Galicien.

[4]) Jean François Graf Leval, französischer Divisionsgeneral, 1761—1834, kämpfte fast während der ganzen Dauer des Krieges, von 1808—1814, auf der spanischen Halbinsel.

Das Wetter war mehrere Tage anhaltend schlecht, und Durango bot uns wenig Unterhaltung dar, obgleich es eine ganz angenehme Stadt der Provinz Biscaya ist. Ich beschäftigte mich bei den wenigen Hilfsmitteln, die ich vorfand, damit, soweit es ging, unsere Leute wieder in guten Zustand zu setzen. Übrigens lernte ich in meinen Wirtsleuten die Nation ein wenig kennen. Sie haßten mich zwar als einen ihrer Feinde unbeschreiblich und zwar alle zusammen, das Stubenmädchen nicht ausgenommen, das alle Morgen mit saurem Gesichte kam, mich auf baskisch auszuschelten. Im ganzen waren es aber doch mit all ihrer Bosheit ganz gutgeartete Menschen, die einiges Interesse an mir fanden, weil sie glaubten, sich auf meine Kosten über uns lustig machen zu können. Sie bestanden aus einem Don — mit einem langen Namen, der mir nicht gleich wieder einfällt — ein Mann von etlichen Dreißig, nicht groß, bräunlich von Gesicht und schwarz von Haaren; aus seiner Frau, etwas jünger als er und gut konserviert, von beinahe gleicher Farbe, mit langen schwarzen Haaren und den schönsten weißen Zähnen, aus seinem Bruder, einem ältlichen, ganz gemeinen Bauersmann, und aus ein paar kleinen Kindern und Mägden. Der Hausherr war viel gereist, hatte sonst Handelsgeschäfte getrieben und lebte nun in einem ererbten Hause für sich. Er trug sich wie ein Mann von Stande mit feinem, vorn mit Samt verbrämtem Mantel und feinem, dreieckigem Hut. Er hatte viele Vorurteile, war in Spanien ziemlich, aber außerhalb nicht bekannt, wußte etwas Bescheid in der Geschichte und sprach gebrochen Latein. Diese Sprache findet man als Ausstattung der Klostererziehung ziemlich häufig in dem Munde der Männer von einiger Bildung, und sie hilft dem Franzosen fort, der noch kein Spanisch versteht und vergebens nach der Analogie mit anderen Ländern auf sein Französisch gerechnet hat. Der Bruder hatte die gemeine braune Jacke, den groben braunen Mantel, die braune Montera und die biscayischen Gamaschen, die aus einem Streifen schlecht geschnittenen braunen Tuchs bestehen, welchen man

um das Bein windet und der oben und unten zugeschnallt ist, aber das Auffallende des Unterschiedes zwischen beiden Brüdern verschwand, als ich mich näher unterrichtet hatte . . .

Wir Offiziere hatten in Durango beim Oberst unsere Tafel, die meist von den Magazinlieferungen bestellt wurde. Sonst waren wegen der Nähe des Feindes die Lebensmittel nämlich teuer bis auf die Baumfrüchte, Äpfel, Kastanien und Nüsse. An Butter fehlte es nicht, mein Wirt klagte mir aber nach einigen Tagen, es sei nicht mehr auszuhalten: „Durch die Trennung von Bilbao wird das Öl so teuer und selten, daß ich beinahe genötigt bin, das Essen mit Butter anrichten zu lassen." Der Biscayer hat nämlich das Öl ebensowenig einheimisch als wir, nur etwas näher, er muß es aus dem südlichen Spanien kommen lassen.

Da es anhaltend regnete — ein Umstand, der in dieser Stadt den Schmutz nicht vermehrte, weil ihre engen Straßen meistens mit Quadersteinen gepflastert sind — so befand man sich außerhalb und innerhalb der Häuser nicht wohl. Ein spanisches Haus hat nämlich nicht immer einen Kamin, geschweige denn einen Ofen. Die Fenster sind meistens nur mit hölzernen Läden, höchst selten mit Glas geschlossen. Will man nun bei hellem lichtem Tag etwas sehen, so muß man durch Öffnen der Fensterladen alle Widerwärtigkeiten des winterlichen Wetters zu sich hereinlassen. Dagegen hat man kein Mittel als den Brasero, das heißt, eine in ein viereckiges hölzernes Gestell eingesetzte kupferne Kufe oder Pfanne, die mit glimmender Asche gefüllt ist. Sind die Kohlen noch nicht verglimmt, so verbreiten sie häßliche Dünste, die Lungenübel und Stickungen hervorbringen. Die große Küche in der Mitte des Hauses ist dann der allgemeine Zufluchtsort. Um ihr wohltätiges Feuer versammelt sich jung und alt, besonders abends. Auch ich fand mich oft in den Stunden ein, die mir der Dienst übrig ließ. Die Doña fiel dann gewöhnlich mit scharfem Zahn über mich her, schalt mich und den Kaiser aus und wollte sich dabei halb krank lachen. Er war

ernsthafter und tiefer. Oft versicherte er mich, ich würde in acht Tagen jenseits der Pyrenaen sein, wenn ich lebendig hinüberkäme. Ich versprach ihm dagegen, ihm in ebenso kurzer Zeit einen Chesterkäse aus Bilbao zu schicken, den er besonders zu lieben schien. Ich würde Wort gehalten haben, wenn ich die Gelegenheit gefunden hätte. Die Leute lebten sehr einfach. Morgens trank jedes Familienglied eine große Tasse trefflicher Schokolade, wovon ich auch eine mit gerösteten Semmelschnitten und einem großen Glas frischen Wassers bekam. Mittags wurde Suppe und ein Ragout gegessen, abends ein einfaches Gericht, zum Beispiel gebackene Fische. Starke Getränke kamen nicht vor, nur nahm der Hausherr ein Glas Likör beim Essen. Dazwischen wurden den ganzen Tag Äpfel gebraten, auch wohl Kastanien. Übrigens ging es ziemlich ungeniert zu. Wenn ich kam, machte man mir einen Platz beim Feuer zurecht; die Doña setzte sich einige Mal ganz munter mir gegenüber, legte ihr interessantes Bronzeköpfchen in den Schoß einer Magd, ließ sich die schönen Haare auseinandernehmen und — die Läuse suchen. Gab's was Rechtes zu knacken, so schien ihr dies Spaß zu machen. Dabei unterhielt sie sich durch allerlei Anreden aus der Schürze der Magd mit mir, wovon ich denn gewöhnlich nichts, oder falsch verstand und ausgelacht wurde. Schimpfte sie nicht, so suchte mir wohl der Mann in seinem gebrochenen Latein ihre Ausdrücke zu erklären. Wenn es dunkel wurde, hing man in der Mitte eine Lampe auf, und einige Señores aus der Nachbarschaft setzten sich zu uns, um den Zirkel zu vermehren.

Die Männer waren gewöhnlich sehr niedergeschlagen, doch funkelte in ihren Augen die Hoffnung auf eine baldige Erlösung. Was ich ihnen von unserer herbeiströmenden Macht sagte, glaubten sie nicht oder widerlegten es durch hochmutige Herausforderungen. An heimlichen Nachrichten von den Insurgenten fehlte es ihnen nicht. Sonst existierte aber kein Mittel, seine Neugierde zu befriedigen, als das Blatt, das der König in Vittoria drucken

ließ. Dieses brachten sie zuweilen und kommentierten es bitter.

Am 21. fing das Wetter an erträglicher zu werden. Ich streifte, soweit es die Umstände erlaubten, hinter den Vorposten herum, um auf dem neuen Boden meine militärisch-topographische Neugierde zu befriedigen. Übrigens beging ich manche Unvorsichtigkeit, ehe ich mich daran gewöhnen konnte, mich hinter der Front nirgends für sicher zu halten als in der Mitte von Bewaffneten. Oft verschwanden zwar Leute in Biscaya, und man erfuhr nie, wohin sie gekommen waren, oder sie kamen verwundet und nackt zurück und erzählten, wie man aus Fenstern und Buschen auf sie geschossen und sie dann beraubt hätte. Ich glaube aber, es wird jedem braven Mann, dessen Herz nicht von Natur oder durch Erziehung und Unglück eingeschüchtert ist, so gehen wie es mir ging. Ich konnte mitten unter den Verrätern mich nicht daran gewöhnen, Verräterei für meine Person zu fürchten.

Um halb zwei Uhr kamen wir — nach einem Ausflug in die Umgegend — bei unserer Tischgesellschaft an. Wir ahnten nicht, daß wir in den ersten Monaten in keinem Hause mehr schlafen sollten. Kaum hatten wir mit einigen Bissen den ersten Hunger gestillt, und schon senkten sich unsere ermatteten Augen zum Schlaf — da wurde der Generalmarsch geschlagen. Ich hatte kaum Zeit, die Wäsche zu wechseln, so schnell ging es zum Tore hinaus. General Merlin[5]) war mit seinem Haufen auf allen Seiten angegriffen worden und hielt sich nur mit Mühe bei Zornoza. Wir konnten aber auf dem abscheulich elenden Wege an der Durango nur langsam fortkommen. Es war schon Nacht, als das Regiment Nassau und die badischen Voltigeurs bei Zornoza ankamen. Wir nahmen mit

[5]) Antoine Eugène Merlin, französischer Brigadegeneral, 1765 bis 1845. Die Schlacht von Zornoza fand am 29. Oktober zwischen dem Marschall Lefebvre und der Armee Blakes statt, die von ersterem geschlagen wurde.

dem badischen Regiment eine Aushilfsposition rechts im Gebirge. Durch die Pflicht die ganze Nacht in der tätigsten Anstrengung erhalten und durch herbstliche Regenschauer abgekühlt, hatte ich Zeit genug, mir über die glückliche Wahl des Augenblicks am vorigen Tage einige derbe Komplimente zu machen! Am 25. bezog ich mit dem ersten Bataillon eine Stellung auf einer Höhe rechts rückwärts von Zornoza, die Front gegen Lebano, den rechten Flügel gegen die Kapelle hin. Ich sollte verhüten, daß der Feind nicht die rechte Flanke des Generals Merlin umginge, und schickte daher starke Abteilungen vorwärts, rechts ins Gebirge. Das zweite Bataillon ging nach Durango, wo das Regiment Hessen in Reserve stand. Unsere braven Voltigeure schossen sich den ganzen Tag jenseits Zornoza mit dem Feind herum und hielten ihn in Respekt. Wir lebten zum ersten Male auf gut soldatisch aus dem Stegreif von geraubten Hämmeln.

Ohne daß ich ahnte, wie es bei Zornoza aussah, visitierte ich in der Nacht ruhig meine Posten, als ich Befehl zum Rückzug durch das Durangotal erhielt. Ich brauchte anderthalb Stunden, ehe ich meine Leute alle wieder zusammen hatte. Dann dauerte es wenigstens ebenso lange, bis ich durch die scheußlichsten Wege in der Dunkelheit in dem berühmten Durangotal herauskam und wieder mit den Meinigen vereinigt war. Dort hel ich in die Nachhut und kam in ziemlich schlechtem Zustand, über die Maßen ermüdet, bei vollem Tag unweit der Stadt an. Es ist ein Unglück, wenn die Generale die Gegenden nicht kennen. Hätte man mich meinen Rückzug über die Höhen machen lassen, so würde ich von der einen Seite die ganze Armee gedeckt haben; ja selbst, wenn ich angegriffen worden wäre, hätte ich gewiß nichts verloren. So half ich andern das Spiel verderben und wäre, wenn der Feind uns angegriffen hätte, leicht verteidigungslos vernichtet worden.

Der Feind hatte seine ganze gegen 30 000 Mann starke Armee noch vor dem Abend des 25. dicht vor Zornoza ausgebreitet und große Massen davon links gegen Lebano vor-

geschoben. Es war hohe Zeit, einen von aller Verteidigung entblößten Kessel, wie das Tal von Zornoza, zu verlassen, wollte man nicht ganz darin aufgerieben oder von Bergara abgeschnitten werden. Der Marschall Lefebvre[*], der am 25. mit Kurierpferden von Vittoria angekommen war, sah dieses noch zur rechten Zeit ein, und der träge Feind merkte am Morgen des 26., als er uns verschwunden sah, zu spät, welchen Vorteil er hatte entschlüpfen lassen. Ich war, nachdem ich mich aus dem Kote des Durangotales herausgewunden und meine Leute beim Zählen auf der Wiese vor der Stadt alle wiedergefunden hatte, froh, meinen Freund P . . . . . anzutreffen, der mit seinen Kanonen im Biwak geblieben war. Er labte mich mit einer Tasse Schokolade, und ich bekam dadurch Mut, mich an einem Baum, an den ich einen kleinen Spiegel einschlug, zu rasieren. Das hätte mir beinahe den Hals gekostet, denn einem bergischen Dragoner kam diese Idee in demselben Augenblick. Er schlug sein Spiegelchen auf der anderen Seite des Baumes ein, der nun einmal bestimmt war, ein ober- und ein niederrheinisches Gesicht zugleich zu spiegeln, und ich hätte mir beinahe den Hals abgeschnitten, weil ich, statt in meinen Spiegel, in das schwarze Gesicht vor mir blickte, das die komischsten Grimassen machte.

Nach allerhand vergeblichen Märschen bezogen wir endlich um Mittag ein Lager auf dem rechten Flügel der ersten Linie der kleinen Armee von höchstens 8000 Mann, die sehr buntscheckig zusammengesetzt war. Der Marschall ging nach Vittoria zurück, um Hilfe herbeizuführen. Wir waren eben mit Erbauung der Hütten beschäftigt, als der Feind unsere etwas weit vorgeschobenen Schützen und Voltigeure mit Ungestüm und in großer Mehrzahl angriff und anfangs zum Teil über den Haufen warf. Sie

[*] François Joseph Lefèbvre, Herzog von Danzig, französischer Marschall, 1755—1820, befehligte im Jahre 1808 das 5. Armeekorps.

betrugen sich aber sehr brav und warfen mit Unterstützung der Bruknerschen Kompagnie den Feind gänzlich zurück. Dieser begnügte sich mit dem kleinen Versuch, ob man vor ihm ausreißen würde! Wir zogen aber unsere Postenkette näher vor uns und deckten auch unsere rechte Flanke, die sich an Wald und Sumpf anlehnte, welche sehr hohe Berge begrenzten. Bald sahen wir diese mit einzelnen Trupps Bewaffneter angefüllt. Ich nahm gegen Abend 40 Freiwillige, machte eine äußerst mühsame Rekognoszierung über alle Gebirgskuppen in unserer rechten Flanke, schlich mich bis dicht an die feindliche Avantgarde heran, stellte um Mitternacht einen großen Posten auf den Hauptberg, der alle anderen beherrscht, und kam vor Morgen ohne Verlust, aber sehr ermüdet, in die Hütte zurück.

Am 27. sahen wir in unserem etwas erhöht liegenden Lager einen komischen Balgerei zu, die gefährlich hätte werden können. Die Spanier waren im Begriff, ihre Vorposten dicht an die unsrigen heranzurucken. Ein leichtes Bataillon breschte auf unserem linken Flügel jenseits des Durango aus einem Eichenwäldchen mit solchem Ungestüm auf die hessische Voltigeurkompagnie, daß diese in wenigen Minuten den Berg hinunter war. Der kommandierende General Leval, der mit seinem ganzen Gefolge eben mühsam den Berg erklommen hatte, wäre beinahe vor unsern Augen gefangen genommen worden und mußte zu Fuß, sein Pferd an der Hand führend, den steilen Abhang hinabspringen. Mit nicht ungerechtem Unwillen kam der General fluchend zu uns. Der stolz gewordene Feind fing eben an, auch unsere rechte Flanke zu beunruhigen und unsere Pikets anzugreifen. „Zeigen Sie den Hundsföttern," rief der General, „daß gute Truppen da sind, wir sollen uns nicht mit ihnen einlassen, aber zu hochmütig dürfen wir sie auch nicht werden lassen." Wer war froher als wir, daß wir auch einmal daran durften? Mühsam erklommen unsere geschlossenen Kolonnen den hohen Bergrücken, den uns der Feind längst hätte abgewinnen sollen, auf dem aber erst wenige Vortruppen an-

gekommen waren, die unsere Voltigeurkugeln in einem Augenblick verscheuchten. Bald hatten wir uns längs des prächtigen Abhangs entfaltet. Der Feind hatte eine untergeordnete Höhe inne, die, aus dieser gegen einen Bach hervortretend, eine Art Plateau bildete. Vier Kompagnien warfen ihn auch hier bald herunter, während wir oben Feuer anzündeten und turkische Musik machten.

In der Nacht wollte ich den feindlichen starken Vorposten auf dem gegenüberliegenden hohen Felsen aufheben, was mir in der vorigen Nacht nicht unmoglich geschienen hatte. Ich konnte aber mit meinen Wagehälsen teils in der Dunkelheit keinen Übergang über den noch nicht rekognoszierten Bach finden, teils auch fanden wir schon die Hohe mit einigen Regimentern besetzt.



2. Kapitel

Ankunft der großen Armee. Treffen bei Vittoria und Bilbao

Am 28. wurden wir angenehm durch den Anblick der ersten Truppen der großen Armee überrascht. Die zum 1. Armeekorps gehörige, aus vier schönen Infanterieregimentern bestehende Division Vilatte hatte uns der König von Vittoria aus zu Hilfe geschickt. Das 27. leichte und 63. Linienregiment lösten uns auf unserer schönen Bergfeste ab. Wir waren schon im Begriff, wieder auf unseren alten Platz herunterzurücken, als uns der Marschall[1]), der von Vittoria gekommen war, Befehl gab, als zweites Treffen stehen zu bleiben. Dieser Umstand war für uns sehr vorteilhaft. Der Marschall war schon durch die Geschicklichkeit unseres Obersten und durch den Eifer der beiden Regimenter ganz für uns eingenommen. Da wir nun auf einer Position standen, die wir selbst erobert hatten und die die ganze Gegend beherrschte, so kam der Marschall täglich zu uns und gewann uns immer lieber. Wir ließen es uns auf diese Art ganz gern gefallen, unser vergebens erbautes Lager nur von weitem sehen zu können und auf dem kahlen Felsen den nahe gehofften Angriff zu erwarten, zumal wir recht angenehmes Herbstwetter bekamen. Unsere Hoffnung schien um so begründeter, da wir auch noch das holländische Infanterie- und

[1]) Gemeint ist Lefèbvre.

Husarenregiment und das Bataillon Primas ankommen sahen. Die buntscheckige Division Merlin wurde dagegen aufgelöst und marschierte großenteils ab.

Am 30. kam der Divisionsgeneral Sébastiani[8]) endlich mit den vier schönen Infanterieregimentern an, die die 1. Division des 4. Armeekorps ausmachen sollten. Nun ließ sich der Marschall nicht mehr halten. Mit sichtbarer Freude kam er zu uns, traf seine Dispositionen und zeigte den Kommandeuren ihren Weg. Er ließ doppelte Portionen Branntwein und viele Patronen herbeibringen. Jeder Mann bekam 60 in die Tasche, und jedes Bataillon noch ein mit Munition beladenes Maultier. Alles blieb übrigens beim alten. Die Division Sébastiani blieb in der Nacht in Kolonnen im Tal in der Nähe der Straße liegen. Unsere Voltigeure, auf die man außerordentliche Zuversicht hegte, standen vor diesen Kolonnen dicht an dem Feind, um den Neuankömmlingen auf dem wohlbekannten Terrain den Weg zu bahnen.

Mit Tagesanbruch standen sämtliche Kolonnen dicht hinter den Vorposten bereit. Ein neues Hindernis war eingetreten. Die ganze Gegend war in einen Nebel eingehüllt, der die Ausführung eines mit Ordnung und Übersicht geleiteten Plans verbot.

Kaum fingen nach ein paar Stunden langen, vergeblichen Wartens die Nebel an, durcheinanderzufließen und durchsichtiger zu werden, als auch der Angriff auf dem linken Flügel mit einem heftigen Geplänkel begann. Nie stand wohl ein Häuflein an einem so wichtigen Tag interessanter postiert, als das unsere. Von dem vorspringenden, hohen Plateau, wo links und rechts die beiden Kolonnen des rechten Flügels standen, konnten wir alle

[8]) Horace François Bastien de la Porta Graf Sébastiani, hervorragender französischer General und Diplomat, 1772—1851, kämpfte 1808—1811 in Spanien, wo er erst die 1. Division des 4. Armeekorps kommandierte und nach der Einnahme Madrids zum Oberbefehlshaber desselben Korps, das zur Deckung der Stadt bestimmt war, ernannt wurde.

Stellungen des feindlichen Vortrupps und jeden Mann unserer Armee übersehen. Vor uns am Abhang lagen die Voltigeure auf Büchsenschußweite von den feindlichen Vorposten, die jenseits des Wassers standen. Bei uns waren der Marschall, der Divisionsgeneral Leval und der Brigadegeneral Pacthod[*]), der die Kolonne zur Rechten kommandierte. Alle Generale und Stabsoffiziere waren zu Fuß, mit großen Eichenknitteln bewaffnet, die unsere Sappeure hauen mußten. Sie hatten auch zur Verfertigung neuer Brücken Materialien herbeigeschleppt, die nachher der Mut der Truppen unnötig machte. Bald standen alle feindlichen Lager, durch den Lärm auf dem rechten Flügel aufgeschreckt, unter Waffen. Wir waren den zwei Positionen des linken Flügels so nahe, daß man beinahe die Leute zählen konnte. Unsere Leute freuten sich im voraus, bemerken zu können, wie unsere Haubitzengranaten, die der Feind nicht ahnte, in seine Reihen fliegen wurden. Der Marschall selbst war mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit im Reden und Handeln einer der wichtigsten Gegenstände unserer Beobachtung.

Endlich war unser linker Flügel nach Überwindung vieler Schwierigkeiten bis auf die bestimmte Höhe vorgedrungen. Der Marschall schwang seinen Thyrsus. Die zurückgehaltenen Donner ertönten und verbreiteten durch ihr Geschoß vor unseren Augen Verwirrung auf beiden Positionen der überraschten Feinde. Die Voltigeure waten durch den Bach, und das Tirailleren begann. Alle Kolonnen drangen zugleich im Geschwindschritt mit türkischer Musik vor, und lauter, unbefohlener Jubel rauschte, gleich plötzlich aufschwellenden Meereswogen, von einem Flügel zum anderen.

Ich übergehe die weiteren Einzelheiten dieser kleinen, aber für unseren Ruhm und unser militärisches Bewußtsein

[*]) Graf Michel Marie Pacthod, geboren 1764, focht am 10. November 1808 bei Espinosa. Am 12. Dezember erstürmte er mit dem 27. leichten Infanterieregiment und dem 45. Linienregiment das Tor von Alcala beim Angriff auf Madrid.

entscheidenden Schlacht. Der Feind wurde ohne großen Widerstand aus zwei sehr festen Stellungen geworfen. Die Kolonnen taten keinen Schuß und hielten nicht länger an, als nötig war, um nach durchwatetem Bach oder nach erklommener Höhe oder halb rutschend verlassenen steilen Bergen nicht auseinanderzukommen und mit den benachbarten auf gleicher Höhe zu bleiben. Außer den Voltigeuren kamen nur diejenigen Kompagnien ins Feuer, die wir abwechselnd absandten, um Gefangene zu machen, oder um erstere, die wie die Hunde auf halb fliehende, halb widerstehende Eber hetzten, zu unterstützen. Endlich stießen wir auf die ganze spanische Armee, die, ziemlich stark an Zahl, aber ohne Kavallerie und Artillerie, sich auf dem beinahe isolierten, kahlen Berge vor Zornoza aufgestellt hatte. Sie hielt in drei Linien den ganzen vorderen Abhang des langen Bergrückens besetzt und hatte zwischen diesen Linien viele Regimenter als Kolonnen aufgestellt. General Blake ritt dazwischen herum und gab sich viele Mühe, die Ordnung herzustellen. Wir mußten ein wenig anhalten, da unsere Kolonne so nahe am Feind war, daß die kleinen Kugeln hineinzutreffen anfingen und General Pacthod zur Rechten und Sébastiani zur Linken noch nicht so weit waren. Unsere Voltigeure, einen Augenblick allein dem ganzen Feuer der feindlichen ersten Linie ausgesetzt, mußten ein wenig zurückgehalten werden. Ich schickte ihnen die Grenadiere zu Hilfe. Statt sich als Unterstützung hinter sie zu stellen, ließen sie sich von blindem Eifer verleiten, sich wie die Tollen auf den Feind loszustürzen. Dadurch verloren sie unnötig viele Leute, und da der Kapitän und erste Leutnant verwundet waren, geriet der zweite zum Glück noch unter die eben ankommenden äußersten Voltigeure des rechten Flügels von Pacthod und kam erst am anderen Tag wieder zu mir. Dadurch verlor ich nutzlos für das zu erwartende Hauptgefecht meine beste Kompagnie. Eine andere, die ich nun abschicken mußte, machte mir's nicht viel besser, und ich hatte große Mühe, sie wieder an mich zu ziehen.

Unterdessen kamen auch auf unserem linken Flügel die Kolonnen von Sébastiani zum Vorschein. Die vier Haubitzen, die sich im Tal durchgearbeitet hatten, fingen an, die feindliche Hauptstellung zu bewerfen. Das 27. leichte Regiment rückte in der linken Flanke des Feindes langsam vor. Alle Voltigeure des rechten Flügels und des Zentrums waren wieder im Feuer. Der Feind fing an, abzuziehen, die Voltigeure kletterten den Berg hinauf; alle Kolonnen folgten im Sturmschritt. Bald wurde Verwirrung und Flucht beim Feinde allgemein, doch konnten von den atemlosen Voltigeuren nur wenige noch eingeholt und gefangen werden. Der Marschall überschüttete uns mit Lobeserhebungen und ließ zur Auszeichnung mein Bataillon und eins von Nassau für die Nacht als seine Leibwache in Zornoza einrücken. Die übrige Armee biwakierte außerhalb des Orts, der von Einwohnern ganz verlassen war. Die ermatteten hungrigen Soldaten fielen etwas unsanft über die zurückgelassenen feindlichen Magazine her. Ermüdung und ungleich gestillter Hunger machten dem Lärm zuletzt ein Ende.

Am 1. November teilte sich die Armee in drei Kolonnen. Das Hauptkorps mit der Artillerie und allem Fuhrwerk verfolgte den Lauf der Durango und des Ybaychalvals, zwei Regimenter der Division Villatte kletterten über einen nahen Fußpfad, der quer über das steilste Gebirge führt, die Brigade Pacthod und die Division Leval gingen rechts durch bewohnte, aber auch sehr unwegsame Gegenden, nämlich durch die Dörfer Larrabezua, Lezema und Zamudio, aus denen der Schrecken die unglücklichen Einwohner entfernt hatte, die jetzt zum erstenmal den grausamen Feind sahen. Auch diese abgelegenen Ortschaften hatten das Ansehen von Wohlstand, das der Fleiß der Bewohner täuschend über die wilden Täler Biscayens verbreitet. Die Kirchen, deren Heiligkeit selbst der Wut der raubgierigen Soldaten keinen Einhalt tat, waren reich mit Gold und Silber und herrlichen Meßgewändern gefüllt. Von der spanischen Armee sahen wir nichts als Spuren ihres

Rückzugs und ihrer Flucht. Sie war noch in der Nacht über Bilbao bis Valmaseda zurückgegangen. Einzelne Leute davon schwärmten noch auf unsern Flanken herum. Ich ließ eine Anzahl durch Seitenpatrouillen zusammentreiben, arme Teufel, die man uns im Hauptquartier nicht abnehmen wollte und die wir daher, wie das öfters geschah, schließlich wieder laufen ließen. Ein fanatischer Mensch unter ihnen hätte beinahe noch am Abend unsern Oberst getötet, wenn das Gewehr nicht versagt hätte.

Gegen Abend war das ganze Armeekorps in der Gegend von Bilbao angekommen, wo das Hauptquartier blieb. Wir gingen eine Stunde abwärts mit unserm Regiment auf den Flaggenturmberg (Punta de las banderas), auf dessen windigem Gipfel wir die Nacht biwakierten.

Für uns war es schrecklich zu sehen, wie dieses ganze schöne Land der zügellosen Plünderung und der Wut des betrunkenen Soldaten preisgegeben war, der sich die Hände in Arrak und Champagner wusch und auf Meßgewändern schlief. Ich verließ aus diesem Grunde die besoffene Bande keinen Augenblick, da niemand bei dem allgemeinen schlimmen Beispiel mehr Herr darüber war. Abends trank ich mit meinen Offizieren einen ehrlich erkauften Punsch auf dem Flaggenturm, von dem wir die bunten Fahnen wehen ließen, die zum Signalisieren der Schiffe bestimmt sind und in der Stadt gesehen werden können. In der Nacht bekamen wir Marschorder. Am Morgen verließ ich unsern schönen windigen Berg, nachdem ich allen Raub, der sich im Lager befand, hatte verbrennen lassen.

Am folgenden Morgen fand der Marschall beim Rekognoszieren vor Valmaseda keinen Feind. Weiter vorzugehen durfte er nicht wagen, weil der Kaiser, der unterdessen in Vittoria angekommen war und vom Zentrum aus seine großen Manöver einleitete, haben wollte, daß wir den Feind in dem Defilee der Durango durch den Anschein von Furcht noch einige Tage hinhalten sollten, während er vom Ebro her zwei Armeekorps in verschie-

denen Richtungen in den Rücken des spanischen linken Flügels schickte. In der Tat, hatte der Marschall den General Blake nicht zu früh geschlagen, so wäre dieser, wie wir 14 Tage nachher erfuhren, mit seinem ganzen Armeekorps unser gewesen. Daher kam es auch, daß die Truppen des Lefèbvreschen Korps sehr gelobt wurden, während der Marschall eine Nase erhielt. Der alte Mann verlor darüber völlig den Kopf. Statt den ganzen Marsch von Valmaseda in eine Rekognoszierung zu verwandeln, zieht das Hauptkorps nach Bilbao zurück und läßt die Division Villate 9 Stunden Wegs weit ohne Unterstützung bei Valmaseda stehen. Ja, er vergißt sein bestes Regiment, das 75. von der Sebastianischen Division, das er am 3. von Cuccurrea aus nach Castro Urdiales, einem von Bilbao und Valmaseda gleichweit entfernten Seehafen, detachiert hat. Und als er am andern Tag zu spät sein Versehen inne wird, kann er schon keine Nachricht mehr dahin durchbringen. Er versucht es, eine Abteilung Dragoner hinzuschicken, denn wir hatten nun ein französisches Dragonerregiment beim 4. Armeekorps. Dieses gelangt auch fast bis an das Biwak des 75. Regiments, wird von dessen Voltigeuren rekognosziert und entflieht, weil es den Feind zu sehen glaubt. Der Feind, von allem, was vorgeht, natürlich aufs genaueste unterrichtet, fällt am 5. über das 28. Regiment her, das nach geendigter Feldentdeckung sich zum Teil auf Marodierung zerstreut hatte. Er schlägt es und nimmt ihm eine Kanone ab. Vilatte bleibt nichts weiter übrig, als hinter der Stadt sein zerstreutes Regiment durch die drei übrigen aufzunehmen und sich bis Guennes zurückzuziehen.

Ich komme zu unserm Rückmarsch vom 4. Er wurde vor Mittag mit den Divisionen Sebastiani und Leval auf dem alten Wege über Guennes, Cuccurrea und Quadro nach Bilbao ausgeführt. Wir kamen noch bei Tag durch das schöne Defilee, aber bis wir in die Stadt gelangten, wurde es wieder Nacht. Wir sollten nun noch jenseits ins Biwak, da sich aber kein Mensch fand, der uns an-

weisen wollte, und für nichts gesorgt war, so quartierten wir uns selbst in ein paar ausgeplünderte, verlassene Häuser am östlichen Ende der Stadt ein. So fanden unsere armen, über Gebühr ermüdeten Soldaten doch wenigstens einen Fußboden, auf dem sie trocken schlafen konnten. Mich nahm der Oberst auf, der in dem großen Hause eines vornehmen Spaniers logierte, welcher geflüchtet war. Ein deutscher Kaufmann hatte in diesem Hause ein Geschäft mit Nürnberger Waren und machte den Haushofmeister.



3. Kapitel

Gefechte bei Valmaseda, Espinosa und Quintanilla

Am Morgen des 7. waren wir eben mit besserer Ausstellung unserer Vorposten beschäftigt, als wir Befehl bekamen, uns mit der Armee vorwärts in Bewegung zu setzen. Der Marschall hatte nämlich endlich vom Kaiser den Befehl dazu erhalten. Wir sahen die andern Divisionen in das Tal des Salcodons rechts abmarschieren. Nur warteten wir wieder vergebens auf Lebensmittel und mußten doch noch nachmittags ohne Brot abmarschieren. Bald hörten wir ein heftiges Feuer, das mit einbrechender Nacht still ward. Endlich kamen wir wieder im Dunkeln bei der Armee an. Villate stand links auf dem Berge gegen Molinar, Sébastiani rechts gegen Ocharron, und wir blieben wieder in Kolonnen im Tal bei Zalla. Die feindlichen Biwaks zogen sich rechts und links, soweit man sehen konnte, bei La Errera auf den Bergen hin. Mit minderer Zuversicht waren die Kolonnen heute vorgerückt. Es schien beinahe gewiß zu sein, daß das ganze 75. Regiment das Gewehr hatte strecken müssen. Unsere Division schien auszubleiben, und schon sah man die ganze feindliche Avantgarde auf den Höhen von Guenues aufgestellt. Was geschieht? Kaum hat der erste Voltigeur sein Gewehr losgeschossen, so erscheint in unserer rechten Flanke eine schwache Kolonne. Alles stutzt. Sind es Freunde oder ist's der Feind, der von vom leichten Siege der Übermacht zurückkehrt? Da glänzen die Adler des 75. Regiments

im herbstlichen Sonnenstrahl! Alles jauchzt, und das 58., unterstützt vom wiedergefundenen 75., steigt kühn den vom Feinde stark besetzten steilen Felsen hinan und wirft ihn aus seiner besten Stellung. Die Dunkelheit scheidet die Streitenden; von weitem winkt den Franzosen die Palme des Sieges. Der brave Oberst Buquet hatte sich am 3. ohne große Mühe bei Castro festgesetzt. Er erwartet vergebens am 4. und 5. Befehle vom Marschall. Von dem unglücklichen Vorfall bei Valmaseda benachrichtigt, verläßt er doch nicht den Platz, der ihm angewiesen ist. Am Abend des 6. war er von einer großen feindlichen Macht beinahe eingeschlossen. Ruhig versammelt er abends seine Bataillonschefs, zeigt ihnen die ganze Gefahr ihrer Lage und beruft sich auf die Vorteile, die Mut und Geschicklichkeit verschaffen. Am 7. mit anbrechendem Tag marschiert er in schönster Ordnung ab. Der erstaunte Feind sieht zu und wagt es nicht, sich auf Flintenschußweite zu nahen. Der Oberst und sein braves Regiment hatten es verdient, daß ungewöhnliches Glück ihrem Heldensinn lächelte. Die Unentschlossenheit des Marschalls wäre durch den Verlust seines besten Regiments kaum zu hart bestraft gewesen.

Am 8. mußten wir wieder bis Mittag harren. Endlich ging es vorwärts, hinter Sébastiani im Tal durch La Errera, während Villate links, sich meistens schlagend, von Berg zu Berg kletterte. Vor Valmaseda schien der Feind auf furchtbaren Positionen ernstlich Halt machen zu wollen. Wir kletterten daher eilig über den Berg zur Rechten und befanden uns bald mit den Regimentern Baden und Nassau am Fuße des Berges, auf dem der feindliche linke Flügel stand. Der schickte uns ein ungeheures Kleingewehrfeuer entgegen, wir aber gingen tollkühn drauf los; und ehe die Kugeln recht einschlagen konnten, liefen die Feinde schon auf und davon. In demselben Augenblick war Sébastiani in die Stadt gedrungen. Wären wir rechts zwischen Linares und Valmaseda durchgegangen, so hätten wir einen großen Teil der feindlichen

Kolonne vernichtet, die nach dem Saldojaberge flüchten mußte. Der Adjutant aber, der uns führte, wollte nichts davon hören, und wir mußten wieder in das Salcedontal zurück und so in die unglückliche Stadt, in die sich mit einbrechender Nacht alles drängte, während sie allen Greueln der Plünderung und des Mordes preisgegeben war. Es dauerte bis tief in die Nacht, als man uns endlich die Weinberge jenseits der Stadt anwies. Man mußte einen steilen Berg hinaufklettern, der mit hundert Mauern durchschnitten war, über die die Weinranken ein so festes Gespinst gezogen hatten, daß sie außer der Axt jeder Gewalt widerstanden. Ich legte selbst mit unsern Zimmerleuten Hand an und brachte es nach einer mehr als stundenlangen Arbeit kaum dahin, daß ich ein Plätzchen bekam, um mit dicht aufgeschlossenen Divisionen mich zu stellen. Wir verbrannten und verdarben gewiß für 20000 Reichstaler Weinstöcke und hätten uns gar nicht wehren können, wenn es einer Handvoll Feinden eingefallen wäre, sich an uns für eine gute Anzahl der Ihrigen, die wir beinahe ohne Verlust getötet und gefangen genommen hatten, zu rächen. Wir hatten zwar ein paar gute Ochsen zu verzehren, aber unsere Leute, die früher mit dem Zwieback nicht hausgehalten, hatten gar kein Brot. Mir fehlte es alle diese Tage nicht daran, weil ich mich, mit den Vorteilen des leichten Brotes bekannt, hinlänglich damit versehen hatte. Als es Tag wurde, fand ich ein totes Pferd, einen toten Spanier und die Reste eines toten Ochsen friedlich nebeneinander und mitten unter uns liegend.

Es war kaum Tag, so mußten wir wieder aufbrechen; aber wir waren nur 500 Schritte marschiert, so mußten wir nach löblicher Sitte mitten in einem schlammigen Hohlweg Halt machen, weil man im Hauptquartier nicht fertig werden konnte. Die Stadt hatte schon die ganze Nacht an zwei Orten gebrannt. Ein Teil meiner Effekten, die ich im Quartier des Obersts hatte, war mit verbrannt, und mein Pferd hatte man mit Not gerettet. Jetzt gab

es eine furchterliche Explosion. Die besoffenen Barbaren hatten selbst die Pulverfasser in Brand gesteckt, die auf dem Markt standen, und sie waren so mit den benachbarten Häusern in die Luft geflogen. Als ich sah, wie es hier zuging, ließ ich wieder rechts in einem Weinberg einbrechen und Feuer machen. Wir fanden hier noch tote und verwundete Spanier. Gegen Mittag kamen wir endlich in Bewegung, doch schien dieser Tag recht zur Prüfung unserer Geduld bestimmt zu sein. Als wir nach Berron kamen, fanden wir uns plötzlich von französischen Regimentern, die wir noch nicht kannten, durchkreuzt. Es war das 1. Korps unter Marschall Victor, das bei Miranda und Puentelarra den Ebro zweimal überschritten hatte und über Ordunna und Amurrio gegen Valmaseda marschierte, um dem feindlichen General Blake in den Rücken zu fallen. Dies wurde vollkommen geglückt sein, wenn wir einen Tag später angegriffen hätten.

Uns half kein Widerstreben, wir mußten die beiden Divisionen durchlassen. Endlich kamen wir wieder in Bewegung und lagerten uns an dem waldigen Abhang eines Berges, den Cadagua oder Salcedonbach vor uns. Das Hauptquartier war in Nava, zwei Stunden von Valmaseda. Dieses sonst nahrungsreiche Städtchen, in dem wir so üble Spuren zurückließen, liegt ganz an der Grenze von Biscaya, und wir befanden uns nun schon in dem nördlichen, gebirgigen und kalten Teil von Altcastilien, der die Montaña oder auch Provinz Laredo genannt wird. Ein Mönch mit Silberhaaren sollte erschossen werden. Eine Grenadierpatrouille hatte den zitternden Greis aus dem Walde herbeigeschleppt und behauptete, er habe auf sie geschossen. Der Unglückliche war aus der Mord- und Brandstätte von Valmaseda entflohen und kraftlos niedergesunken. Die Unmenschen wollten Geld von ihm und fanden nur ein ledernes Beutelchen mit einigen Realen. Ärgerlich über einen so geringen Fund, steckten sie ihm zwei Patronen hinein und brachten ihn mit diesem vorgeblichen Corpus delicti vor die Front.

Es kostete uns viele Mühe, die Unmenschen zu entlarven und den armen Pfaffen aus den Henkershänden zu befreien. Dagegen war man in anderer Hinsicht viel zu nachsichtig. Im Hauptquartier war man ärgerlich, wenn Gefangene gebracht wurden; man ließ sie daher fast alle wieder laufen, und in wenigen Tagen standen sie uns wieder als glückliche Spione und racheschnaubende Krieger gegenüber. So bestrafte die Unmenschlichkeit sich selbst. Daß Insubordination und Zügellosigkeit stets gleiches Schicksal haben, beweist die Geschichte der folgenden Tage.

Victor[10]) und Lefèbvre verstanden sich nicht ganz. Ersterer schätzte den Feind gering und behauptete, wir hätten leichte Lorbeeren gefunden, letzterer ärgerte sich über den geringschätzigen Ton des ersteren. Nach langem Zank endete die Geschichte damit, daß Victor am 10. seine Division Villate an sich zog und mit 3 Divisionen den Weg einschlug, der über den Monte Cabrio nach Espinosa führt. Lefèbvre aber, nun sehr geschwächt und bloß mit zwei Divisionen, Sebastiani und Leval, nahm den Weg an dem Cadaguabach, der über Villarcayo nach Burgos führt. Nach 10 Uhr morgens kamen wir endlich in Bewegung.

So zogen wir denn zum erstenmal wieder durch ein schönes, blühendes, größtenteils weithin offenes, wohl bewohntes, mit allen Arten von Herden- und Federvieh reichlich versehenes Land. Die Menschen, bei denen noch keine Plünderer eingekehrt waren, schienen die Handvoll Fremdlinge nicht zu fürchten, mit denen sie lange ihren Überfluß teilen konnten. Weit entfernt, diese großen Vorteile zu benutzen, wollten wir uns ihrer selbst berauben, nur um zerstören zu können. Der ganze Zug glich einer großen Jagd auf Schweine, Enten, Hühner.

[10]) Victor Claude Perrin, genannt Victor, Herzog von Belluno, französischer Marschall, 1764—1841, befehligte 1808 bis 1811 das 1. Armeekorps in Spanien und erfocht besonders die Siege bei Espinosa, Uclès und Medellin.

Ein Regiment steckte in dem andern. Es fielen wenigstens 10 000 Schüsse, und wir Stabsoffiziere waren nicht weniger in Gefahr als in einer Schlacht. Der eine nahm, der andere warf weg. So wälzte sich der scheußliche Bacchantenzug langsam bis über Vallejo fort.

Der Marschall hatte indes einen Adjutanten von Victor mit der Nachricht geschickt bekommen: daß I. Armeekorps sei zwar durch den Paß von Nuestra Señora de Santelices glücklich über das Gebirge gegangen, aber bei Aguera auf eine starke Vorhut des Feindes gestoßen. Es sei zu einem sehr blutigen, lange unentschiedenen Gefecht gekommen. Nun stünde er dicht vor der Armee von La Romana und Blake, die der seinigen an Zahl überlegen wäre und eine furchtbare Position innehätte. Er bäte sehr, ihm am folgenden Morgen zu Hilfe zu kommen.

Nun war kein Halten mehr. Der Marschall zog aufs Geratewohl fort. Im Dorfe Quintanilla Sapeña schlug er endlich sein Hauptquartier auf. Wir hatten una ungefähr um zwei Uhr morgens an den Bergrücken angeklammert, von dem der Cernejabach fließt, und sanken, meist nüchtern, um die mit Mühe errungenen Feuer in Schlaf

Kaum war es Tag, so setzten wir uns wieder in Bewegung. Es fehlten aber dem Armeekorps wenigstens 1200 Mann, die durch die Unordnungen des vorigen Tages zurückgeblieben waren und bei dem abscheulichen Nachtmarsch über den Magdalenenpaß uns nicht mehr erreichen konnten. Unsere sämtlichen Maulesel befanden sich dabei, sowie die meisten Handpferde. Sie hatten sich bei Cadagua niedergelassen und wollten mit Tagesanbruch aufbrechen, in der Hoffnung, uns bald wieder zu erreichen. Die Artillerie hatte uns ohnehin schon abends verlassen und vor dem fahrbaren Paß von Santelices Halt gemacht. Am 11. morgens marschierte sie eilig vorüber, kam aber auch zur Schlacht zu spät

Wir waren noch nicht lange in Bewegung, als wir den Donner der Schlacht hörten. In Aguera fanden wir

viele Verwundete. Wir wendeten uns nun gerade gegen Espinosa, als wir erfuhren, daß der Feind schon geschlagen sei. Nun blieben wir wieder eine Zeitlang unschlüssig bei Aguera liegen. Unterdessen kamen einzelne Flüchtlinge an, die uns erzählten, wie übel der Feind in unserm Rücken bei Quintanilla hauste. Statt nun mit einigen Regimentern eilig nach Quintanilla zurückzukehren — was nach der Richtung, die wir doch wieder einschlugen, kaum ein Umweg von einer Viertelstunde gewesen wäre — marschierten wir alle jenseits des Wassers über Villasante (von dem Quintanilla ein halbes Stündchen links ab liegt) nach El Rivero. Von da ging es über die Trueba und den Bergrücken von Gayangas, der sich majestätisch zwischen der Torme und Trueba erhebt und eine schöne Position südlich gegen die Ebene von Medina und Villarcayo bildet. Hier sahen wir den Feind auf kaum Kanonenschußweite neben uns nach Medina marschieren. Nur der Marschall sah es nicht, und andere waren zu faul, es ihm zu sagen, oder furchteten sich, weil er schlechter Laune war. Er schlug sein Hauptquartier in Villarcayo auf und deckte sich durch die Division Sébastiani Die deutsche Division kam abends rechts von Villacanes ins Biwak, die Nela vor der Front habend Medina zu rekognoszieren, oder bis an die Brücke des Ebro bei Manzanedillo vorzuschieben, daran hatte niemand gedacht.

Ich hatte mich gegen Mitternacht sehr ermüdet an ein Feuer gelegt, als ich zum General Leval nach Villacanes gerufen wurde. Er sagte mir: „Sie haben heute Ihren Esel verloren, morgen dagegen kann Ihnen Rache und Ehre werden. Der Marschall hat von dem Vorfall in unserm Rücken gehört und weiß nicht recht, wie er daran ist. Das Schicksal unserer Artillerie und vieler Nachzügler ist uns unbekannt. Feinde schwärmen in unserer linken Flanke herum, in der rechten gegen Bedon ist in der Nacht ein Korps angekommen, das, nach den Feuern zu urteilen, 8000 Mann stark sein kann. Fangen

Sie bei diesem an; rekognoszieren Sie die ganze Gegend und sehen Sie, was Sie tun können."

Zu dieser Expedition wurden mir zugeteilt: eine Voltigeurkompagnie von Primas, eine von Hessen, eine Grenadierkompagnie von Nassau, meine Kompagnie und 50 holländische Husaren. Letztere fehlten mir, als es Tag wurde, und es dauerte bis 8 Uhr, ehe man mir meldete, sie seien da . . . Bei Bedon fand ich wirklich den linken Flügel des 1. Korps, das hier eine Division, eine andere bei Espinosa und die dritte bei Lavega aufgestellt hatte. Der ganze lange Bergrücken von Gayangos bis an die Trueba und gegen Quintanilla hin wurde dann durchstreift. Man fand die höchsten Felsenkuppen noch hier und da mit Pelotons zersprengter Spanier besetzt, die sich schnell genug aus dem Staube machten, weil die Husaren ihnen in diesem Terrain nicht nach konnten. Einer wurde noch in einer kleinen Redoute getötet. Nach und nach sammelte ich noch über 300, durch die Begebenheiten des vorigen Tags irregeleitete Soldaten, die ich zum Armeekorps zurückschickte. Die Artillerie, die die Nacht bei Aguera zugebracht und einen blinden Lärm erduldet hatte, war in Espinosa zum 1. Korps gestoßen.

Die Geschichte von Quintanilla klärte sich so auf. In Medina hatten schon seit 6 Tagen das spanische Infanterieregiment Immemorial del Rey, 200 Mann Karabiniers von Monteza und 200 Dragoner de la Reina nebst einigen Husaren und Jägern und 5 Geschützen gestanden. Diese hatten von La Romana den Befehl erhalten, in der Nacht vom 10. zum 11. November gegen den Paß von Nuestra Señora von Santelices vorzugehen und so dem 1. Armeekorps, das man zu schlagen dachte, den Rückweg abzuschneiden. Ihr Weg führte über die Höhe, auf der sie uns eben gelagert fanden. Beim Anblick unserer Feuer machten sie nahe an unserer linken Flanke Halt. Sobald wir die Position verlassen hatten, rückten sie auf dieselbe vor. Kaum war unser Ende verschwunden, so kamen

die Nachzügler von Cadagua herunter nach Quintanilla. Sie fielen darüber her, massakrierten jeden, den sie erreichten, Menschen und Esel, und nahmen mit, was sie in der Geschwindigkeit bekommen konnten, denn sie zogen sich gleich wieder auf die Höhe zurück, wo wir ihnen die Feuer angezündet hatten.

Auf diese Weise waren nur wenige unserer Leute zu uns nach Aguera entkommen, die meisten hatten sich nach Cadagua zurückgeflüchtet. Dreizehn Mann fand man in Quintanilla ermordet, worunter mein Bursche mit zehn Wunden. Mein Esel lag getötet neben ihm. Zum Glück hatte der Feind wahrscheinlich wegen des sich immer mehr entfernenden Feuers der Schlacht und der Nähe unserer Kolonne keinen Mut mehr, sonst hätte er mit seinen 400 Pferden, denen wir kaum etwas entgegensetzen konnten, uns ungeheuren Schaden zufügen können. 600 bis 800 Soldaten von allen Korps, die sich gegen Cadagua hin wieder gesammelt, hatten sogar den Mut, unter Anführung eines Offiziers und eines Arztes geschlossen durch Quintanilla zu marschieren. Der Feind ließ es geschehen und schickte ihnen nicht einmal eine Kugel nach. Endlich, als er unsere Kolonne in der Richtung von Villarcayo erblickte, erwachte er aus seiner Ungewißheit und marschierte parallel mit uns nach Medina. Hier brach die feindliche Kolonne nachts um 12 Uhr auf, ging bei der Martinsbrücke über die Nela, schlich sich nahe an den Vorposten von Villarcayo vorbei und entkam über Manzanedillo.

Sobald ich alles im Rücken im reinen hatte, ging ich auf Medina los und fand da keinen Feind mehr. Ich ließ die Vornehmsten des Städtchens zu mir ins Biwak führen und fragte sie aus, während ich Wein und Brot liefern ließ. Sobald ich mit allem im reinen war, folgte ich dem Feind auf dem Wege, den er genommen hatte. Wir fanden seine fünf Geschütze, die er in einem Anfall von panischem Schrecken verlassen zu haben schien. Inzwischen wurde es ganz dunkel, und es war keine Hoff-

nung, etwas weiteres auszuführen. Ich ging also nach Villarcayo und erstattete dem Marschall Rapport.

Ich erzählte ihm alles, was ich wußte, wenigstens ebenso derb, als ich es hier vorgetragen habe, ungeachtet seine Adjutanten mich einmal um das andere Mal zupften, still zu sein. Der Marschall, der jetzt erst einsah, welche Fehler gemacht worden waren, fluchte wie ein Türke, schalt über unsere ungeheure Disziplinlosigkeit, über die Ungeschicklichkeit seines Generalstabs usw. und schwor mit den komischsten Kraftausdrucken, es solle anders werden. Ich käme ihm, fuhr er fort, gerade gelegen. Er wolle nicht mehr den Feind um sich herum sehen, ohne zu wissen, woran er sei. Es sollten 12 Voltigeurkompagnien im Korps auserlesen werden, um ein eigenes Avantgarderegiment von 2 Bataillonen zu formieren. Eins davon sollte der Bataillonschef Pigne vom 58. Regiment, das andere sollte ich kommandieren. Diese zwei Bataillone nebst etwas Kavallerie sollten als ständige Vorhut des 4. Korps unter dem Oberbefehl des Oberst Buquet vom 75. Regiment stehen usw.

Ich erhielt eine schriftliche Order für den General Leval, kam um Mitternacht endlich zu ihm nach Villacanes zurück, holte, nachdem ich ihm über alles Auskunft gegeben hatte, die badischen und nassauischen Voltigeurkompagnien aus dem Lager und begab mich zu dem Rendezvous außerhalb der Vorposten von Villarcayo.

4. Kapitel

Ernennung zum Kommandeur des 2. Voltigeurbataillons. Der Marsch gegen Madrid

Der Marschall erschien am 13. morgens 8 Uhr persönlich und bildete das 1. Bataillon aus den Voltigeurkompagnien des 28., 32. und 58. Regiments, das 2. aus den Voltigeuren vom 75. Regiment, von Baden und von Nassau. Hierauf hielt er eine Rede, die wegen ihrer Energie und Sonderbarkeit verdiente, aufgezeichnet zu werden, wenn hier der Platz dazu wäre. Dann las er uns ein fürchterliches Kapitel über die bisherige Zügellosigkeit, Insubordination, Raub- und Freßbegierde, stellte ein wenig schmeichelhaftes Bild der Franzosen der jetzigen Zeit gegen die Franzosen seiner Zeit (d. i. während der Revolution) in den abstechendsten Farben auf, ging dann zu unserer Bestimmung über, die Armee aufzuklären und zu decken, und endlich zu den Männern, die er ausgesucht habe, die Vorhut wegen der guten Eigenschaften, die er an ihnen entdeckt habe, zu führen. Darauf stellte er uns Kommandeure feierlich vor und ließ uns mit ein paar kräftigen Flüchen abmarschieren.

Wieder eine der sonderbarsten Situationen meines bizarren Lebenslaufs. Nachdem ich alles, was ich besaß, bis auf das letzte Taschentuch und selbst die Sporen verloren hatte, mit übermüdeten Pferden, wovon das beste bald krepierte, selbst durch übertriebene Anstrengung beinahe abgestumpft, in halb zerrissenen Kleidungsstücken

und faulenden Stiefelsohlen einhergingt — befand ich mich auf einmal an der Spitze eines Bataillons, das zweierlei Sprachen sprach und unter Männern, von denen ich niemand kannte, außer meine Landsleute.

Eingedenk der scharfen Lehren des Marschalls hielten wir die ersten 24 Stunden vortreffliche Mannszucht. Wir rekognoszierten bis zum Ebro, überschritten ihn bei Manzanedillo, gingen bei Rampalaiz wieder auf das linke Ufer und blieben hinter den Felsenriffen von Cudillos del Roxo im Biwak, nachdem wir uns der Front der Armee bis auf 3 kleine Stunden wieder genähert hatten. Tags zuvor hatte sich noch das Korps der Studenten von Salamanca in dieser Gegend durchgeschlichen.

Am 14., wo sich auch die Armeekorps endlich in Bewegung setzten, marschierten wir ab, als wir von unserer Höhe die Spitzen der Kolonnen hinter uns erblickten. Nach 4 kleinen Stunden Wegs trennten wir uns in Quintanilla. Der Oberst ging mit dem 1. Bataillon links und biwakierte auf dem Weg von Reinosa bei Virtus, ich marschierte rechts auf der Chaussee von St. Ander anderthalb Stunden vor der Armee und bezog mein Biwak in einer felsigen Stellung, wo ich eine weite Ebene vor mir hatte, die durch das hohe Gebirge begrenzt wird, an dessen Fuß die Virga fließt. Die vorgeschobenen Patrouillen brachten einige Gefangene ein.

Wir brachen am 16. vor Tag mit der Avantgarde wieder auf und erreichten endlich um 2 Uhr Reinosa. Dieses Städtchen liegt in einer der höchsten Gegenden von Spanien am Ebro, der hier nur ein schöner Gebirgsbach ist und eine Stunde westlich von Reinosa beim Dorfe Fontiba entspringt...

Die Engländer, die in St. Ander erst das aus Dänemark entwischte Korps des Marquis La Romana[11]) und dann

[11]) Marquis de La Romana, befehligte im Jahre 1807 die spanischen Hilfstruppen, die auf Napoleons Seite auf der dänischen Insel Fünen standen. Als er die Vorgänge von der Erhebung des

eine Menge Unterstützungen allerart für den spanischen linken Flügel ans Land gesetzt hatten, hatten in Reinosa einen Hauptwaffenplatz und große Magazine angelegt. Auch die Spanier hatten da eine Menge Geschütz und Munition zusammengschleppt und daraus den großen Reservepark des linken Flügels formiert. In dieser Hinsicht konnten alle spanischen Korps nach der unglücklichen Schlacht von Espinosa keinen andern Plan haben, als sich nach Reinosa oder St. Ander zurückzuziehen. Ebenso mußten wir unserseits nichts dringenderes tun, als beide Orte erreichen. Hätten wir nur am 12. gleich mit beiden Armeekorps den Weg nach den beiden Städten eingeschlagen, so war die ganze feindliche Armee, die ohnehin sehr unordentlich retirierte, verloren, und alle Magazine und aller Kriegsbedarf waren unser. Wir haben indes gesehen, daß man drei kostbare Tage mit Untätigkeit verlor. Da hatte denn der Feind freilich Zeit, für seine Sicherheit zu sorgen. Doch kam er nicht ganz so ungestraft davon, als wir zu wollen schienen. Der Kaiser hatte das spanische Korps vom Zentrum, das von Castaños[12]) kommandiert wurde, am 10. November bei Burgos geschlagen. Am folgenden Tag mußte der Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, mit seinem Korps aufbrechen, um über Castrocheriz, Villadiego und Aquilar del Campo der Armee La Romanas und Blakes in den Rücken zu fallen. Der Kaiser selbst machte in Burgos Halt, um die Operationen des rechten und linken Flügels zur Reife kommen zu lassen. Seine Kavallerie breitete sich indessen ungestraft über die Ebene auf dem rechten Ufer des Duero bis Palencia und Valladolid aus.

---

spanischen Volkes in Madrid erfuhr, gelang es ihm in geschickter Weise seinen Oberbefehlshaber Bernadotte zu täuschen, und er schiffte sich auf einer englischen Flotte nach Spanien ein, um dort gegen den Unterdrücker seines Vaterlandes zu kämpfen. Er starb schon im Verlaufe dieses Krieges, im Jahre 1811.

[12]) Francesco Xaver Castaños, 1756–1852, Herzog von Bailen, Oberbefehlshaber der spanischen Armee von Andalusien

Nach der Schlacht von Espinosa versammelte der Feind seine flüchtigen Scharen teils bei Reinosa, teils bei St. Ander. Er wollte sich mit dem Hauptkorps und sämtlichen Reserveparks nach Toro im südlichen Leon wenden, um sich mit den Engländern zu vereinigen und der Hauptstadt zu Hilfe zu kommen. Vier bis fünf Stunden hinter Reinosa, in der Gegend von Mataparguera, stießen sie aber auf die Soultsche Avantgarde. Da blieb ihnen nichts übrig, als ihren ganzen Munitionspark in die Luft zu sprengen. Das Geschütz vergruben sie zum Teil in Reinosa, zum Teil blieb es an den Straßen liegen. Alles flüchtete nun in der größten Unordnung nach St. Ander, wo wir 3 Tage früher hätten ankommen können. Am Abend des 14. trafen schon die ersten Truppen des Soultschen Armeekorps in Reinosa ein. Der Marschall schickte uns noch in der Nacht eine Rekognoszierung entgegen, die den Herzog von Danzig (Lefèbvre) in Virtus fand. Die Briefe des Herzogs von Dalmatien (Soult)[15] und der zugleich mitkommende Kurier des Kaisers machten nun den alten Mann so verlegen, daß er den ganzen Tag zwischen der Wahl der Chaussee von St. Ander und Reinosa hin und her schwankte und mich so die Galoppade machen ließ, die uns für nichts und wieder nichts ermüdete. Freilich wäre ein schneller Marsch nach St. Ander, wozu wir vor Soult zwei Tagemärsche vorausgehabt hätten, das einzige gewesen, was wir tun konnten. Soult jedoch hatte verlangt, wir sollten ihn bei Reinosa ablösen, um seinerseits diesen Marsch unternehmen zu können. Letzteres gewann am Ende bei Lefèbvre doch die Oberhand, und so kamen wir nach Reinosa. Hier fanden wir bereits 3 Divisionen des Soultschen Korps, die sich nach unserer An-

[15]) Nicolas Jean de Dieu Soult, Herzog von Dalmatien, 1769 bis 1851, einer der bedeutendsten Marschälle Napoleons. Er befehligte 1808—1812 die Zentralarmee und dann im Sommer 1813 in Spanien, doch gelang es ihm trotz seines Feldherrntalents, das durch große Habsucht leider sehr in den Schatten gestellt wurde, nicht, den Krieg zugunsten Frankreichs zu beenden.

kunft auf der Straße von St. Ander in Bewegung setzten. Die 4. kam am Abend nach und folgte den Tag darauf.

Wir blieben in der kotigen Straße des Städtchens liegen, das noch immer der Plünderung preisgegeben war. Unterdes hatte der Marschall sich von Soult überreden lassen, ihm die zwei besten deutschen Regimenter zur Expedition von St. Ander zu leihen. Baden und Nassau hatten sich gleich von Valdarroyo rechts gewendet. Um Mittag bekam ich die Nachricht durch einen Unteroffizier, der mir den schriftlichen Befehl vom General Leval brachte, sofort die Avantgarde zu verlassen und mit den deutschen Voltigeurkompagnien in St. Ander wieder zu ihm zu stoßen. Der Marschall wies mich schon ab, als ich ihm diese Order zeigte. Es war also entschieden, daß ich auf lange Zeit gänzlich von den Regimentern getrennt wurde. Das war mir doppelt unangenehm, weil ich nun auch auf keine großen Lorbeeren mehr rechnen konnte.

Nachmittags hatte die Sébastianische Division uns endlich abgelöst, aber es war nicht so leicht, mit unserm halbbesoffenen Voltigeurregiment die Stadt zu verlassen. Wir marschierten auf der Straße von Burgos und Palencia weiter und waren bald nur noch dreiein halb Stunden von Fombellida, einem Dörfchen im rauhesten Gebirge, entfernt. Das Soultsche Korps hatte diese Gegend so rein gesäubert, daß weder Menschen noch Lebensmittel mehr zu finden waren.

Zum Glück trieben seine Nachzügler gerade eine große Schafherde an unserm Biwak vorbei. Da fielen unsere Leute darüber her wie die Geiergeier über die Schweine, und die Soultschen wurden, trotz alles Protestierens, ein wenig mehr als dezimiert.

Wir blieben in dieser Stellung ganz ruhig und wurden nur einmal durch einen Haufen zersprengter Spanier alarmiert, die sich zwischen unsern Posten durchschlichen.

Wir schickten eine Kompagnie zum Rekognoszieren bis Aquilar del Campo, wo sie auf Kavallerie von der Milhaudschen Division stieß, die sich, von Burgos kommend, hinter der Pisuerga aufgestellt hatte. Das Soultsche

Korps, mit unsern zwei Regimentern vereinigt, hatte unterdessen St. Ander ruhig in Besitz genommen und den Feind über Santillana und Sanvicente verfolgt, wo ihm noch einiger Schaden zugefügt wurde. Von hier aus hatte Soult den General Leval mit den beiden deutschen Regimentern südlich nach Potes detachiert und war selbst gegen Asturien vorgedrungen. Der Marschall Lefèbvre, der keine weitere Order vom Kaiser hatte, wußte nicht, was er tun sollte. An die Pisuerga oder noch besser den Carrion vorzurücken und sich durch ein kleines Korps übers nördliche Gebirge Verbindung mit Potes zu verschaffen, schien in der Tat das Natürlichste zu sein. Dann wäre er gleichzeitig wieder Herr über die Division Leval geworden, die er sich hatte abschwatzen lassen. Es mag wohl auch dem Marschall so etwas vorgeschwebt haben, als wir am 21. Befehl erhielten, Aquilar del Campo zu besetzen, das ungefähr 7 Stunden von Reinosa entfernt ist. Die Straße führte durch die wildesten Gegenden bis Quintanilla, wo die Chaussee südöstlich nach Burgos abgeht. Wir folgten der südwestlichen und fanden in Aquilar del Campo noch die angekündigte Kavallerie, die sogleich aufbrach, um die Pisuerga entlang zu gehen. Dieses mit Mauern umgebene Städtchen war auch beinahe gänzlich von seinen Einwohnern verlassen.

Wir lagerten uns vor der Stadt in einem Nonnenkloster an der Pisuerga und deckten die Brücke, die über dieses hübsche Flüßchen führt. Kaum hatten wir uns mühsam festgesetzt, so erschien das 4. Armeekorps, um die Nacht bei Aquilar del Campo zu bleiben. Wir mußten daher wieder aufbrechen und nördlich an der Pisuerga hinaufmarschieren. Gleich vor der Stadt auf dieser Seite fanden wir ein großes Mönchskloster, wo sich der Marschall aufhielt. Kaum einige Schritte weiter, wo das Tal enger wird, hatten auch die Verwüstungen des Kriegs ein Ende. Wir bezogen unsre Biwaks dicht vor dem Ort Cenera, fanden Lebensmittel vollauf und behandelten die Einwohner noch gerade so, daß sie nicht zu verzweifeln

brauchten. Wir Stabsoffiziere hielten uns in einem ganz ordentlichen Hause auf, das einem Schulmeister gehörte. Ich fand daselbst die Äneide und unterhielt mich angenehm beim Schein der nächtlichen Lampe.

Am 22. hatten wir einen harten Marsch. Anfangs mußten wir lange warten, bis das Armeekorps in Bewegung war. Dann brachen wir auf und kamen in das Städtchen Cervera. Von da an wurden die bergigen Wege immer abscheulicher. Die Sonne brannte bei umwolktem Himmel so heiß wie bei uns mittags im Sommer. Abends kamen wir endlich zu dem Städtchen San Salvador de Cantamuda. Sébastiani wollte hier mit zwei Regimentern übernachten. Wir mußten daher noch in der Nacht bis zum Dorfe Arenas hinaufsteigen, das ganz nahe an den Quellen der Pisuerga liegt. Es wurde uns sehr schwer, uns in dieser gefährlichen, noch von keinem Feinde vor uns betretenen Gegend, die noch von zerstreuten Insurgentenhaufen wimmelte, bei dunkler Nacht festzusetzen. Dazu kam die große Ermüdung der Leute, von denen wir viele hatten zurücklassen müssen. Die Kälte war dabei so groß in diesen hohen Regionen, daß es Eis fror, welches Lastwagen tragen konnte, wodurch das Biwak nach der Hitze des Tages desto unangenehmer wurde.

Um Mitternacht langte ein Offizier vom Generalstab des Fürsten von Neufchâtel[14]) bei uns an. Er kam von Burgos und hatte Depeschen für die Marschälle Lefèbvre und Soult. Jenen, der eine andere Bestimmung erhielt, hatte er in Cervera angetroffen. Wir mußten ihm 80 Mann mitgeben, um ihn nach Potes zu begleiten, das noch 4 Stunden entfernt war. Von hier sollten diese am 23. nach San Salvador zurückkehren und uns am 24. nach

[14]) Alexandre Berthier, Herzog von Neuchâtel und Fürst von Wagram, 1753—1815, war zwar nicht der begabteste und bedeutendste Marschall Napoleons, aber derjenige, der am besten verstand die Befehle seines Gebieters zur Ausführung zu bringen. In allen Feldzügen war er Napoleons Generalstabschef, mit Ausnahme des Feldzuges von Waterloo.

Carrion folgen. Sie kehrten aber nie zurück; General Leval benutzte sie für seine Zwecke Die zwei Dragoner, die wir törichterweise in Arenas zurückließen, um sie zu erwarten, wurden ermordet.

Der Marschall hatte den Befehl bekommen, sich bei Carrion zusammenzuziehen, um der englischen Reservearmee die Spitze zu bieten, während der Kaiser an den Duero vorging und Madrid bedrohte. Hätten wir nun wenigstens mit den zwei Regimentern in San Salvador und mit der Avantgarde bei Arenas den Marsch bis Potes fortgesetzt, uns mit den daselbst stehenden zwei deutschen Regimentern der Division Leval vereinigt, dann die Straße nach Leon eingeschlagen und links über Saldaña nach Carrion eingebogen, so wäre die große Rekognoszierung vorteilhaft vollendet, das ganze Land zwischen Asturien und dem Duero vom Feinde gesäubert gewesen und dessen Pläne schwankend gemacht worden. Statt dessen erhielt Leval zwar durch den Offizier vom Generalstab des Fürsten von Neufchâtel den Befehl, wieder zu uns zu stoßen, aber der Herzog von Dalmatien ließ ihn noch lange nicht los, und so sahen wir auch diese Regimenter nicht früher als in Madrid wieder.

Am 23., sobald es Tag wurde, schüttelten wir das Eis von den Locken und begaben uns auf den Rückweg. In San Salvador und Cervera marschierten wir durch das Armeekorps durch, das uns auf dem Fuße nachfolgte. Wir kreuzten uns mit einer neu gebildeten, dem Herzog von Dalmatien zur Hilfe bestimmten Division. Durch diese erhielt der Marschall vom Kaiser strengste Order zu glimpflicherer Behandlung der unglücklichen Einwohner. Sie wurde wie gewöhnlich mit sehr gewichtigen Worten veröffentlicht und in den ersten Tagen mit ungemeiner Strenge ausgeführt. Das verschaffte mir das lang entbehrte Glück, wieder einmal Menschen zu sehen, die uns nicht wie die wilden Tiere flohen.

Am 24. brachen wir vor Tag wieder auf, gingen nach Buenavista, ruhten ein wenig beim freundlichen

Strahl des jungen Tags aus und marschierten dann frisch vor der Armee her, die uns in einiger Entfernung folgte. Wir kamen sehr bald auf jene sehr breiten, halb mit Gras bewachsenen Wege, worauf die Schafherden ihre Sommer- und Winterwanderungen machen. Wir marschierten daher fast immer in ganzen Zügen, was die Ordnung und Schnelligkeit unglaublich beförderte.

Wir fanden das Land zwar schlecht bebaut und ohne Bäume, aber die Dörfer waren schön und hatten ein Ansehen von Wohlhabenheit. Was das schönste war, die Leute hatten noch keine Franzosen gesehen und wurden nicht geplündert. Gutmütig nahten sie sich uns und teilten gern mit den Soldaten den Überfluß ihres Weines.

Der Marschall war viel unter uns, wurde von meinen Voltigeuren, unter denen mehrere Pfiffikusse aus Versailles waren, zum Besten gehabt und versprach mir den Orden. Er ging mit der Kavallerie voraus und rekognoszierte die Ufer beider Flüsse. Endlich, als es Nacht wurde, kamen wir nach Zurücklegung von wenigstens 9 Stunden Wegs in die leonesische Stadt Carrion de los Condes, die sich mit den erhabenen Dächern einiger Klöster stattlich auf der Höhe ausnimmt, deren westlicher Fuß der Carrion bespült. Hier nahm das Armeekorps Stellung. Ich mußte noch in der Nacht mit dem 2. Avantgardebataillon eine Stunde bis Torre de los Molinos vorrücken. Bei diesem kleinen, aus wenigen Häusern bestehenden Dörfchen kamen wir endlich bei dunkler Nacht sehr ermüdet an. Ich sah das Gefährliche meiner prekären Position wohl ein, mußte mich aber einstweilen so gut als möglich decken. Die Menschen waren bis auf einige Greise geflüchtet, die ich zu schützen suchte. Im leeren Pfarrhaus, das ich einnahm, fand ich ein paar Betten, viele Heiligenbilder, verschiedene Andachtsbücher, einige Schinken und Würste mit spanischem Pfeffer, große süße Zwiebeln und ein paar Lumpen von Kleidern — sonst nichts. In einem Bauernhause entdeckte ich auf zwei Tage Brot für meine Leute. Ein Offizier fand zwei baumwollene schlechte Halstücher,

wovon ich ihm eins abjagte, weil ich schon seit 14 Tagen kein Taschentuch hatte. Die Magd des Herrn Pfarrers hatte auch noch ein Weiberhemd für mich zurückgelassen. In den folgenden Tagen fand ich nicht ohne Mühe Mittel, mir durch einen Soldaten des 75. Regiments die sämtlich barfuß gehenden Pferde beschlagen zu lassen. Ein Spion, der sich unter uns befand und die drei Sprachen sprach, nähte mir unter meine bodenlosen Stiefel ein Paar aufgefundene Sohlen, und so war ich für den Kommandeur der Avantgarde des linken Flügels ganz brillant ausgestattet!

Ich brachte den 25. damit zu, mich auf diesem äußerst gefährlichen Punkt erträglich einzurichten und die Gegend zu rekognoszieren. Am 29. November setzten wir uns wieder auf der großen Straße von Valladolid in Marsch. Das Land ist meist platt und kahl, die Dörfer sind traurige Denkmäler einer versinkenden Nation . . . Palencia, die Hauptstadt einer Provinz, ist ein altes, enges Nest innerhalb hoher Mauern mit hohen Häusern und vielen Klöstern. Wir kamen hier auf die herrliche Straße, die von Valladolid ununterbrochen über Burgos und Vittoria bis an die französische Grenze führt. Das Korps blieb bei der Stadt, wir jedoch rasteten eine Stunde weiter in dem Dorfe Villa Murial, das etwas seitwarts zur Rechten der Straße jenseits des Carrion liegt. Ich verteilte die Bauernhäuser unter die Leute und blieb mit den Offizieren im Nonnenkloster. Hier bekamen wir nach langem Protestieren noch ein ordentliches Essen, Wein genug für uns und das ganze Bataillon, Haarmatratzen zum Lager und am folgenden Morgen Schokolade. Das 1. Bataillon kampierte auf der Straße in Caladazanos.

Am 30. vereinigten wir uns mit dem 1. Bataillon und gingen wieder auf der Hauptstraße dem uns immer in einiger Entfernung folgenden Korps voraus . . . Dieses blieb bei dem großen Dorfe Valdestillas auf dem linken Ufer des Andaja eine gute Stunde vom Duero. Hier war auch das Hauptquartier der Kavalleriedivision. Eine Stunde

weiter, im schönen Ort Matapozuelos, stand der General Barthélemy[16]) mit einem Kavallerieregiment. Zu diesem stießen wir und wurden, wie das in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, wegen der vermutlichen Nähe des Feindes sehr freundlich empfangen. Wir ließen jedoch nach Ausstellung der Vorposten nur eine Kompagnie biwakieren und fanden in Häusern, die alle das Ansehen von Wohlhabenheit hatten, recht gute Unterkunft. Am 2. gingen wir mit der Kavallerie mit großer Vorsicht vor und rekognoszierten die ganze Gegend . . . Wir kamen durch das Städtchen Olmedo, wo das Korps blieb, und setzten uns eine gute halbe Stunde weiter in einem kleinen Dorfe namens Aguasal fest. Die Kavallerie verbreitete sich über die Dörfer gegen den Eresma hin. Auch in diesem kleinen Nachtquartier, wo wir mit dem ganzen Regiment zusammenblieben und eine geschickte Position fanden, trafen wir im Innern der Häuser auf Wohlstand, Reinlichkeit und Zierlichkeit.

Wäre der am Abend eintreffende Kurier früher gekommen, so hätten wir an diesem Tage mehr als vier Stunden Wegs gemacht. Er brachte die Nachricht, daß der Kaiser das hohe Guadarramagebirge in einer sehr glänzenden Affäre beim Paß Somosierra bezwungen hatte und gerade auf Madrid losgegangen sei. Wir hatten also keine Zeit zu versäumen, da wir unserseits noch drei Tagemärsche von diesem Gebirge entfernt waren. Wir machten daher den folgenden Tag einen für jene sandigen Wege forcierten Marsch von mehr als 9 Stunden. Am Morgen des 4. hatten wir bald das in mancher Hinsicht merkwürdige Segovia erreicht.

Das erste Bataillon der Avantgarde ging durch die Stadt nach einem jenseitigen Ort auf Vorposten, während ich bestimmt war, vor der Zitadelle oder dem Alcazar Be-

[16]) Nicolas Martin Baron Barthélemy, französischer Brigadegeneral, 1765—1835, zeichnete sich besonders in den Jahren 1808 und 1809 in den spanischen Feldzügen aus

sitz zu nehmen. Das Wort „Alcazar" ist maurischen Ursprungs, bedeutet ein festes Schloß und hat sich in dieser Bedeutung in mehreren alten Städten Spaniens erhalten. Segovia war wirklich sehr fest und ist noch immer einiger Verteidigung fähig, selbst gegen die Stadt hin, von der es durch ein schönes Glacis getrennt ist. Seine Festungswerke sind zum Teil in den Felsen gehauen, teils mit hohen starken Mauern und zahlreichen, vielgestalteten Türmen künstlich aufgebaut. Ein ungeheurer stumpfer Turm in der Mitte macht die Hauptpartie aus.

Ich fand einen uralten Gouverneur mit einigen Invaliden, die sich nicht wehrten und so freundlich als möglich behandelt wurden. Doch dauerte es lange, bis ich die Alten dahin brachte, mir alles zu öffnen, aber noch langer, bis ich mich in diesem großen Labyrinth von Wohnungen, Gewölben und Festungswerken zurecht finden und gehörig einrichten konnte. Hier war der Sitz der im Jahre 1764 gestifteten und seitdem beträchtlich verbesserten adeligen Kadettenschule der Artillerie. Was ich davon sah, war geeignet, mir diese Anstalt als zweckmäßig vorzustellen. Die jungen Leute waren zwar samt ihren Lehrern in der Nacht vor Ankunft der Franzosen geflohen, und das so eilig, daß man noch einen großen Teil ihrer Kleider fand. Aber ihre Bibliothek und mathematischen Instrumente und noch manche Spur von ihrer Einrichtung entdeckten wir. Ich muß gestehen, ich hätte gern einiges aus der Bibliothek mitgenommen, besonders die spanisch-revolutionären Schriften, die hier in Menge vorhanden waren. Allein, wie durfte wohl ein Mensch an so etwas denken, der Pferde ohne Eisen, Stiefel ohne Sohlen und kaum ein einziges Frauenhemd zum Wechseln hatte! Was aber schlimmer als dieser schon wieder eintretende entblößte Zustand war: mein Körper fing an, den übertriebenen Anstrengungen zu erliegen. Die häufigen Nachtwachen und der weiße castilianische Wein, der für meine Natur Gift war und doch nicht ganz entbehrt werden konnte, hatten mein empfindliches Nervensystem dermaßen

angegriffen, daß der Körper bisher nur noch dem mächtigeren Impulse des erregten Geistes gefolgt war. Die eben eingetroffene Nachricht, daß die siegreiche kaiserliche Armee am 2. vor Madrid angekommen sei, ließ keinen Zweifel mehr zu, daß sie vor uns die ganze Arbeit beendigen und uns bis zur Hauptstadt keine Feinde mehr zu bekämpfen übriglassen würde. Während alles sich freute, sank ich abends zusammen und blieb in einem Zustand von völliger Entkräftung bis zum 6. morgens 10 Uhr liegen, wo der Befehl zum Abmarsch kam. Ich mußte mich aufs Pferd heben lassen; kaum aber hatte ich den Degen gezogen, so fühlte ich auch schon, daß ich bebte.



5. Kapitel

Der Escorial. Truppenschau unter Napoleon. Madrid

Wir bezogen unser Biwak vor Guadarrama nach zurückgelegtem Weg von 8 Stunden und erhielten die Nachricht, daß der Kaiser nach einigen Gefechten am 4. in Madrid eingezogen war, also an demselben Tage, an welchem wir nach Segovia gekommen waren. Da die Engländer sich im Escorial hatten sehen lassen, die Bürger dort sich sehr revolutionär zeigten und das Gebirge bewaffneten, so bekamen wir Befehl, uns, sobald wir das Gebirge überstiegen hätten, nach dieser Gegend zu wenden. Dies ließ sich nun, da wir so spät kamen, am 6. nicht mehr ausführen. Aber am 7. mit Tagesanbruch brachen wir sogleich mit der Avantgarde dahin auf. In großer Erwartung näherte ich mich dem berüchtigten Königskloster, dessen Ruf seit dreieinhalb Jahrhunderten die ganze Welt erfüllt, das der Spanier mit stolzer Zuversicht „la octava maravilla del mundo" (das achte Weltwunder) betitelt und das seinem Stifter, Philipp II., über 125 Millionen Gulden kostete. Wir fanden im Escorial schon alles getan. Eine Kavalleriedivision unter Lahoussaye[16]) war abends vorher eingetroffen und hatte sämt-

[16]) Armand Lebrun, Baron von La Houssaye, französischer General, 1760—1846, kämpfte in den Jahren 1808—1812 in Spanien. Im Dezember 1808 nahm er lebhaften Anteil an der Belagerung Madrids und wurde beauftragt, sich des Escorials zu bemächtigen, was er auch ausführte.

liche aufrührerische Einwohner ins Gebirge verjagt. Wir zogen daher ruhig durch die menschenleeren Straßen der Stadt, die ungefähr wie jede Stadt aussieht, die neuerdings durch die Nähe einer königlichen Residenz entstanden ist. Wir lagerten uns auf der Terrasse südlich hinter dem Kloster, wo man am Fuße des Berges den Flecken Altescorial unter sich liegen hat.

Der Marschall war gerade nach Madrid gegangen und hatte das Kommando dem General Sébastiani überlassen. Dieser löste sogleich die Avantgarde auf und befahl jedem, zu seinem Regiment zu stoßen, weil dies bei der bevorstehenden Revue besser wäre. Was sollte ich nun tun? Mit meinen nassauischen und badischen Voltigeuren fand ich mich plötzlich isoliert; unsere Regimenter fehlten noch, und niemand wußte, was aus ihnen geworden war.

Bei Sébastiani und seinem Generalstab fand ich wenig Gehör. Ich mußte also zusehen, wie ich selbst für mich sorgte. Der verlassene Ort wurde für die Nacht unter das Korps verteilt. Ich mußte die fünf Häuser, in denen ich meine Leute unterbrachte, beinahe mit dem Bajonett erobern und behaupten. Den folgenden Morgen, als wir gegen Madrid zogen, folgte ich, der bisher den Weg gebahnt hatte, unsicher der Division Sébastiani.

Der Marschall hatte beim Kaiser in Madrid nicht vorkommen können, war grämlich, stellte sich aus Ärger darüber krank und kam nicht zum Vorschein. Zum Glück stieß ich auf den Artillerietrain, der aus drei Batterien bestand, worunter die badische war. Diese Batterie war anfangs den Regimentern Baden und Nassau zur Expedition nach San Ander und San Vicente gefolgt, hatte dort im Gebirge nicht weiter kommen können und war endlich auf der Straße von Reinosa zum 4. Armeekorps zurückgekehrt.

Je näher wir Madrid kamen, desto höher stieg die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Wir konnten höchstens noch eine Stunde von der Hauptstadt ent-

fernt sein, da erschienen Adjutanten. Die Kolonne bog links ein, ging über eine Brücke des Manzanares, kam wieder auf eine Chaussee in schönem Wald und folgte derselben am Flüßchen aufwärts in nördlicher Richtung. Das unbestimmte Gerücht „der Kaiser kommt! der Kaiser kommt!" lief durch die Glieder. Jeder putzte sich, so gut er konnte, im Marsch; die Franzosen ermunterten ihre Leute zum Vivatrufen. Endlich sahen wir ein Schloß vor uns, groß, nicht übel gebaut, doch nicht sehr prächtig, ein hübsches Städtchen dahinter mit einem Wald umgeben und zwischen Hügeln ein grünes Tal, vom Manzanares erfrischt.

Es war das königliche Lustschloß El Pardo, wo der Hof gewöhnlich die drei ersten Monate des Jahres zubrachte. Ich sah das Korps auf dem freien Platze ordnen, nach mir fragte niemand. Vergebens fragte ich Sebastiani, ich erhielt nur ausweichende Worte.

Der brave Buquet trabte schweißtriefend durch die Glieder seines Regiments und rief mir zu: „Helfen Sie sich, so gut Sie können, der Marschall kommt nicht!" Ich marschierte daher auf meine eigene Faust jenseits der Chaussee auf, so daß mich der Kaiser sehen mußte. Kaum war ich vorteilhaft postiert, so kam der nassauische General X., der erst seit einigen Wochen beim Korps eingetroffen war, und bat mich dringend, ihm doch zu erlauben, sich vor meine Voltigeure zu stellen, weil er sonst kein Mittel wüßte, vom Kaiser gesehen zu werden. Was wollte ich machen? Der Mann nahm mir das bißchen Ehre, das mir von Rechts wegen zufließen mußte, vorm Munde weg. Ich habe aber nie etwas abschlagen können, worunter meine Eitelkeit litt, weil ich die größere Eitelkeit besitze, nicht eitel erscheinen zu wollen. Ich ließ es also geschehen, ärgerte mich aber darüber nachher die Vorwürfe meiner Offiziere und hatte sie verdient, weil ich mir so die Gelegenheit raubte, ihnen nützen zu können.

Der Kaiser erschien, gefolgt vom König und von seinen Großen. Ein glänzender Zug! Ich konnte kaum

hoffen, daß er bis zu uns kommen würde, denn wir hatten in der Jahreszeit der kurzen Tage — die freilich am Manzanares weit länger sind, als am Rhein — erst vier Leguas gegen Madrid, dann anderthalb zurück gegen El Pardo marschiert. Indes lief doch alles gut ab. Der Kaiser ging durch die ganze Division, ohne sich lange aufzuhalten. Sebastiani war für die Seinigen geschäftig. Andere erhielten nichts. Mit Vergnügen sah ich, daß der Kaiser unserer Artillerie, die an meiner Seite stand, mehr Aufmerksamkeit und mehr Lob erteilte als andern. Das war mir mit Recht eine gute Vorbedeutung. Er kam mit dem freundlichsten Gesicht. X. präsentierte sich als Kommandierenden, erhielt freundliche Worte, sollte Auskunft geben und — wußte nichts. Ich blieb stumm. Der Kaiser erkannte mich aber und sagte: „Ah, sind Sie auch da? Sie sind gelobt worden. Wo sind Ihre Regimenter? wie stark sind sie?" — Und zu Pferde schwang sich der Monarch und der König und die Fürsten mit ihren Satelliten und begruben uns in ihrem Staub.

Wir aber schrien „Vivat!" Auf einmal war alles wie tot. Da standen die Regimenter und sahen sich nacheinander stumm an. Sebastiani war mit nach der Stadt, und niemand fragte nach 10 000 Menschen, die mitten in einem Wald wie vom Himmel gefallen waren. Endlich suchten sich die Korps, so gut sie konnten, Lagerplätze. Auch ich tat ein gleiches und fand ein hübsches Plätzchen, wo ich mit niemand in Kollision kam. Aber da war kein Holz, kein Brot, keine Fourage. Woher nehmen? Wir wissen's nicht. Frag einer den Sebastiani! Der war in der Hauptstadt! — Und in Zeit von einer halben Stunde loderten himmelhoch die Flammen der Lager, und mancher Braten drehte sich am Spieße. Alle Tische, Stühle, ja selbst Dachsparren von El Pardo, die Ölkufen nicht zu vergessen, nährten die Feuer unserer höllischen Küchen. In keinem Hause blieb ein Nagel fest, die Pferde standen in den Stuben und fraßen das zurückgebliebene Stroh. Kaum wurde das Hauptgebäude des königlichen Schlosses hinter

dreifachen Wachen verschont, obgleich der König darin wohnte

Am 9. Dezember war es schon lange Tag, und noch wußte niemand, was aus uns werden sollte Der Marschall ließ nichts von sich hören Ich war es meinen Leuten schuldig, mich ihrer anzunehmen. In Oottesnamen ritt ich also nach der Hauptstadt, die zwei gute Leguas davon entfernt liegt. Welch ein neues Leben! Nach zwei Monaten des Entbehrens mit ungesohlten Stiefeln mitten in einer großen Residenz, wo die traurigen Überreste einer vergebens versuchten Verteidigung schon meist verschwunden waren, die Kaufläden sich öffneten und die Einwohner unter dem Schutze der Regierung ihr Eigentum selbst behüteten. Gedankenvoll ritt ich durch die langen, krummen Straßen, die meist von französischem Militär belebt waren, unter dem, düster und tief in die Mäntel gehüllt, einzelne Spanier herumschlichen Ich fragte nach Oasthöfen. Man wies mich in mehrere. Überall aber erhielt ich zur Antwort, ich könne wohl da essen, jedoch nicht logieren, weil alles besetzt sei, und für Pferde habe man gar keinen Stall. Um letztere war es mir hauptsächlich zu tun, denn ich wollte ohnehin nicht nachts dableiben, sondern nur einen Platz haben, wo meine armen Tiere fressen und beschlagen werden konnten. Endlich machte ich eine Posada de Caballos (Pferdeherberge) ausfindig, wo ich sie in einem elenden dumpfen Mauleselstall unterbrachte. Aber noch viel mehr Mühe hatte ich den Marschall an einem andern Ende der Stadt aufzufinden. „Was wollen Sie von mir," schrie er mir mit heiserer Stimme von seinem Bette aus zu. „Wollen Sie mir auch die Ohren vollklagen? Sie können sich nicht beschweren: bekommen Sie nicht den Orden?" — Und nun ging eine fürchterliche Strafpredigt über die deutschen Regimenter los, daß sie noch nicht eingetroffen wären. Wir hätten strenge Order bekommen. „Wären sie nur bei der Revue gewesen! Jetzt kriegen sie einen Dreck!" — Ich ließ ihn ausreden, bis er sanfter wurde. Dann sagte ich ihm, daß die Regimenter

wenigstens nicht seine Ungnade verdienten, höchstens der Divisionsgeneral, dem sie gehorchen mußten. Und warum er uns denn im Stich ließe, die er selbst seine lieben Kinder, seine Besten genannt habe? Er schwor, das solle nicht geschehen, und er wolle schon dafür sorgen, daß meine Leute in Ehren blieben, daß sie eben auch mit der Division Sébastiani einrücken würden.

Ich hatte durch einen mir nachkommenden Offizier die Nachricht erhalten, daß man sie nach Rozas geschickt hatte. Der Marschall ließ auf der Stelle befehlen, daß sie in die Stadt marschieren sollten. Ich schickte den Befehl hinaus und beschäftigte mich indessen, sie unterzubringen. An einem Ende der Stadt wurde ich in ein Kloster gewiesen, das ich schon ganz von einem französischen Regiment besetzt fand. Ich erhielt endlich die Anweisung in die Wallonenkaserne am andern Ende der Stadt. Die war auch besetzt, aber ich fand daneben eine andere, die ich aufbrechen ließ und wo ich noch die Überreste eines Insurgentenbataillons bekämpfen mußte. Darüber ward es tiefe Nacht.

Die Kompagnien waren unterdessen auf einem andern Weg, als dem, wo mein Kundschafter stand, eingerückt, waren lange herumgeirrt und hatten sich endlich beim Alkalde auch in einem großen leeren Hause niedergelassen. Am Ende stand ich mitten in der Nacht in den menschenleeren Straßen allein. In die „Fontana de oro" (goldener Brunnen), wo ich zu Mittag gespeist hatte, konnte ich nicht zurückkehren, weil ich wußte, daß man mich nicht unterbringen konnte. Ich beschloß also wenigstens meinen Bedienten mit den Pferden aufzusuchen. Nicht ohne Mühe war ich so glücklich, ihn zu finden, und wurde nach langem Klopfen eingelassen. Meine bleiche, schwankende Gestalt und die Hand, die kläglich im Gelde wühlte, erweichten das Herz des Spaniers mehr noch als meine gebrochene spanische Rede. Er trat mir ein ganz erträgliches Bett ab. Ich hatte Hunger zum Sterben. Er bot mir seine Küche an, die ich mit Tränen

des Dankes annahm. Es war ein einziger, ziemlich schmutziger Topf, der beim Feuer stand. Darin befand sich eine Menge jener ganz dicken Erbsen, die eine Hauptkost der gemeinen Spanier sind. Sie stellen sie mit ein wenig Wasser und einem Stückchen Speck ans Feuer und lassen sie so ruhig fortschmoren, bis der eine oder der andere aus der Hausgesellschaft Hunger hat und sich etwas davon nimmt. Ich entsagte diesem köstlichen Mahl ebenso schnell wieder, als ich es angenommen hatte, und sank bald auf meiner Matratze in die Arme eines vom Fieber geschüttelten Schlafs der Entkräftung.

Eine Tasse gute Schokolade, die man auch beim armen Spanier nie vergebens sucht, erquickte mich am andern Tag. Dann begab ich mich wieder auf die Reise ins Ungewisse, um meine Leute und ganze Stiefel zu suchen. Von ersteren fand ich endlich einen, der mich zu den übrigen führte, wo ich auch meine zwei andern Pferde traf, die 24 Stunden lang nichts gefressen hatten. Ich ließ in dem zerstörten Hause Einrichtungen treffen, so gut sich's tun ließ, und schickte nach Lebensmitteln aus. Ich selbst begab mich ins Quartieramt, wo ich viele Schwierigkeiten fand, um mir ein Quartier auszumachen. Da traf ich endlich auf einen der Leute des Oberst von P . . . . ., der mich benachrichtigte, daß sein Herr seit gestern nacht da sei. Ich flog in das Maltheserkreuz, das geräumigste Gasthaus von Madrid, wo ich zu meinem unbeschreiblichen Entzücken ihn und den General Leval zusammen traf. Ich erfuhr, daß Marschall Soult sie in Potes zurückgehalten und erst dann freigelassen habe, als sie auch mit den stärksten Märschen uns diesseits von Madrid nicht mehr einzuholen vermochten. Sie seien am 9. abends bei El Pardo angekommen und erwarteten das Weitere.

Während ich zu meinen Voltigeuren lief, um geschwind einige Besorgungen zu machen, erhielt ich die Nachricht, der Oberst sei mit dem General eiligst zur Stadt hinaus, weil der Kaiser die deutschen Regimenter

mustern wollte. Die Voltigeure, die nach Lebensmitteln gejagt und in alle Winde zerstreut waren, konnte ich jetzt nicht mehr zusammenbringen. Mir selbst gelang es schwer, meine Pferde in einer andern Gegend der Stadt aufzusuchen. Kraftlos und ungewiß trabte ich gegen El Pardo hin. Wohl eine Stunde Wegs mochte ich zurückgelegt haben, als ich auf einen Nachzügler traf, der mich zum Glück unterrichtete: die Regimenter seien bei dem Meierhof Granja über den Manzanares gegangen. Ich folgte und entdeckte sie endlich auf dem Kamm der Höhen aufmarschiert, die gegen Madrid zu in Fruchtfeldern ablaufen. Die Leute sahen von den anstrengenden Gebirgsmarschen schrecklich aus, waren meist ohne Schuhe und hatten die Hälfte ihrer Kameraden in Spitälern zurückgelassen. Zu dieser Revue kamen sie beinahe ganz unvorbereitet. Der Marschall, zufrieden mit der Verteidigung, die General Leval bei ihm vorbrachte, war zum Kaiser gelaufen, um seine Gnade für die Regimenter Baden und Nassau anzurufen. Der Monarch war guter Laune, erinnerte sich des Rufs, den sich beide Regimenter in den früher erwähnten Gefechten erworben hatten, und versprach, in Zeit von einer Stunde zu kommen. Daher diese Übereilung, denn solche Momente muß man nicht versäumen. Ich hatte kaum Zeit, das Kommando des I. Bataillons wieder zu übernehmen, denn schon sah man den Kaiser mit seinem ganzen glänzenden Gefolge und den Marschall von der andern Seite den Berg hinaufsprengen. Wir mußten mit ganzen Kompagnien rechts schwenken, die Kolonne schließen und ein Glied formieren. Diese bequemste aller Methoden zur genauesten Spezialrevue läßt der Kaiser bei allen Truppen anwenden, die er einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt. Er geht dann vor einem Glied nach dem andern vorbei, sieht auf der Stelle, wer an der Prima plana fehlt und fragt danach und nach allen andern Dingen, die selbst zum kleinsten Detail gehören.

Er ließ sich die Leute, die sich besonders ausge-

zeichnet hatten, vorführen und teilte viele Orden aus. Auch nahm er, natürlich mit Zustimmung der deutschen Souveräne, mehrere Beförderungen vor. Die beförderten Offiziere wurden vor der Front proklamiert und von ihren Kameraden umarmt. Alle diese für den, der nicht wie ich an den Anblick des Kaisers und an seine Art und Weise gewöhnt war, gar wunderbar erscheinenden Dinge, brachten die übrigen Kommandeure mehr oder weniger um die Besinnung. Eine kleine Dummheit nach der andern kam vor, und als wir nachher manövrieren mußten, wo der Kaiser selbst durch den Marschall kommandierte und oft ganz falsch verstanden wurde, fiel alles so schlecht aus, wie wohl noch nie bei Truppen, die zu den „Guten“ gerechnet werden. Der Kaiser korrigierte lächelnd die Fehler und verließ uns nach mehr als zweistündiger Gegenwart äußerst gnädig. Zur Charakteristik des Ganzen gehört, daß er ein Bataillon P..., das auch zugegen war, aber ohne seine Schuld an den Hauptgefechten keinen Teil genommen hatte, nicht eines einzigen Blickes würdigte. Auch wir hatten für einige Verwundete und Kranke, die unter die Ausgezeichneten gehörten, keine Belohnung erhalten können. So weiß dieser einzige Mensch alles von sich abhängig zu machen! Vergebens läßt der Himmel seine Sonne scheinen, wo die seinige sich verdunkelt. Oft sollte man meinen, auch der Himmel gehorche ihm und die Natur kleide sich in das Gewand, das er jedesmal braucht. Glücklich, bewundert, beneidet, zogen wir noch vor Abend in Madrid ein. Traurig folgten die Männer von P., versprachen, sich durch Tapferkeit zu rächen und hielten Wort.

Wir kamen bataillonsweise in Klöster. Mir fiel das Theatiner Mönchskloster des heiligen Kajetan in der Gesandtenstraße zu. Die armen Mönche, die sich den Verwüstern schon entgangen glaubten, waren so überrascht, daß sie völlig den Kopf verloren. Meine guten Worte halfen nichts. Alles, was ich für sie tun konnte, war, meine Leute noch eine Stunde lang unter Gewehr zu lassen, bis

sie ihre besten Sachen hinten hinaus geflüchtet hatten. Ich nahm Kirche und Bibliothek in Schutz, teilte die Zimmer aus und führte eine strenge, aber nur langsam ihren Zweck erreichende Polizei unter einer Horde von Menschen ein, die seit 6 Wochen die Begriffe von Mein und Dem vergessen hatten. Krank und matt sank ich endlich auf dem elenden Lager meiner Zelle in Schlaf.

Am 13. erhielten wir morgens 10 Uhr Befehl, zur abermaligen Revue auszurücken. Ich stieg gegen die ärztliche Vorschrift zu Pferd, kam abends ermüdet zurück, schlief köstlich und war in einigen Tagen wieder völlig hergestellt . . . Der Artillerie widmete der Kaiser eine ganz besondere Aufmerksamkeit, wodurch mancher in große Verlegenheit kam. Am Ende mußte alles im Sturmschritt mit Divisionskolonnen vorbeimarschieren.

Marschall Lefèbvre marschierte mit den Divisionen Sébastiani und Valence[17]) und der französischen, badischen und holländischen Batterie gegen Talavera ab. Die deutschen Regimenter der Division Leval wurden einstweilen zur Garnison von Madrid bestimmt. Der Zufall, der den größten Teil der übrigen Truppen unvermutet im nördlichen Spanien lebhaft beschäftigte, hielt uns nachher länger in der Hauptstadt fest, als es erst Absicht zu sein schien. Das aus Portugal vorgerückte englische Armeekorps hatte sich nämlich beim Vorrücken der Franzosen gegen Madrid nach Salamanca gezogen. Sobald das Korps des Herzogs von Danzig über das Guadarramagebirge gegangen war, faßten die Engländer den Plan, nördlich von diesem Gebirge, auf dem rechten Ufer des Duero zu operieren, wo die Umstände dem Beginn ihrer Operationen sehr günstig zu sein schienen. Marschall Soult balgte sich in den unzugänglichen Gebirgen von Asturien und Leon mit den Überresten der spanischen Nordarmee unter La Ro-

[17]) Jean Baptiste Cyrus Marie Adelaïde de Thimbrune, Graf von Valence, 1757—1822, kommandierte 1808 eine Division Kavallerie.

mann herum. Die ganze ungeheure Strecke von Leon bis Segovia war nur durch leichte Kavallerie gedeckt. Während das in Coruña ausgeschickte englische Armeekorps auf der Straße von Leon vorrückte und sich mit den Spaniern in Verbindung setzte, nahm das Armeekorps von Salamanca dieselbe Richtung, passierte den Duero bei Toro, rollte die leichte Kavallerie in den Ebenen von Valladolid usw. auf und bewerkstelligte ohne Anstand seine Vereinigung mit dem nördlichen Korps. Mit dieser furchtbaren Macht wollte der englische Obergeneral Moore[28]) dem Herzog von Dalmatien in die linke Flanke fallen und ihn in den atlantischen Ozean werfen.

Zum Glück hatte der Kaiser, der diese Operation einigermaßen vorausgesehen und gewünscht hatte, das Soultsche Armeekorps bis auf wenigstens 30000 Mann verstärkt. Diese vereinigte der Marschall unweit Saldañas und stand am 23. angesichts der Engländer, die am folgenden Tage seine linke Flanke umgehen und forcieren wollten, aber, von dem Marsche des Kaisers benachrichtigt, sich statt dessen zum Rückzuge gegen Coruña anschickten.

Der Kaiser ließ zur Deckung des Zentrums — oder des ganzen Strichs vom untern Tajo bis zur Mitte des Ebro — nur die Korps der Herzoge von Belluno und Danzig und die Kavalleriedivisionen Lasalle[29]), Milhaud[30]) und Latour-Maubourg[31]) zurück und ernannte den König Joseph, der noch immer nicht in Madrid eingezogen war und im Pardo residierte, zu seinem Stellvertreter jenseits des Guadarramagebirges. Er selbst brach am 22. Dezember

---

[28]) Sir John **Moore**, hervorragender englischer General, 1776 bis 1809, kämpfte im Verein mit dem General **Baird** in Portugal gegen Soult und fiel schon am 16. Januar 1809 bei Coruña in einem mörderischen Kampfe.

[29–31]) Antoine Charles Louis Graf von **Lasalle**, 1775—1809, Edouard Jean Baptiste **Milhaud**, 1766—1833, Marie Charles César de Fay, Graf von **Latour-Maubourg**, 1756—1831, bedeutende französische Divisionsgenerale.

6*

mit sämtlichen Garden, mit dem Armeekorps des Herzogs von Elchingen und mit einer Menge Kavallerie und Artillerie nach Guadarrama auf.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Engländer, wenn sie in die Falle gegangen wären, wenig von ihrer schönen Armee nach ihrer Insel zurückgebracht hätten. Dem Kaiser ging aber diesmal alles gegen Wunsch. Die Engländer zogen sich beizeiten langsam und in schönster Ordnung zurück, und das Wetter war gerade so schlecht, wie es im ganzen Winter nicht gewesen war ... Auf dem Guadarramagebirge schneite es so sehr, daß Menschen, Pferde und Wagen stecken blieben. Als die Armee mit unsäglicher Mühe jenseits ankam, trat ein unaufhörlicher Regen ein. Der Schnee ergoß sich in Strömen in die Täler, überschwemmte sie und riß Brücken weg. Die Infanterie konnte kaum durch den Kot durchkommen und mußte öfters bis über den Gürtel im Wasser waten. Darüber wurde die Ungeduld des Kaisers so groß, daß er am 27. in Medina de Rioseco mit einigen wenigen von seinem Gefolge ankam, ehe noch ein einziger Franzose die Stadt hatte erreichen können. Diese Ungeduld wuchs, als er erfuhr, daß ihm die Engländer entgangen waren. Er konnte indes nichts tun, als ihnen seine behenden Chasseure von der Garde unter den Generalen Durosnel[22]) und Lefèbvre-Desnouettes[23]) nachzuschicken. Ersterer war vorsichtig und begnügte sich mit einigen eroberten Wagen, letzterer schwamm kühn durch die Esla. Die Engländer verstanden keinen Spaß, schickten ihm von Benavente aus einige Kavallerieregimenter auf den Hals und nahmen ihn mit vielen seiner Braven gefangen.

Der Kaiser vereinigte sich jenseits Valderas mit Soult, ging nach Benavente und dann nach Valladolid zurück,

---

[22]), [23]) Antoine Jean Auguste Graf Durosnel, 1771—1849 und Charles Graf Lefèbvre-Desnouettes, 1773—1822, beides französische Generale. Letzterer zeichnete sich im Kampf bei Benavente im Januar 1809 aus, fiel aber in die Gefangenschaft der Engländer, aus der er zu entfliehen wußte.

ohne Madrid wiedersehen zu wollen Soult und Ney verfolgten sozusagen atemlos die Engander, die ohne Verlust bei Coruña ankamen und Anstalten zur Einschiffung machten. Nur das spanische Korps von La Romana konnte Soult noch erreichen und mit beträchtlichem Verlust in die Gallicischen Gebirge werfen. Am 16. Januar lieferte er die merkwürdige Schlacht bei Coruña. Ungeachtet die Engländer ihre beiden ersten Generale darin verloren, Moore getötet und Baird schwer verwundet wurden, schifften sie sich doch in der Nacht vom 16 zum 17. ruhig ein Am Morgen des 17. fanden die Franzosen ihre Verwundeten verbunden auf dem Schlachtfeld liegend, jeder mit einem Fläschchen Branntwein und etwas Zwieback beschenkt.

Wir waren unterdessen in Madrid auch nicht in der glänzendsten Lage. Der Dienst war wegen der Entblößung an Truppen in dieser Gegend ziemlich hart, zumal täglich ein Drittel der Leute auf Arbeit zu den Verschanzungen kommandiert wurde, die man beim Retiro anlegte. Die Lebensmittel waren teuer, wegen der beschwerlichen Zufuhr aus einer Nachbarschaft, die teils ruiniert, teils im Aufstande war. Die Einwohner legten ihren Haß gegen uns unverhohlen an den Tag; an Umgang mit ihnen war nicht zu denken. Das schöne Geschlecht verschloß sich im Innern der Familien, nur dann und wann sah man in großen alten Wagen, mit schlechtgekleideten Domestiken umgeben, von zwei großen Mulas (Mauleseln) gezogen, eine schwarzäugige Doña sich von einem Hause zum andern begeben. Nur die niedrigste Klasse suchte unsern Umgang, jene unglücklichen Verworfenen, deren Zahl in Madrid immer groß gewesen sein soll und sich durch das allgemeine Elend täglich mehrte. Trotz aller Vorsicht wurden manche unserer Leute ein Opfer dieser verseuchten Elenden. Mancher wurde, von einer Sirene in ein abgelegenes Haus gelockt, daselbst ermordet und dann auf die Straße geworfen. Es gab Spanier, die beim Anblick eines Franzosen die Wut dermaßen überkam, daß sie ihm auf

der Straße den Dolch ohne besondere Veranlassung ins Herz stießen. Viele wurden auf der Stelle ergriffen und ließen sich dann gewöhnlich ruhig hängen, ohne die Miene der stummen Verachtung abzulegen. Viele entsprangen, selbst am hellen Tage, denn erreichten sie nur eine Nebenstraße, so waren sie gerettet. Ein Spanier wurde gehangen, weil er einen Franzosen umgebracht hatte. Ein Chasseur geht ahnungslos vorüber, stutzt und betrachtet die braungekleidete Leiche mit verschränkten Armen. Da kommt ein Bürger von Madrid des Wegs, ärgert sich über die Neugierde des Franzosen, sticht ihn sofort tot und wird vergebens verfolgt, weil er gleich in den Häusern verschwindet.

Unser Leben in Madrid erreichte am 13. Januar plötzlich sein Ende. Die militärischen Verhältnisse hatten sich gänzlich verändert. Als wir nach Madrid kamen, hatte der Fürst von Isenburg, der bei der französischen Armee als Brigadegeneral stand, das Kommando über das Regiment Baden und Nassau oder die 1. Brigade der 2. Division des 4. Korps erhalten und blieb, wie uns der naive Marschall Lefebvre vorausgesagt hatte, bei unserm Abmarsch wegen des Podagras zurück.

Der Marschall hatte mit den beiden andern Divisionen, wie schon erwähnt, einen Zug an den Tajo unternommen; wir blieben also in Madrid bloß den Dispositionen des Gouverneurs, des Generals Belliard[24]) und der beiden Brigadegenerale, die in Madrid und im Retiro kommandierten, überlassen . . Der Marschall forcierte am 24. den Tajo, hinter dem sich noch einige Insurgentenhaufen aufhielten Er ließ nämlich seine Truppen zugleich über die Brücken von Arzobispo und von Almaraz marschieren. Bei letzterem fand er einigen Widerstand, wobei sich die badische Artillerie ganz besonders auszeichnete. Dann wandte sich

---

[24]) Augustin Daniel Graf von Belliard, bedeutender französischer General, 1769—1832. Er war die rechte Hand des Königs Joseph

der Marschall, als sei er geschlagen, mit Zurücklassung der eroberten feindlichen Geschütze eiligst wieder auf das rechte Ufer, durchwatete mit Gefahr und Verlust den reißenden Tietar, ging nach Plasencia, von da über das hohe Gebirge Sierra de Gredos nach Avila und endlich über das Guadarramagebirge nach Escorial, von wo er gegen den 10. Januar wieder in Madrid eintraf. Er hatte seit dem 24. Dezember keinen Feind gesehen, aber viele Leute durch Krankheit und Erschöpfung verloren; auch waren einige seiner Bagage- und Munitionswagen stecken geblieben und die Hälfte des Trains zugrunde gerichtet.

Der Kaiser rief ihn jetzt zurück, und wir schieden von einander unter Äußerungen wahrer gegenseitiger Zuneigung.



6. Kapitel

Talavera. Haß der Einwohner. Übergang über den Tajo

Unterdessen hatte das 1. Korps (Victor) die Gegend von Madrid und Toledo verlassen und sich gegen Cuenca gewendet, wo der Herzog von Infantado[55] wieder eine spanische Armee gebildet hatte. Die polnische Division, die am untern Tajo vom Herzog von Danzig zurückgelassen worden war, war nach Toledo gezogen worden. Lasalle fand sich mit seiner leichten Kavallerie am untern Tajo zu schwach, weil sich unterhalb Cuestas eine feindliche Armee am Guadiana zusammengezogen hatte. General Leval bekam also vom König Befehl, mit unserer 1. Brigade und der badischen Batterie das rechte Ufer des Tajo unterhalb Toledos zu besetzen. Wir brachen am 13. gegen Mittag auf und gingen drei Stunden weit nach dem großen Dorfe Mostoles.

Wir konnten uns gar nicht an die Vorsicht gewöhnen, die die Bosheit der Einwohner erforderte. In den ersten Tagen kamen nie Meldungen von den detachierten Kompagnien. Und zu spät lernten wir, daß man auch auf der

[55]) N. de Silva, Herzog von Infantado, spanischer Staatsmann und General, 1773—1841. Er begleitete Ferdinand VII nach Bayonne und schloß sich darauf Joseph Bonaparte an, im nächsten Jahre, 1809, befehligte er ein spanisches Korps und wurde bei Uclès und Tarragona von den Franzosen geschlagen, worauf er von der Junta seines Oberbefehls entsetzt wurde.

Landstraße nie einen einzelnen Bewaffneten abschicken dürfe. Die Ordonnanzen wurden ermordet. In der Stadt selbst ging es uns nicht besser. Die Einwohner befanden sich noch in ziemlichem Wohlstand; sie hatten erst die Engländer gehabt, die Geld brachten; dann waren die wilden Haufen der aus Madrid flüchtenden Insurgenten durchgezogen und hatten einige unbedeutende Ausschreitungen begangen. Die bedeutendste war, daß sie ihren General, Don Benito San Juan, in der Stadt ermordeten.

Das Korps des Herzogs von Danzig und die Lasallesche Kavallerie waren nicht zahlreich genug, um der Stadt während ihres kurzen Aufenthaltes großen Schaden getan zu haben. Und General Leval, der mit uns kam, war ein guter Mann, der die Einwohner nicht mißhandelte. Unsere Deutschen wurden in strengster Mannszucht gehalten und hielten sich ruhig in ihren Klosterkasernen, ohne etwas vom Einwohner zu fordern. Die Offiziere wohnten in den Bürgerhäusern und hatten ihre Mahlzeiten. Nur die Häuser des Adels wurden etwas mitgenommen, da ihre Eigentümer geflüchtet waren. Man war uns wirklich Dank schuldig! Denn andere, die nach uns kamen, haben es sicherlich schlimmer gemacht. Trotz dieses guten Benehmens geschahen Vorfälle, die man sich, auch bei dem ungünstigsten Urteil über die Rachbegierde der Spanier, nicht erklären kann. Auf unsere Schildwachen — die meist nur zur Aufrechterhaltung der Ordnung bestimmt waren — wurde oft geschossen. Einige wurden schwer verwundet. Auch auf Offiziere, die abends durch die Straßen gingen, fielen einige Male Schüsse aus den Fenstern.

Ich wohnte in einem großen Hause. Ein geräumiger Hof stand voll Zitronen- und Pomeranzenbäumen, deren zeitige Früchte man von der Altane aus pflücken konnte. Die Sparsamkeit der Möbel, die Entblößung von Küche und Keller und noch mehr die Beschaffenheit der Menschen, die sich für Eigentümer des Hauses ausgaben, brachten mich auf die Vermutung, die sich auch bestätigte, daß der wahre Eigentümer geflüchtet sei und jene sub-

stituiert habe. Es war nämlich im ganzen Hause nur ein altes Männchen mit einer Frau und einer einzigen Magd. Das Männlein war erstaunlich demütig und höflich und wußte sich außerordentlich arm zu stellen, worin er im Grund recht haben konnte. Es brachte nebst dem Weiblein den größten Teil des Tages mit Andachtsübungen zu. In meiner Stube war ein Muttergottesbild unter einem Glas. Vor demselben unterhielt das Männlein beständig eine brennende Kerze, einem Gelübde zufolge. War ich abwesend, so benutzten die guten Leute die Zeit, um vor dem Bilde auf den Knien zu liegen. Am sonderbarsten war die Kleidung dieses komischen Pärchens. Beide trugen einen Anzug aus braunem Kapuzinertuch und hatten Stricke um den Leib. Sie gehörten zu einer geistlichen Kongregation, die zwischen den Mönchen und den weltlichen Menschen ungefähr in der Mitte steht. Doch es ist Zeit, zu unserer militärischen Lage zurückzukehren. General Lasalle, der sich in Person in Almaraz aufhielt, beschloß, sich durch eigene Untersuchung zu überzeugen, ob die tröstlichen Versicherungen des Marschalls Jourdan[26]) in Madrid, daß wir von keinem Feinde mehr etwas zu befürchten hätten, oder ob die Nachrichten der Spione, die ihn in großer Anzahl gesehen haben wollten, die richtigen seien. Er ging daher mit ein paar Kavallerieregimentern über die Brücke von Almaraz und den Engpaß von Miravede, um sich nach Trujillo zu begeben, bis er Gewißheit über die Mittel bekommen würde, die der Feind gegen uns in Bewegung setzte. Dieser hatte aber unterdessen ein Heer von 12—18 000 Mann, größtenteils alte Linientruppen, vereinigt und mit guten Pferden aus Andalusien und mit Artillerie aus der Festung Badajoz, sowie mit Zelten und andern Feldrequisiten versehen. Ein an-

---

[26]) Jean Baptiste Graf von **Jourdan**, Marschall von Frankreich, 1762—1833, wurde 1808 Generalstabschef des Königs von Spanien, welche Stellung er (mit Ausnahme der Jahre 1809—1812) bis 1814 innehatte.

deren Heer von 20000 bis 30000 Mann hatte sich unter dem Herzog von Infantado im Gebirge der Mancha gesammelt.

Da nun durch die Nachricht von der Abreise des Kaisers nach Paris und den mächtigen Kriegsrüstungen der Österreicher die anfängliche Niedergeschlagenheit der Spanier plötzlich verschwunden war und den schwindelndsten Hoffnungen Platz gemacht hatte, so beschlossen sie, Infantado über Cuenca und Cuesta über Almaraz allmählich wieder gegen Madrid vorrücken zu lassen. Letzterer sollte sich vor allen Dingen des wichtigen Postens von der Brücke von Almaraz bemächtigen und daselbst die zahlreichen Verstärkungen, die seiner harrten, erwarten, wenn ihm das Glück nicht schnellere Fortschritte gestattete. Der Vortrab dieser Armee kam in der Gegend von Trujillo an, als Lasalle über den Tajo ging. Beide Spitzen stießen noch am nämlichen Tage aufeinander. Die Spanier stutzten; die Franzosen benutzten den Augenblick, griffen an und nahmen etliche 40 Kavalleristen gefangen. Dieser unbedeutende Zufall hatte auf die ganze feindliche Expedition nachteiligen Einfluß. Die leichten Truppen wichen schnell nach Trujillo zurück und verbreiteten die Nachricht vom Anrücken einer französischen Armee. Dadurch wurde der spanische Heerführer wahrscheinlich bewogen, zwei Tage Halt zu machen. Lasalle dagegen ging als Sieger, ohne einen Mann verloren zu haben, über den Fluß zurück und gewann Zeit, den General Leval in Talavera von der Gefahr zu benachrichtigen. Dieser schickte die Holländer nach Arzobispo und das andere nassauische Bataillon nebst zwei badischen Kanonen nach Almaraz.

Die Spanier kamen erst am 26. zum Vorschein, ließen sich aber den ganzen Tag durch die braven nassauischen Voltigeure im Paß von Miravede aufhalten und wurden erst gegen Abend Meister der Berge des linken Ufers, die den Fluß beherrschen. Am 27. bedeckten sie das ganze Ufer mit Truppen und überschütteten die diesseits hinter

der Brücke nachteilig postierten Nassauer und die badischen Kanoniere mit einem Kugelregen. Lasalle, der mit seiner Kavallerie rückwärts bei Almaraz stand, konnte hier nichts helfen. Er sah vielmehr ein, daß die Spanier die Brücke beim ersten beherzten Angriff mit Gewalt nehmen mußten. Er beschloß daher, sich soweit zurückzuziehen, bis er Unterstützung an Infanterie und Artillerie erhalten würde. Am 28. vor Tag war das kleine Korps auf dem vorteilhaften Terrain hinter Almaraz aufgestellt und bewerkstelligte seinen Rückzug ohne Verlust, nachdem die Toten begraben und die Verwundeten in Sicherheit gebracht worden waren. Ein Unteroffizier mit drei Mann, den die Nassauer kurz hinter sich gelassen hatten, um einen Wagen mit Brot nachzubringen, wurde von den Einwohnern des Fleckens ermordet. Einen verwundeten nassauischen Offizier, der unterwegs starb und in Navalmoral begraben wurde, gruben die Einwohner auf der Stelle wieder aus und hingen ihn an einen Baum.

Auf die Nachricht von diesen Ereignissen verließen wir am 29. Januar 11 Uhr morgens Talavera, wo bloß eine Kompagnie unseres Regiments zur Deckung der Brücke und des Lazaretts zurückblieb. Es war schon dunkel, als wir bei La Calzada, einem großen Dorf unterhalb Almaraz, ankamen. Hier fanden wir das zurückgewichene Korps und wurden mit Jubel aufgenommen. Man war nun überzeugt, mit dieser Handvoll Leute den Spaniern, die so wenig Unternehmungsgeist zeigten, die Spitze bieten zu können. Und wirklich, wenn der gute Geist der Truppen viel zum glücklichen Gelingen der Gefechte beiträgt, so hatten wir alle Ursache, darauf zu hoffen. Die Kavallerie von Lasalle, alle Badener, die Nassauer, alle waren untereinander wie Brüder, und jedes Korps für sich war von dem größten Vertrauen zu seinen Anführern beseelt. Nie waren Truppen besser miteinander, zumal Franzosen und Deutsche, Kavallerie und Infanterie! Brüderlich teilten die Franzosen mit uns den Platz und die Lebensmittel. Lasalle litt nicht einmal, daß wir Dienst

gegen den Feind taten oder biwakierten. Unsere Infanteristen waren sämtlich in einem großen Kloster zusammen und hatten nur die nötigsten Sicherheitswachen um den Ort. „Wir müssen die braven Deutschen schonen," sagte Lasalle, „wenn's gilt, sind sie am härtesten dran."

Am 31. ließ er einige hundert Kavalleristen über Navalmoral bis gegen Almaraz rekognoszieren. Sie fanden nur etwas feindliche Kavallerie in der Nähe des Orts.

Die Polen waren unterdessen von Toledo nach Talavera gerückt. Unsere zurückgebliebene Kompagnie traf am Abend des letzten Januar bei uns ein und sagte uns, daß die Einwohner von Talavera bis zur Ankunft der Polen nur mit Mühe im Zaum zu halten gewesen wären.

Da der Feind keine Miene machte angriffsweise vorzugehen, und wir nun auch für den Notfall in Talavera einen Rückhalt hatten, so konnten wir am 1. Februar ausgedehntere Quartiere nehmen; Navalmoral wurde wieder besetzt. Unser Regiment ging eine halbe Stunde in der Ebene seitwärts nach dem kleinen Dorfchen Calde Ruela. Die unglücklichen Einwohner hatten sämtlich bei unserer Annäherung das Örtchen mit beinahe allen ihren Vorräten im Stich gelassen. Wir teilten uns in die leeren Häuser und gaben strenge Order, nichts zu nehmen und zu verderben, was wir nicht notwendig brauchten. Alle Häuser waren innen sehr reinlich und hingen voll Heiligenbildchen, meist in goldenen Rahmen. In mehreren Häusern fand man Pferdehaarmatratzen, und alle Böden lagen voll herrlichem Weizen, den der fette Boden bei Calzada hervorbringt . . . Wir besetzten den Gebirgsrücken mit hinlänglichen Wachen und patrouillierten sie von allen Seiten ab. Da fanden wir denn in einer der entlegensten Falten der Berge die Einwohner des Orts bei einer Schäferhütte versammelt. Es kostete nicht viel Mühe, die armen Menschen zu veranlassen, mit uns umzukehren und ihre eigene Wohnung mit uns zu teilen. Wir fanden auch hier, daß die Einwohner an der Grenze von Estremadura sich besser kleideten als im Innern Castiliens. Das einförmige

Schwarz wird mitunter durch helle Farben unterbrochen; man sieht viele rote Strümpfe und bei den Frauen rote und grüne Leibchen.

Am 3. fand eine große Rekognoszierung statt. Marschall Victor, Herzog von Belluno, war im Anmarsch gegen Talavera begriffen, nachdem er den Herzog von Infantado unweit Uclès geschlagen, seine Armee größtenteils vernichtet und über 10000 Mann gefangen hatte. Dies ließ uns endlich das furchtsame Betragen Cuestas begreifen, der eine Handvoll Menschen nicht anzugreifen wagte, die, überall von Feinden umgeben, auf einer schmalen Erdspitze gegen ihn vorgeschoben war. Unsere Brigade ging 3 Stunden vorwärts nach dem großen Dorfe Peraleda und detachierte einzelne Kompagnien seitwärts und vorwärts nach Valdehuncar und Belvis de Monroy, um Tajo und Almaraz zu beobachten. Die Nassauer, unterstützt von einem Kavallerieregiment, gingen bis Almaraz vor, ohne den Feind zu finden. Nassau drang bis gegen die Brücke, indem es die feindlichen Pikette vor sich her trieb, kam aber unter das Kreuzfeuer von 8 Geschützen, die der Feind in seinen jenseitigen Batterien aufgestellt hatte, und verlor dadurch einige Leute. Die 1. Brigade wurde wieder nach Navalmoral zurückgezogen, nachdem man sich überzeugt hatte, daß der Feind in beträchtlicher Stärke hinter der Brücke stand und sich verschanzte. In Erwartung des Herzogs von Belluno blieben wir mehrere Tage in dieser Stellung ganz ruhig; doch waren wir sehr auf unserer Hut. Paraleda hatte noch seine Einwohner, die von uns so wenig als möglich gekränkt wurden. Wir hatten, da kein Kloster vorhanden war, unsere Leute in die Bauernhäuser gelegt, ohne daß von beiden Seiten Klage kam. In einem Hause fanden wir ein Hackbrett (Lieblingsinstrument des spanischen Volks); auch entdeckten wir einen karikaturmäßigen Alten, der ein Virtuose im Bolero- und Fandangospielen war. Kaum erklangen die Saiten, begleitet von einem äußerst komischen, eintönigen Gesang des estremadurischen Künstlers, so

konnten einige junge Leute der Begierde nicht widerstehen, einen Augenblick die Feindschaft gegen uns zu vergessen und sich ganz dem entzückenden Tanz hinzugeben.

Unterdessen war das 1. Armeekorps wirklich in unserm Rücken angekommen. Der Marschall, Herzog von Belluno, hatte sein Hauptquartier erst nach Talavera, dann nach Oropesa verlegt. Wir waren als 4. Division unter sein Kommando getreten und bekamen nun Befehl, die Brücke von Almaraz, es koste was es wolle, zu forcieren. Er wollte bei Arzobispo den Tajo passieren und den Feind durch das Gebirge in der rechten Flanke angreifen.

Wir gingen am 10. morgens nach Navalmoral und vereinigten uns daselbst mit der 1. Brigade, der badischen Artillerie und ein paar Kavallerieregimentern der Division Lasalle. Die Avantgarde wurde aus den primatischen, badischen, hessischen und nassauischen Voltigeuren (zusammen 6 Kompagnien) und aus einem Zug französischer Jäger zu Pferd gebildet und unter mein Kommando gestellt.

Ich sollte den Feind schnell durch den Flecken Almaraz vor mir hertreiben, dort einige Einwohner zu fangen suchen, um Rache wegen der Oreueltaten beim ersten Rückzug der Nassauer zu nehmen; dann, beim Nachrücken der Division, sollte ich soweit gegen die Brücke vorrücken, als es die Umstände ratsam machen konnten. Zum Unglück hatte es inzwischen so fürchterlich geregnet, daß unsere Leute vor Nässe zitterten und kaum die Gewehre zum Losgehen bringen konnten. Dieser Umstand ist für einen Anführer leichter Truppen oft schlimmer, als wenn man ihm die Hälfte seiner Leute nähme. Bei dem bravsten Soldaten, wenn er naß und hungrig ist, meldet sich die natürliche künstlich verscheuchte Feigheit als ungebetener Gast. Ich empfand dieses heute bei meinen Leuten, die durch die schlechten Wege und das Hin- und Herbewegen durch Berg und Tal und Wald unendlich ermüdet wurden und gar nichts zu essen fanden, und es fiel mir schwer und ermüdete mich doppelt, sie wieder

in das schon gewohnte Geleis der Bravheit zurückzubringen.

Ich fand Almaraz verlassen, doch witterten meine Spürhunde noch drei Männer aus, die sich in einem Keller verborgen hatten. Ich ließ sie an das Divisionskommando abgeben und trieb nun die schwachen feindlichen Piketts vor mir her bis auf die Höhe vor der Brücke, wo die Chaussee sich dreht und ein Kreuz steht. Da dieser Punkt wegen des jenseitigen Feuers gar nicht zu behaupten ist, so ließ ich ihn im Besitz des Feindes und bemächtigte mich dagegen der beiden Berge, die ihn und die Brücke von beiden Seiten umklammern. Hier rekognoszierte ich den Feind mit dem Divisionsgeneral sehr genau. Er hatte die Brücke jenseits durch einen Querwall verstellt, durch den nur eine schmale Tür führte, die in einer Höhe von 6 Fuß mit Erde bedeckt war. Die Kavalleriepatrouillen, die man bisher zuweilen von Almaraz gesehen hatte, konnten also nur einzeln herübergekommen sein, das Pferd hinter sich herführend. Von der Brücke lief auf beiden Seiten eine lange Brustwehr am Ufer hin. An der Mitte des Abhangs war eine zweite Linie von Batterien mit 8 Geschützen, deren Feuer sich kreuzte. Oben war das Lager unter Zelten. Es erstreckte sich rechts bis gegen Valdecanas, rückwärts bis Casas de Miravede und endigte links im Tal des Cancelejabachs. Wir hatten den Spaß, sozusagen jeden Mann sehen zu können und recht vornehm nach Standeswürde empfangen zu werden.

Beide Linien waren mit Truppen angefüllt, die ihre Gewehre unaufhörlich abfeuerten, obwohl kaum eine Kugel der Vordersten zu uns gelangen konnte. Dagegen warfen sie uns eine Menge Haubitzgranaten unter die Nase, die uns sehr inkommodierten, aber nichts schadeten, weil wir uns immer zerstreuten. Als der General nach Almaraz zurückgekehrt war, schickten sie einige Kompagnien herüber, die mich von dem vordersten Berg verjagten, wo ich eben im Begriff war, verlorene Posten auszustellen.

Sobald ich wieder in Verbindung mit meinen Haupttruppen war, ließ ich die Spanier aufs neue auf die Brücke zurückwerfen, darüber wurde es Nacht. Ich traf alle Sicherheitsmaßregeln, ließ den Berg zur Linken durch eine Kompagnie aus dem Lager von Almaraz unterstützen und begab mich, von Nässe, Ermüdung und Hunger erschlafft, zum Hauptposten an der Chaussee. Um Mitternacht wollte ich die diesseitigen spanischen Pikets aufheben. Die Sache mißglückte jedoch, wahrscheinlich nur weil meine Leute zu abgespannt waren. Ich mußte auch langsam gehen, da wir den andern Morgen ein schweres und, wenn die Götter nicht halfen, unmögliches Stück Arbeit vor uns hatten. Doch entdeckte ich bei dieser nächtlichen Rekognoszierung, daß die Spanier tüchtig auf der Brücke arbeiteten, und schloß daraus, daß sie mit der Absicht umgingen, sie ins Wasser zu stürzen. Als es Tag wurde, sahen wir die Herren wieder hübsch unter den Waffen stehen. Ich hielt mich ruhig und erwartete Befehl zum ernstlichen Angriff. Auffallend war es mir, von der spanischen Armee, die gegen uns über 12000 Mann stark war, nichts gegen das im Anmarsch vorgeschobene Victorsche Korps über Valdecanas abmarschieren zu sehen, da wir doch kaum über 4000 Mann stark und durch unüberwindliche Naturhindernisse von ihnen getrennt waren. Da die Spanier sahen, daß ich ruhig blieb, schickten sie einige Kompagnien herüber, die mich herausforderten. Ich gab mich indes wenig mit ihnen ab, hielt meine Leute außerhalb des feindlichen Geschützfeuers und ließ den Feind nur abweisen, wenn er sich weiter wagen wollte.

Um 9 Uhr kam General Schäffer[27]) zu mir herunter und sagte mir im Vertrauen, daß der Rückzug angetreten würde. Der Herzog von Belluno hatte den Marsch über die Brücke von Arzobispo aufgegeben,

---

[27]) Konrad Rudolf Freiherr von Schäffer, großherzoglich badischer General, 1770—1838, führte die Rheinbundtruppen auf Napoleons Wunsch nach der Pyrenäischen Halbinsel

weil er von gefährlichen Bewegungen hinter dem Tietar gehört hatte.

Der Feind hatte mir auf dem Rückzug Abbruch tun können. Ich ließ daher seine Vorposten ganz zurückwerfen und stellte die meinigen aus, als wollte ich die Nacht dableiben. Durch diese Anstalten beruhigt, ließ der Feind seine Truppen, die seit vorigem Mittag im Gewehr standen, größtenteils ins Lager einrücken.

Jetzt erhielt ich Order zum Rückzug. Alles war schon vorbereitet, und ich kam, nur von einer feindlichen Patrouille verfolgt, ohne Verlust nach Almaraz zur Division.

Vor der Front des aufmarschierten Korps fand ich die ganze Generalität um einen Birnbaum beschäftigt. Ich wurde sehr gnädig empfangen und eingeladen, an der begonnenen Aufhängefeierlichkeit teilzunehmen. Es war nämlich von nichts mehr und nichts weniger die Rede, als die drei armen Teufel, die ihr Unstern am vorhergehenden Tag in meine Hände hatte fallen lassen, an den Birnbaum zu hängen. Man hatte die ermordeten Nassauer im verstümmeltem Zustande ausgegraben, auch waren in einem Keller 12 Polen mit ausgestochenen Augen, abgeschnittenen Nasen, Ohren und Fingern usw. gefunden worden, die sich hier wahrscheinlich bei der Lefèbvreschen Expedition besoffen und durch die Bauern den Zustand ihrer Bewußtlosigkeit verewigt erhalten hatten. Da standen die drei armen Tropfe in ihren braunen Jacken, die Hände auf den Rücken gebunden, den Strick schon eng genug um den Hals gezogen, sagten kein Wort und schnitten Gesichter. Die Nassauer sollten den ersten hängen. Aber es wollte gar nicht recht vonstatten gehen, und er fiel mehrere Male herunter. Der Chef des Generalstabs, Oberst A . . . ., ein roher Mensch, rief dem General Schäffer zu: „Général, vos gens font mal leur besogne!“ — „Ce sont de mauvais bourreaux, mais de bons soldats,“ entgegnete Schäffer hastig.

Unterdessen hatten die französischen Chasseure schon Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß sie das Handwerk

besser verstanden. In wenig Augenblicken hing der zweite Spanier an einem andern Ast. Oberst A. applaudierte und forderte nun die Badenser auf, sich mit dem dritten Spanier in den originellen Wettkampf der Nationen einzulassen. „Wer soll mich denn dann durch den verdammten Sumpf nach Belvis führen?“ rief mein Oberst dagegen. „Haben Sie etwa einen andern Boten? Oder soll ich mit meinen müden Leuten wagen, im Kot stecken zu bleiben? Nicht wahr,“ rief er dem schon halb erstickten Spanier ins Ohr, „du kennst den Weg gut? Du nickst? Wohlan denn, den Strick vom Hals und an die Hände gebunden, und marsch mit ihm voraus. Der Kerl, meine Herren,“ wandte er sich zu den Franzosen, „wird heute abend ebensogut in Belvis hängen und vielleicht noch lustiger als hier.“ Daß er nicht gehängt wurde und wir ihn an Ort und Stelle bringen ließen, bedarf keiner Erwähnung.

Unsere 1. Brigade war mit der Artillerie, einem Kavallerieregiment und dem Generalstab in Navalmoral, die 2. hatte Belvis de Monroy, Casas de Belvis, Millanes und Valdehuncar besetzt. Die übrige Kavallerie nahm ihre Quartiere nördlich dergestalt, daß sie den Tietar beobachtete.

Am 15. zogen wir wieder gen Almaraz mit zwei Kolonnen von Navalmoral und Belvis aus. Das erste Korps ging an diesem Tage wirklich bei Arzobispo über den Tajo, schickte uns aber seinen Artillerietrain, um unter unserm Schutze über die Brücke von Almaraz zu gehen. Wir rückten diesmal mit den Regimentern bis auf Kanonenschußweite an den Feind, der seine diesseitigen Pikets eingezogen hatte, ohne einen Schuß zu tun. Begierig, was daraus werden sollte, ging ich mit den Voltigeuren verstreut gegen die Brücke vor. Ein Offizier in roter Uniform (wahrscheinlich ein englischer Genieoffizier) war jenseits mit lebhaften Anstalten und vielen Menschen und Pferden beschäftigt. Auf seinen Wink zogen die Pferde an, und im Augenblick stürzte die Hälfte der Brücke mit schrecklichem Geprassel in den Abgrund.

Der Plan zum Angriff für den folgenden Morgen war ungefähr so: in der Nacht sollten unter dem kleinen Gewehrfeuer des Feindes am vorderen Abhang der beiden Berge, die die Brücke einfassen, zwei Batterien, jede von 6 Geschützen, aufgestellt werden, unter deren Kreuzfeuer wir am andern Morgen die Brücke bezwingen sollten. Die Batterien kamen ungeachtet der Schwierigkeiten und der Gefahr der Arbeit bis zum Morgen recht gut zustande. Eine Menge von Säcken und Baumwolle, die die Artillerie aus Navalmoral mitgebracht hatte, taten hierbei treffliche Dienste, indem sich die Arbeiter gleich anfangs dadurch gegen das feindliche Feuer zu decken wußten. Diese Baumwolle gehörte einem Pariser Handelshaus, das während der Anwesenheit des Königs Joseph in Madrid und des Herzogs von Abrantes (Junot) in Lissabon auf diesen Artikel im großen spekuliert hatte. Sie kam glücklich von Lissabon nach Badajoz. Als sie aber in vielen Partien zwischen hier und Madrid unterwegs war, brach die Revolution in Spanien aus, und die Baumwollenwagen wurden überall aufgehalten.

Am 16, als es Tag wurde, sahen wir den Feind mit vielen Truppen in seiner rechten Flanke gegen Valdacanas abmarschieren. Ein Reservekorps, das stehen blieb, zog sich außerhalb unseres Schießbereichs auf die Höhen von Miravede zurück. Mit Verdruß sahen wir, daß wir dem Feind in keiner Weise etwas anhaben konnten. Von der Brücke war ein Stück von mehr als 80 Fuß in den Abgrund hinuntergestürzt. Wie konnten wir daran denken, sie wieder herzustellen in einer Gegend, wo es kein anderes Holz als kleine kruppelhafte Encina und Korkeichen gibt? Im Ärger ritt ich zur Batterie rechts hinüber. Man fuhr einige Geschütze noch weiter rechts auf die Höhe, unterhalb der Brücke, die dem Cancelejatal gegenüberliegt. Von hier aus sandte man einige Kugeln in das spanische Lager, das dort noch stand. Die Spanier fuhren ihr Geschütz auf und antworteten eine Zeitlang tapfer. Darüber wurde ich gerufen und ritt non bene relicta par-

mula aus dem unangenehmen Gepfeife, das mir schaden, aber nichts nutzen konnte, ganz gern wieder zu unserm Lager zurück, wo wir recht ossianisch das Feuer von tausend Eichen emporlodern ließen.

Am 17. mittags kam endlich der Befehl vom Herzog von Belluno, die Artillerie, eine Sappeurkompagnie und ein Kavallerieregiment stehen zu lassen, um in Almaraz Mittel zur Wiederherstellung der Brücke vorzubereiten. Wir sollten der Armee des Herzogs eiligst über Arzobispo folgen.

Wir begingen den großen und hier wirklich unverzeihlichen Fehler, statt des breiten Wegs über Navalmoral die elenden Nebenwege über Belvis de Monroy, Valdehuncar und Peraleda einzuschlagen. Gleich anfangs liefen wir uns in den Sümpfen fest. Es war schon Nacht, als wir die steilen Felsen von Belvis zu erklimmen anfingen. Da purzelte denn einer über den andern. So ging es fort die halbe Nacht hindurch, ohne daß man in den engen schmutzigen Wegen bedeutend vorwärts kam. Es war längst Mitternacht vorbei, als wir endlich Peraleda erreichten. Wir hatten nicht mehr als höchstens vier Stunden Wegs zurückgelegt und waren ermüdet wie von einem zehnstündigen Marsch. Wir waren gezwungen, unsre armen Leute ein paar Stunden in die Häuser treten zu lassen, bis der Tag graute. Dann marschierten wir weiter nach Arzobispo, das noch fünf kleine Stunden von Peraleda entfernt liegt. Das Städtchen liegt an einer freundlichen kleinen Ebene des Tajo, die eine herrliche Vegetation hat. Wir fanden es von allen Einwohnern verlassen, trafen aber mit den Holländern wieder zusammen, die hier bisher gehaust hatten. Die guten Herren hatten sich ordentlich eingerichtet, buken Brot und brannten eine Art Branntwein, der uns bei gänzlichem Mangel an Wein (seit mehreren Tagen) gute Dienste tat.

Am 19. gingen wir über die schmale Brücke auf das linke Tajoufer und schlugen den Weg nach dem Engpaß des Guadalupeschen Gebirgs von San Vicente ein. Wir

durchwateten den Pedroso und kamen über Valdelacasa nach einem Marsch von 7 Stunden ins Lager vor Mohedas. Hier stießen wir wieder zum braven Lasalle, der in der linken Flanke des 1. Armeekorps Posto gefaßt hatte. Er empfing uns mit seiner gewohnlichen militarischen Herzlichkeit, und seine Leute teilten ihren ganzen Vorrat mit den unsern. Diese hatten mehr Fleisch, als sie verzehren konnten, und lobten daher die gebirgige Gegend außerordentlich.



7. Kapitel

Rückmarsch über den Tietar. Szenen in dem der Wut des Kriegers überlassenen Arenas. Abberufung aus Spanien

Am 20. wollte der Marschall dem Feind auf dem linken Ufer der Galina eine Schlacht liefern. Wir sollten das Guadalupesche Gebirge durch den Engpaß von San Vicente übersteigen und jenseits dem fliehenden Feind in den Rücken fallen.

Der Plan schien kühn, aber unser würdig zu sein. Mit Freuden ergriffen wir die Waffen — aber verwundert sahen wir uns an, als wir, statt unsern Weg südlich zu folgen, in dem schmalen Tal nördlich geführt wurden. Unweit Torlamoras wurde Halt gemacht, dann gingen wir nach Mohedas zurück und bezogen das alte Lager. General Merle trug mir auf, die Vorpostenkette gegen den Paß hin mit der größten Sorgfalt und Vorsicht auszustellen. Kaum war ich hiermit einigermaßen zustande gekommen, so wurde ich zum Divisionsgeneral Leval nach Mohedas gerufen. „Wir sind hier nicht mehr sicher," sagte mir der General, indem er mich zur Seite nahm. „Ich habe sämtliche Grenadierkompagnien aus dem Lager herein auf den Kirchhof bestellt. Daraus formieren Sie ein Elitebataillon, auf das ich mich im schlimmsten Fall verlassen kann. Umstellen Sie den Ort so mit Wachen und Piketts, als hätten wir jeden Augenblick vom Feinde einen Überfall zu befürchten." — Ich ging sogleich ans Werk,

organisierte ein prächtiges Bataillon und rannte mich bis tief in die Nacht hinein müde, um alle verlangten Anstalten zu treffen. Mit Schweiß bedeckt kam ich endlich zum General, um ihm Rapport abzustatten. „Sie haben sich sehr angestrengt," sagte er, „hatte ich gewußt — so hatte man's freilich sparen können. Aber setzen Sie sich und essen Sie, es wird noch etwas Braten da sein." — Ohne den Sinn dieser abgebrochenen Rede ganz zu fassen, fiel ich hungrig über die Bratenreste her. Darüber kam Lasalle und fluchte auf gut soldatisch auf die schlechten Vorbereitungen, auf die Unbestimmtheit und Zweideutigkeit der Befehle, auf den unbefohlenen Rückzug, statt eines beherzten Angriffs.

Ohne den Feind auch nur zu sehen zu bekommen, blieben wir in unserm Lager ruhig bis zum 24. General Leval hatte vom König Joseph Befehl bekommen, über den Tietar zu gehen und blutige Rache an den Rebellen und Mördern zu nehmen. Sobald die Armee auf das linke Tajoufer gegangen war, hatten die Gebirgsbewohner jenseits des Tietars den Gehorsam wieder verweigert. Ein Detachement vom 25. westfälischen Dragonerregiment wurde daher nach Arenas geschickt, um die Ordnung wieder herzustellen. Die Einwohner empfangen sie mit großer Höflichkeit und Unterwerfung und bitten sich aus, in guten Quartieren Gastfreundschaft gegen sie ausüben zu dürfen. Und richtig gehen die ehrlichen, noch nicht lange von der Heimat entfernten Hessen in die Falle. Kaum sind sie alle in Quartieren vereinzelt und lassen sich fröhlich den vorgesetzten Wein munden, so stürzen die Einwohner über sie her und ermorden sie jämmerlich. Ein einziger, der einen Ordonnanzritt gemacht, eben angekommen war und sein Pferd noch gesattelt gelassen hatte, hört den Lärm, schwingt sich wieder aufs Roß, sprengt mitten durch die Mörder, entkommt glücklich und bringt die Nachricht von dieser entsetzlichen Greueltat ...

Die Unruhen hinter dem Tietar wurden jetzt um so bedenklicher, da die 10 000 Mann der Armee des Infan-

tado, die Belluno nach Madrid gefangen geschickt hatte, bis auf 1500 Mann entkommen waren. Sie gingen meist durch das Gebirge nach Plasencia und von da zur Armee Cuestas.[39]) Nun fingen sie an, sich mit den Insurgenten hinter dem Tietar zu vereinigen, und diese verschanzten sich, wie man hörte, brachen Brücken ab und besaßen sogar schon Geschütz.

Wir marschierten also am 24. über den Tajo zurück. In Arzobispo ließen wir Primas; die Hessen gingen nach Talavera, mit Nassau, Baden und Holland marschierten wir über Oropesa nach Parillos und bezogen zwischen hier und Montesclaros nach einem Marsch von 5 Stunden ein Lager. Einige Voltigeure wurden noch bis Montañaras vorgeschickt, um in der Stille die Brücke zu beobachten und den Feind, wenn sie noch stünde, vom weiteren Abbrechen abzuhalten.

Am 25. brachen wir wieder auf und hatten nach zwei Stunden den Tietar erreicht. Hier stieß noch ein Dragonerregiment zu uns, das von Madrid kam. Es konnte uns offenbar im Gebirge nichts nützen, aber man hatte es, der Gutmütigkeit der Deutschen mißtrauend, zur Vollziehung des Strafurteils gegen Arenas auserlesen.

Wir fanden die Brücke unbesetzt. Die feindlichen Vorposten hatten sich bis ans Gebirge zurückgezogen, das hier zwischen seinem Fuß und dem rechten Ufer des Flusses ein Tal von der Breite einer Viertelstunde läßt. Mit dem Abgebrochensein der Brücke hatte es auch nicht viel zu bedeuten. Sie ist von Stein, gewölbt und oben hoch mit Erde aufgeschüttet und gepflastert. Das Pflaster und die Erde hatten die Feinde auf der rechten Seite weggenommen und dadurch ein großes Loch hervorgebracht. Das eigentliche Gewölbe stand aber noch. Es wurde uns also leicht, mit der Infanterie einzeln hinüber zu klettern und mit den noch vorhandenen Materialien das Loch

[39]) Gregorio Garcia de la Cuesta, spanischer General, 1740 bis 1812.

wieder zuzuwerfen. Unsere Leute griffen, obwohl wir keine Instrumente hatten, doch brav zu, und in einer Stunde konnte auch die Kavallerie hinüber. Um dem unerfahrenen Feind, der uns von seinen Bergen aus zusah, zu imponieren, füllten wir die ganze Ebene mit Truppen an, indem wir aus jedem Glied ein Bataillon formierten und demnach 18 Bataillone aufmarschieren ließen. Am Fuße des Berges bildeten wir uns dann schnell wieder, gingen durch das verlassene kleine Dörfchen Ramacastañas und fingen an, in zwei Kolonnen den Berg zu erklettern. Auf dem oberen Absatz stand der Feind hinter einem Verhau und Verschanzungen. Er empfing uns, ehe wir noch eine Kugel uns treffen konnte, mit einem lebhaften Kleingewehrfeuer und einer Salve, lief aber, als er uns mit dem Gewehr im Arm ruhig in Kolonne mit gerichteten Zugen vorwärts marschieren sah, eilig rückwärts den Berg hinunter.

Die Voltigeure, die nun in wenigen Augenblicken durch das Verhau gesetzt waren, konnten nur noch einen Tambour töten, der über seine Trommel stürzte. Wir hielten uns in diesen armseligen Verschanzungen nur einen Augenblick auf, um der nachfolgenden Kavallerie Platz in dem unbedeutenden Verhau zu machen. Alles lachte, als wir die zurückgelassene feindliche Artillerie nun betrachteten. Sie bestand aus zwei Geschützen. Das eine war ganz aus Holz geschnitzt, das andere war ein Prozessionsboller, auf umgekehrten Pflügen befestigt, die ihm zur Lafette dienten. Sie hatten diese gewaltige Waffe mit Knöpfen, Nägeln usw. ganz voll geladen; daher pfiff uns auch der Schuß so sonderbar über den Kopf weg. Natürlich war auch die ganze Maschine durch den Rückstoß des einzigen Schusses über den Haufen gestürzt.

Ein schrecklicher Anblick bot sich uns dar, als wir nun mit Geschwindschritten auf das hübsche Städtchen Arenas losgingen, das am Flüßchen gleichen Namens liegt. Die sogenannten Verteidiger sah man regellos zwischen wehrlosen Greisen, Weibern und Kindern entfliehen. Ihr

Jammergeschrei hallte im Echo der Berge furchtbar wieder. Widerstand gab es nicht. Nur auf viele tausend Schritt sah man die Elenden, die die andern durch ihre Prahlereien zum Aufruhr verleitet hatten, ihre Gewehre abfeuern und davonlaufen. Einige Traversen und Palisaden, die wir noch auf dem Wege fanden, hielten uns gar nicht auf. Das Korps war bald in der Stadt, wo die wenigen Unglücklichen, die vor Krankheit nicht hatten entfliehen können, alle jämmerlich ermordet wurden. Das Städtchen war der Wut des Kriegers auf jede Art preisgegeben.

Zum Glück brauchte mein Auge an diesem Jammer keinen langen Anteil zu nehmen. Die Regimenter hießen nur ihre Grenadiere zum Schutze der Generale zurück und eilten den Flüchtlingen auf drei verschiedenen Seiten nach. Das Dragonerregiment lagerte sich auf der Wiese beim Ort. Uns traf die Reihe, den Feind in der Hauptrichtung gegen Arenas zu verfolgen. Ich führte mein Bataillon schnell aus der Stadt und erkletterte den sehr steilen Traubenberg, während die Voltigeure von Fels zu Fels, von Kluft zu Kluft mit den Menschen eine Art Hasenjagd trieben. Überall fanden wir geflüchtete Effekten, die die Leute im Laufen verloren hatten. Diese zeigten uns den Weg zum spanischen Lager, das auf der steilsten Höhe verborgen angebracht und umsonst als ein sicherer Zufluchtsort betrachtet worden war. Es bestand aus großen wohlgebauten Erdhütten, in denen unsere Leute viel Beute machten.

Sobald es anging, berief ich die vorgeschickten Abteilungen von der schrecklichen Jagd ab. Der Divisionsgeneral ließ sagen, man solle einige Gefangene lebendig einschicken, um Nachrichten von ihnen zu erhalten. Meine Leute hatten eine Mutter mit zwei Töchtern eingefangen. Die Frau war französischen Ursprungs und schien mir schon darum gesichert. Ich schickte sie also hinunter und ließ sie dem ältesten Grenadierkapitän, einem sehr wohldenkenden Mann, empfehlen. Dennoch hatte dieser alle Mühe, die unglücklichen Weiber, die durch ihren Anstand

schon Achtung und Mitleid einflößten, zu sichern. Nur mit Gefahr seines Lebens barg er sie beim Divisionsgeneral.

Schlimm genug war es, daß wir, um Lebensmittel zu erhalten, unsere Leute nach und nach in die Stadt hinuntergehen lassen mußten. An den Sachen, die sie heraufschleppten, sah man, welcher Wohlstand in dem Orte geherrscht haben mußte. Ich brachte die Nacht inmitten kahler Felsen auf den wollüstigsten neuen Matratzen zu. Die Menge des trefflichsten Weines, der in dem Ort war, ist kaum glaublich. Wir hätten ein ganzes Armeekorps ein Vierteljahr lang damit versehen können. Er floß nicht allein in den Kellern, sondern auf den Straßen. Dadurch wurde denn auch die Unordnung immer größer, denn bald war die ganze Division bis auf die Offiziere betrunken.

Um 8 Uhr abends ließen sich die Dragoner nicht mehr halten. Gleich den Furien Feuerbrände schwingend, stürzten sie in die Stadt. In wenigen Augenblicken war kein Haus, das nicht in hellen Flammen stand. Die Obersten und Generale, die sich in den Häusern eingenistet hatten, fanden selbst kaum Zeit, sich mit ihren Pferden und Effekten in dem Schlößchen zu bergen, das bei der Stadt liegt und der Königin gehört hatte. Mehrere Soldaten, die viehisch besoffen in den Häusern eingeschlafen waren, verbrannten darin. Die Dragoner zogen ein zitterndes Weib aus einem Keller, schändeten sie auf der Straße bis zur Ohnmacht und warfen den zuckenden halbentseelten Körper in die Flammen ihres eigenen Hauses.

Diese und andere Greuel habe ich aus dem Munde meines Obersten und des Grenadierkapitäns, zweier edler Männer, die Augenzeugen waren und taten, was sie konnten, um das Elend zu mindern. Ich selbst sah von dem, was unter dem Schleier der furchterlichen Nacht verübt wurde, nur das Schöne. Ermüdet kam ich in der Nacht von den Vorposten zurück, nachdem ich gegen jeden möglichen Angriff Sicherheitsmaßregeln getroffen hatte. Unordentlich durcheinander, mit verstörten Zügen und gesträubten

Haaren, lagen meine Leute hier und da auf dem Felsen in lethargischem Schlaf. Einzelne taumelten noch herum, den Weinschlauch unterm Arm, oder streckten sich am Feuer und schlürften aus dem göttlichen Bocksfelle. Unmutig über mich selbst und über das erbärmliche Menschenvolk stellte ich mich allein auf des Felsens höchsten Gipfel und starrte hinaus in die weite Nacht. Frühlingslüfte wehten sanft und freundlich. Der herrliche südliche Himmel mit seinem Sternenmeer war über mir ausgebreitet. Unter mir rauschte das Arenasflüßchen. Die drei Berge waren durch die drei Lager mit feurigen Klumpen bedeckt. Um dieselben zog sich ein weiter zusammenhängender Zirkel von Vorpostenfeuern. Im Städtchen glänzte vorn das Schloß von vielen Lichtern erhellt und seitwärts das Biwak der Dragoner. Da entwickelte sich vor meinen Augen die fürchterlich schöne Szene des Anzündens der Stadt. In kurzem waren die Umrisse jeden Hauses im Feuer gezeichnet. Gewiß, es würde ein Schauspiel für die Feste der Götter Julians gewesen sein, in die flammenbedeckte Hölle Konstantins zu sehen, wenn nur Teufel darin brieten und nicht auch arme schwache Menschen, die ihr eigener Gott verführte.

„Feuerbrände!" donnerte ich unter meine taumelnden Bacchanten. „Feuerbrände herbei! Ich will euch ein Fest geben, wie es Nero vergebens an den sieben Hügeln versuchte! Feuerbrände! In zehn Minuten muß das ganze spanische Lager vor der Front in Flammen stehen!" Bald loderte auch hier das Feuer, vom Harz der Tannen genährt, wetteiferd zum Himmel, und zu gleicher Stunde sanken vor mir die künstliche Stadt und hinter mir die echte in Asche. Ich blickte weit um mich her. Keine Spur des Feindes. Auf einer einzigen hohen Kuppel gegen Arenas hin brannten feindliche Feuer in der Entfernung von drei Viertelstunden Wegs . . .

Von den Beherztesten, die noch auf den Beinen waren — denn die wirklich Mutvollen betrinken sich nicht so leicht — schickte ich eine kleine Schar Freiwilliger den

für unersteiglich gehaltenen Felsen hinauf, wohin sie die Hoffnung auf neue Beute zog. Ich befahl, den Feind zu verjagen, aber keine Gefangenen zu machen. Das geschah. Man hörte nur wenige Schüsse. Vor Tag kamen meine Leute zurück. Sie hatten die Spanier überfallen und in wilder Flucht den Berg hinuntergejagt. Einen hatten sie getötet, und mehrere Waffen waren zum Lohn dieses Wagestücks in ihre Hände gefallen.

Am 26. versammelte sich das ganze Korps auf der Wiese vor der Brandstätte. An die Bäume, die an den Zugängen lagen, wurden folgende Zettel angeschlagen: „La villa de Arenas es castigada por aver matado algunos caballeros franceses!“ (Die Stadt Arenas ist bestraft für die Ermordung einiger französischer Reiter.) 8 Spanier wurden vorgeführt, die unsere Leute noch an den Bäumen aufhängen sollten. Sie waren nach dem Befehl des Divisionsgenerals, Gefangene zu machen, von verschiedenen Seiten eingebracht worden. Man hatte sie die ganze Nacht hindurch, einen nach dem andern, verhört, ohne zum Ziele zu kommen. Sie wußten, sagte man ihnen, daß sie alle mit ihren Mitbürgern das Leben verwirkt hätten — derjenige aber, der die wahren Urheber des Aufstandes angeben wollte, solle auf der Stelle Freiheit und Leben geschenkt bekommen. Sie hätten ruhig uns Namen von Leuten nennen können, die wir ja doch nicht in unserer Gewalt hatten. Aber auch dazu waren die Starrsinnigen nicht zu bringen. Keine Bitten, keine Drohungen, keine Mißhandlung brachte sie aus ihrem schrecklichen Schweigen. So sahen wir sie noch morgens, als man sie uns mit dem Strick um den Hals übergab. Ohne einen Laut von sich zu geben, ohne mit den Wimpern zu zucken, starrten sie stumm zu den Baumstämmen hinüber, an denen sie hangen sollten. Ihr Glück wollte, daß der Divisionsgeneral eben Befehl bekommen hatte, den weiteren Streifzug ins Oredosgebirge aufzugeben und auf dem nächsten Wege nach Talavera zurückzukehren. Talavera ist aber von der Brandstätte von Arenas acht gute Stunden

entfernt. Da war also, um nicht von der Nacht überrascht zu werden, keine Zeit zu verlieren, zumal unsere Leute bleich und matt, gleich den Schatten derer, die sie ermordet hatten, zwischen den Schutthaufen herumschwankten. Die Dragoner machten sich vor allen Dingen vornweg aus dem Staube und brannten bis zur Tietarbrücke noch alle Häuser und das ganze Dörfchen Ramacastañas ab. Wir machten Miene, die 8 Spanier aufzuknüpfen, als der Generalstab vorbeiritt. Da ließen wir sie in Gottes Namen laufen und traten unsern Marsch an . . .

Mit dieser eben nicht sehr ehrenvollen Expedition endete mein Feldzug in Spanien. Mit froher Erwartung sah ich den echteren Taten entgegen, die uns jenseits des Tajo erwarteten, sobald die Mittel zur Schlagung einer Brücke herbeigeschafft sein würden. Heiter teilte ich die Ruhe in Talavera mit meinen Kameraden und half ihnen mich zu schönerer Tätigkeit vorzubereiten. Ich war wie vom Donner gerührt, als der Major von Frank plötzlich unter uns trat und sich meldete, daß er mich abzulösen bestimmt sei. Er brachte mir ein schmeichelhaftes Schreiben des Erbgroßherzogs von Baden mit, das mir meine Ernennung zum Flügeladjutanten des regierenden Herrn und den Wunsch kund tat, mich schleunigst in Karlsruhe zu sehen, da ein Krieg mit Österreich vor der Tür sei. Zu zaudern war hier nicht. Wehe dem, dem das Schicksal einen bestimmten Weg vorzeichnet und der ihn einzuschlagen Bedenken trägt, weil sein Gefühl ihn irgendwo festhält!

Ich gab alle meine Pferde weg, kaufte zu meinem treuen Maultier noch drei andere, machte daraus so gut ich konnte einen Postzug und bespannte so die alte Reisekalesche, die mein Nachfolger aus Karlsruhe mitgebracht hatte. Am 4. schied ich von den Offizieren des 1. Bataillons beim Mahle, dem trotz aller meiner Versuche die Fröhlichkeit entwich. Wer hätte auch bei so unzweideutigen Freundschaftsbeweisen unerschüttert bleiben sollen! Die Verse, die sie nach der bekannten schönen Weise sangen,

enthielten ein weit übertriebenes Lob, aber sie sagten mir, was ich sein sollte, durch den Mund von Menschen, die es damals gewiß redlich meinten:

Ein Held, wo die Feinde sich türmen,
Ein Freund, wo ein Freund sich ihm naht,
Ein Vater dem leidenden Krieger,
Der treuste der Bürger dem Staat.

2.

Memoiren über den Krieg der Franzosen in Spanien von Albert Jean Michel Rocca



Vorwort

Albert Jean Michel Rocca, oder wie man ihn in seiner Vaterstadt nannte, John Rocca, war 1787 oder 1788 als Sohn des späteren Genfer Staatsrats Noble Jean François Rocca und Jeanne Pernette Picot in der Stadt Rousseaus geboren. Obwohl die Familie Rocca aus dem Piemontesischen stammte, genoß sie doch seit ihrer Niederlassung im 16. Jahrhundert das größte Ansehen bei den Genfer Bürgern, wozu wohl auch der Umstand beitragen mochte, daß einer der Ahnen Roccas sich seine Frau aus einer der ältesten Familien der Stadt gewählt hatte.

John Rocca genoß eine sehr sorgfältige Erziehung, fühlte sich jedoch, als er 17jährig die berühmte Knabenerziehungsanstalt des Professors Vaucher verließ, unwiderstehlich zum Waffenhandwerk hingezogen. Wie hätte es auch anders sein können in einer Zeit, wo man Ruhm und Ehren so leicht im Kriege erwerben konnte[1] Frankreich und Napoleon waren natürlich sein Ziel. Die damals vom Kaiser neuerrichtete Ecole Polytechnique in Paris öffnete dem jungen Manne ihre Tore, und kaum 20jährig nahm er als Leutnant an dem unglücklichen Kriege der Franzosen in Spanien teil, wo Napoleon seine größten Fehler als Feldherr und Politiker beging und dessen Niederlagen zu der Erschütterung seines Thrones beitrugen.

Wie jeder Offizier, der nur ein wenig über die Ursachen und Wirkungen dieses Kriegs nachdachte, mißbilligte auch der junge Rocca die Maßnahmen Napoleons gegen Spanien, und als er, fast ein Krüppel, Ende 1810

nach Frankreich zurückkehrte, war er froh, wenn auch um teuren Preis, einen Kampfplatz verlassen zu können, auf dem sich kein ehrlicher Soldat mit Begeisterung und Aufopferung schlug.

Mit einem zerschlagenen Schenkel, einer Wunde an der Schulter und einer am Arm kehrte Rocca 1811 zu seinen Eltern nach Genf zurück. Hier hatte er durch den Ruf seiner Schönheit — Friederike Brun, die Freundin Bonstettens, sagt: er besaß den schönsten Kopf, den ich je gesehen — und gewisse jugendliche Abenteuer die Aufmerksamkeit der geistreichsten Frau der damaligen Zeit, der Verfasserin des Romans Corinna, auf sich gezogen. Frau von Stael faßte trotz des großen Altersunterschiedes — er war 22 Jahre jünger als sie — eine große und starke Leidenschaft zu dem schönen verwundeten Husarenoffizier, mit dem sie sich heimlich trauen ließ. Rocca selbst verehrte in Frau von Staël nicht allein die große Schriftstellerin, sondern vor allem die Frau und die zärtliche Mutter seines Sohnes. Er folgte ihr überall auf ihren Reisen nach Wien, Moskau, Petersburg, Stockholm und endlich nach England.

Während des Winteraufenthaltes 1812/13 in Schweden, der für beide wenig abwechslungsreich war, entstanden die „Memoiren des Krieges der Franzosen in Spanien", zu deren Niederschrift Rocca von Frau von Stael veranlaßt wurde. Wie groß der Anteil der geistreichen Frau selbst an diesem Werke gewesen sein mag, aus dem hier einige Auszüge gegeben werden, ist nicht genau zu bestimmen. Sicher aber war er nicht gering, was sehr nahe liegt. Es erschien zum erstenmal 1814 in England und noch im selben Jahre, nach Napoleons Verbannung nach Elba, in Paris, denn wie bekannt war Frau von Staël die größte Feindin des Franzosenkaisers, und ein Buch, das wenn auch nicht von ihr selbst, so doch von einem ihrer nächsten Angehörigen verfaßt war, hatte ohne Zweifel Ungnade vor den Augen Napoleons gefunden. Übrigens wird dieser in dem Werke Roccas

weder verleumdet noch ungerechtfertigterweise getadelt, die Betrachtungen des Verfassers über den spanischen Feldzug sind in jeder Beziehung gerechtfertigt. In seiner knappen militärischen Erzählungsweise liegt ein gewisser Reiz; er sieht die Dinge, wie sie in Wahrheit lagen, und nicht durch den Schleier einer falschangebrachten patriotischen Begeisterung, wie man das so oft in Kriegserinnerungen findet.

Jean Rocca war kein langes Leben beschieden. Von der Mutter erblich mit einem Brustübel belastet, siechte er kurz nach seiner Verbindung mit Frau von Staël während eines langen Krankenlagers dahin. Dazu litt er noch immer an den bei Ronda in Andalusien erhaltenen Wunden, und so überlebte er seine große Lebensgefährtin nur um einige Monate. Der Tod ereilte ihn im Januar 1818 in Hyères an der Riviera, wo er Heilung seines Leidens gesucht hatte.

F. M. K



1. Kapitel

Schlacht bei Burgos. Einnahme Madrids. Valladolid. Schlacht von Medellin

Das 2. Husarenregiment, früher Regiment „Chamboran“ genannt, in dem ich zu dienen die Ehre hatte, erhielt im Jahre nach dem Feldzug, der mit der Schlacht bei Friedland und dem Frieden von Tilsit endete, den Befehl, Preußen zu verlassen und nach Spanien zu gehen.

Wir kamen aus dem sandigen Norden Deutschlands, wo wir meist mit unterdrückten Völkern und mit Regierungen zu tun gehabt hatten, deren Formen vollkommen militärisch waren. In Deutschland hatten wir nur Regierungen und Heere zu besiegen, auf der spanischen Halbinsel, wo wir jetzt Krieg führen sollten, gab es weder Regierungen noch geregelte Truppen mehr. Der Kaiser Napoleon war in Portugal und Spanien eingedrungen, hatte die Monarchen beider Länder in die Flucht gejagt oder gefangen genommen und ihre militärischen Kräfte verstreut. Wir waren nicht etwa gerufen worden, um gegen Linientruppen zu kämpfen, die fast überall die gleichen sind, sondern gegen ein Volk, das seine Sitten, seine Anschauungen und selbst die Natur des Landes von allen andern Nationen des Kontinents trennt. Die Spanier mußten uns um so mehr einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen, als sie glaubten, die französische Regierung wollte aus der spanischen Halbinsel einen einzigen,

der französischen Herrschaft unwiderruflich unterworfenen Staat machen

Als wir jedoch Ende August des Jahres 1808 unsere preußischen Kantonierungen verließen, um uns nach Spanien zu begeben, hatten wir sehr wenig über die unvorhergesehenen Hindernisse nachgedacht, auf die wir in einem für uns so neuen Lande stoßen konnten. Wir glaubten einer leichten, nicht lange währenden Expedition entgegenzugehen; als Sieger von Deutschland dachten wir, daß uns von nun an überhaupt nichts mehr widerstehen konne.

Nachdem wir die Elbe und die Weser überschritten hatten, erreichten wir das linke Rheinufer und Frankreich. Seit zwei Monaten sprach man von einem nahen Kriege mit Österreich, und als wir Preußen verließen, waren wir alle fest überzeugt, daß man uns an die Donau führte Mit tiefer Traurigkeit und fast mit Tränen in den Augen verließen unsere Husaren Deutschland, das herrliche Land, das sie erobert hatten, das Land des Kriegs, aus dem sie so viele ruhmvolle Erinnerungen mitbrachten und in dem es ihnen sogar bisweilen gelungen war, sich individuell beliebt zu machen.

Wir durchquerten Frankreich wie ein neu erobertes und unsern Waffen unterworfenes Land. Der Kaiser Napoleon hatte befohlen, daß seine Soldaten überall gut empfangen und gefeiert würden. Deputationen kamen uns an den Toren ihrer guten Städte entgegen, um uns zu beglückwünschen; Offiziere und Soldaten wurden sofort nach ihrer Ankunft zu prächtigen, im voraus bereiteten Banketten geführt, und bei unserer Abreise dankten uns noch die Oberhäupter der Städte, daß wir so freundlich gewesen waren und in einem Tage das Einkommen von mehreren Wochen der städtischen Steuern aufgezehrt hatten

Unsere Truppen bestanden (außer Franzosen) aus Deutschen, Italienern, Polen, Schweizern, Holländern, ja selbst Irlandern und Mamelucken. Alle diese Ausländer waren mit ihren nationalen Uniformen bekleidet, behielten ihre Sitten bei und sprachen ihre Sprache. Doch trotz

dieser Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche gelang es der Disziplin auf leichte Weise, alle unter der Hand eines einzigen zu vereinigen. Jene Männer trugen alle dieselbe Kokarde, hatten einen einzigen Kriegsruf, ein einziges Feldgeschrei.

Einige Meilen jenseits von Bayonne erreichten wir die Bidassoa, einen kleinen Fluß, der die Grenze zwischen Frankreich und den Pyrenäen bildet. Sobald man den Fuß auf spanischen Boden gesetzt hat, merkt man im Lande und in den Sitten der Menschen einen großen Wechsel. Die engen, schmutzigen Straßen der Städte, die vergitterten Fenster, die immer fest verschlossenen Türen der Häuser, das strenge und zurückgehaltene Äußere der Einwohner aller Stände, das Mißtrauen, das sie uns allgemein entgegenbrachten, vermehrten die Niedergeschlagenheit, die sich unser beim Einzug in Spanien unwillkürlich bemächtigte.

Wir sahen den Kaiser Napoleon, ehe er in Vittoria ankam. Er war zu Pferde. Seine einfache grüne Uniform bildete einen scharfen Kontrast zu den reichgekleideten Generalen, die ihn umgaben. Er grüßte jeden Offizier besonders mit der Hand, als wollte er sagen: Ich zähle auf Sie! — Franzosen und Spanier kamen herbeigeströmt, um ihn zu sehen; jene erblickten in ihm allein das Heil der ganzen Armee, die Spanier suchten in seinen Blicken und seiner Haltung das Schicksal ihres unglücklichen Vaterlandes zu lesen.

In den letzten Tagen des Oktober vereinigte sich allmählich die Armee von Deutschland mit der französischen Armee, die der König Joseph in Spanien befehligte. Erst jetzt erfuhren wir mit nicht geringem Erstaunen durch unsere Waffengefährten einen Teil der Kriegsereignisse auf der Halbinsel und die Einzelheiten der unglücklichen Affären, die die Generale Dupont[1]) und

[1]) General Graf Pierre Dupont de l'Etang, 1765—1838, brach kurz nach der Unterzeichnung des Friedens von Tilsit (7. u.

Junot[2]) zwangen, in Andalusien und Portugal zu kapitulieren, ferner den Marschall Moncey[3]) veranlaßten, sich vor Valencia zurückzuziehen, und infolge deren sich endlich die ganze Armee auf dem linken Ufer des Ebro konzentrieren mußte.[4])

---

9 Juli 1807) an der Spitze eines französischen Korps nach Spanien auf, wo er zuerst wie ein Verbündeter empfangen wurde. Als aber die Spanier seine Absichten durchschaut hatten, wurden sie aufständisch, und er beschloß, sich mit einer Division von 8000 Mann nach Cadiz zu begeben. Zuerst schlug er 30000 Insurgenten bei Cordoba, dessen er sich bemächtigte. Auch hatte er noch verschiedene andere Siege zu verzeichnen, wurde aber bald von dem Marsch der Armee Castaños' unterrichtet, die aus 40000 Mann Linientruppen bestand. Da es ihm unmöglich war, einer so großen Anzahl Widerstand zu leisten, zog er sich auf Andigna zurück, um sich mit der Division Vedel zu vereinigen. Aber der in spanischen Diensten stehende Schweizer General Reding hatte, indem er sich mit seinen 17000 Mann nach Bailen wandte, den Franzosen den Rückzug abgeschnitten. Dupont zögerte vielleicht zu lange mit dem Angriff, doch entfaltete er während all dieser Kämpfe viel persönlichen Mut, schließlich unterzeichnete er den verhängnisvollen Vertrag von Bailen, 28. Juli 1808, wofür er von Napoleon mit einer fünfjährigen Festungshaft bestraft wurde.

[2]) General Andoche Junot, 1771—1813, wurde am 1. Februar 1808 wegen seiner schnellen Einnahme Lissabons von Napoleon mit dem Titel „Herzog von Abrântes" zum Gouverneur von Portugal ernannt. Er mißbrauchte diese Stellung durch die niedrigste Erpressung und Plünderung und war allgemein verhaßt. Da er nur über wenige Truppen verfügte, um das Land im Zaume zu halten und sich zu verteidigen, mußte er, als ihn Wellington an der Spitze einer überlegenen Armee angriff, bei Vimeiro zurückweichen und am 30. August 1808 die Kapitulation von Cintra unterzeichnen.

[3]) Vergleiche die 2. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte.

[4]) Joseph befand sich mit seinem Generalstab und seinen Garden in Vitoria. Marschall Moncey beobachtete in Tafalla die spanische Armee des Generals Palafox, die bei Sanguesa an der Grenze von Navarra und Aragonien stand. Ney hielt Logroño und Guardia besetzt, vor ihnen, in der Gegend von Tudela am Ebro, befanden sich die spanischen Armeen unter Castaños und Palafox, die zusammen 40000 Mann stark sein mußten. Bessières war in Miranda; er hatte in dem Fort Pancorvo eine Garnison zurückgelassen. Seine Stellung war durch die zahlreiche Kavallerie Lasalles

Am 9. November kam das kaiserliche Hauptquartier in Bribiesca an. Unter den Befehlen des Kaisers kantonierte die ganze Armee in der Umgegend der Stadt. Die Einwohner des Landes waren bei unserer Ankunft in die Berge geflüchtet.

Am 10. mit Tagesanbruch rekognoszierte der Marschall Soult[6]) mit einer Division Infanterie die Stellung des Feindes in der Richtung nach Burgos. Beim Dorfe Gamonal angekommen, wurde er durch eine Salve von 30 Kanonen empfangen. Das war für die Franzosen das Signal zum Angriff. Soult erwartete gar nicht erst den Rest der ihm folgenden Armee, sondern eröffnete sofort

gedeckt. Lefèbvre hielt Durango besetzt. Die von ihm und Bessières befehligten Korps standen der Armee des Zentrums und der Linken der Spanier gegenüber, die von Belvedere und Blake kommandiert wurden. Das bei Burgos stehende spanische Zentrum war gegen 12—14000 Mann stark. Es sollte durch 26000 Engländer verstärkt werden, die in Portugal und Coruña unter Moore und Baird vorrückten. Dieses Heer war zur Unterstützung des in Biscaya stehenden linken Flügels des Generals Blake und dazu bestimmt, die Verbindungen mit den spanischen Armeen in Aragonien und Navarra aufrecht zu erhalten.

Das Heer des Generals Blake, obwohl 37000 Mann stark, besaß sehr wenig Kavallerie, und es wagte sich daher nicht in die Ebenen bei Miranda und Vitoria. Es hatte seine Stellungen zwischen Oña Frias und Irun aufgegeben, um sich Bilbaos zu bemächtigen, und war in den Gebirgen zwischen Biscaya und der Provinz Alava bis Zornozo und Archandiano vorgerückt, um das Land aufzuwiegeln und den rechten Flügel des Königs Joseph anzugreifen. Die spanischen Armeen von Navarra und Aragonien sollten dieselben Bewegungen gegen das Zentrum und die Linke der Franzosen machen, um sie zu zwingen, sich auf der Straße von Tolosa zurückzuziehen. Das waren die Absichten der Spanier und die Lage der Dinge, als Napoleon das Kommando der Armeen in Spanien übernahm. Am 31. Oktober 1808 hatte Lefèbvre bei Durango die Armee Blakes angegriffen, ihn zurückgeworfen und war am nächsten Tage in Bilbao eingezogen. Victor begab sich mit seinem Korps am 6. November von Vitoria nach Orduña; er sollte mit Lefèbvre die Armee des rechten Flügels formieren.

(Anmerkung des Verfassers.)

[6]) Siehe die 13. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte.

das Feuer und vernichtete die wallonischen und spanischen Garden, welche die Hauptmacht der feindlichen Armee bildeten. Marschall Bessières[*]), der inzwischen mit der Kavallerie angekommen war, überholte den Feind, schlug ihn noch vollends und zog kunterbunt mit den Flüchtlingen in Burgos ein.

Die Stadt war vollkommen von ihren Bewohnern verlassen. Sie war nur noch eine ungeheure Einöde und völlig der Plünderung preisgegeben, als unsere Truppen nach der Schlacht dort eintrafen. In dem Viertel, durch das wir einzogen, hörte man allenthalben das Geschwirr der Stimmen der Soldaten, die aus allen Richtungen kamen, um Lebensmittel und Geräte aus den verlassenen Häusern zu schaffen. Dabei trugen sie ungeheure brennende Wachskerzen in den Händen, die sie in den benachbarten Klöstern gefunden hatten. Etwas weiter, in einem weniger von unsern Truppen heimgesuchten Teile der Stadt, hörte man das unterdrückte Jammern der Kranken und Greise, die, da sie nicht die Kraft hatten, zu entfliehen, sich in eine Kirche geflüchtet hatten, wo sie in großer Anzahl eingepfercht waren.

Am 11. setzte sich unsere leichte Kavalleriebrigade bei Sonnenaufgang in Marsch, um die Gegend am Arlanzon auszukundschaften. Unweit der Ufer des Flusses entdeckten wir einige Trupps von Bauern und Städtern, die sich hinter den Anhöhen, oder besser zwischen der steilen Böschung des gegenüberliegenden Ufers, verbargen. Meist sahen wir nur ihre Köpfe, die von Zeit zu Zeit aus dem Gestrüpp hervorguckten, um zu sehen, ob wir vorüber wären.

Am Tage nach der Schlacht von Burgos wurden zahlreiche Abteilungen nach allen Richtungen hin zur Ver-

[*]) Jean Baptiste Bessières, französischer Marschall und Generaloberst der Kavallerie der Kaisergarde, 1768—1813, wurde im März 1808 zum Herzog von Istrien ernannt und erhielt das Kommando des zweiten Armeekorps in Spanien, wo er bedeutende Siege erfocht

folgung des Feindes abgeschickt, um die Vernichtung einer Armee vollständig zu machen, die ein leichter Sieg wohl zerstreut hatte, die aber noch nicht total aufgerieben sein konnte. 10000 Mann Kavallerie und 20 Geschütze der leichten Artillerie setzten sich in Bewegung, um sich über Plasencia, Leon und Zamora auf die Nachhut der englischen Armee zu stürzen, die man in Valladolid glaubte. Soult begab sich über Villarcayo und Reinosa im Rücken der Armee auf die Linke der Spanier. Eine Division Infanterie besetzte auf einem direkteren Weg die Schluchten des Gebirges bei St. Ander. Aber trotz der Geschwindigkeit ihres Marsches trafen diese Truppen den Feind nicht mehr an. Das Heer des Generals Blake[7], das seit der Affäre am Durango auf dem Rückzug begriffen war, hatte vergebens versucht, sich in Guenes und Valmaseda zu sammeln. Vom Marschall Victor gegen Espinosa, vom Marschall Lefèbvre gegen Villarcayo hin verfolgt, war es endlich am 10. November bei Espinosa nach einem zweitägigen Kampfe vollkommen vernichtet worden.[8])

Am 15. November vereinigte sich unsere Hauptbrigade bei Lerma mit dem Armeekorps des Marschalls Ney[9]), dem sie seit dieser Zeit provisorisch beigegeben war. Am 16. begab sich Neys Korps von Lerma nach Aranda. Immer verließen die Einwohner bei unserm Herannahen ihre Behausungen und nahmen die kostbarsten Sachen mit sich in die Berge. Verwüstung und Verzweiflung, die gewöhnlich siegreiche Armeen zurücklassen, schienen uns überall vorangegangen zu sein.

Das Armeekorps des Marschalls Ney brach am 20.

[7]) Siehe die 3. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte.

[8]) Bei Espinosa de los Monteros in der Provinz Burgos siegten am 10. und 11. November 1808 36000 Franzosen unter Marschall Victor über 45000 Spanier unter La Romana und Blake.

[9]) Marschall Michel **Ney**, 1769—1815, Herzog von Elchingen und Fürst von der Moskwa, befehligte das 6. Armeekorps und nahm an den Operationen des französischen Heeres zur Eroberung Madrids teil.

morgens von Aranda wieder auf, und wir marschierten zwei Tage am Duero flußaufwärts, ohne Nachrichten vom Feind zu erhalten und ohne einem lebenden Wesen zu begegnen. Plötzlich bemerkten wir am 21. kurz vor Sonnenaufgang einige Unsicherheit in den Bewegungen unserer Aufklärer. Sogleich formierten wir die Schwadronen, und kurze Zeit darauf wurde unsere Vorhut in ein Gefecht mit einem feindlichen Korps verwickelt, das sie ohne Mühe zurückwarf. Wir machten ein paar Gefangene und drangen in Almazan ein.

Neys Armeekorps verbrachte die Nacht im Biwak vor den Mauern dieser Stadt, die von ihren Einwohnern verlassen war. Es war bereits zu spät, eine regelmäßige Lebensmittelverteilung vorzunehmen, und man konnte leider nicht eine halbstündige Plünderung verhindern. Noch am selben Abend sandten wir Abteilungen von je 25 Husaren zur Rekognoszierung nach verschiedenen Richtungen aus. Das Detachement, das auf der Straße von Siguenza rekognoszierte, kam während der Nacht zurück und brachte Gepäck und einige Gefangene. Am folgenden Tage, dem 22. November, brach das Korps Neys nach Soria auf, während unser Husarenregiment allein in Almazan gelassen wurde, um die Verbindungen mit Burgos über Aranda aufrechtzuerhalten und das feindliche Korps, das man in der Gegend von Siguenza, Medinaceli und Agreda vermutete, zu beobachten.

Aber am 24. abends erhielten wir den Befehl, Almazan zu verlassen. Wir marschierten eine Nacht und einen Tag, ohne Rast zu machen, und stießen auf Neys Korps gerade in dem Augenblick, wo er in Agreda auf der Straße von Soria ankam. Die Infanterie wurde in der Stadt einquartiert, die leichte Kavallerie an einen etwas entfernt liegenden Ort auf der Straße von Cascante geschickt, um die Position der Armee zu decken. Wir glaubten uns sehr nahe im Rücken des spanischen linken Flügels.

Agreda war öde und verlassen. Vergebens ließ der Generalstabschef unserer Brigade einen Führer suchen,

und wir waren genötigt, uns auf der Suche nach der uns bezeichneten Kantonierung einzig und allein nach der Karte zu richten. So verbrachten wir den größten Teil der Nacht in Marschen und Gegenmarschen. In diesem verlassenen Lande, dessen ganze Bevölkerung gegen uns war, trafen wir nur selten menschliche Wesen, die, selbst wenn sie uns auch zu täuschen suchten, uns einige vage Informationen über die Feinde geben konnten.

Wir erfuhren, aber leider zu spät, daß die Armee der Generale Castaños und Palafox am 23 bei Tudela vollkommen geschlagen worden war.[10]) Wären wir nur einen Tag früher in Agreda angekommen, so hätten wir dort die zerstreuten Kolonnen der Spanier, die sich auf Madrid zurückgezogen, getroffen und gefangen genommen. Nicht ein Franzose zweifelte damals, daß so rasche Siege das Schicksal der Spanier entscheiden würden. Wir glaubten — und ganz Europa mit uns — daß wir nun weiter nichts zu tun brauchten, als nach Madrid zu marschieren, um die Unterdrückung Spaniens zu vollenden und das Land auf französische Art zu organisieren, d. h. die Eroberungen mit Hilfe der besiegten Feinde zu vermehren.

Am 26. November begab sich Ney mit seinem Korps über Cascante nach Borja. Eine Division des Generals Maurice Mathieu[11]) ging uns einen Tag voraus und machte auf ihrem Marsche eine Menge Gefangene. Am 27. kamen wir nach Alagon, einem 4 Meilen von Zaragoza gelegenen Flecken, dessen zahlreiche Türme wir schon von weitem

---

[10]) Josef Palafox y Melzi, spanischer General und 1808 Generalkommandant von Aragonien, geboren 1760, rückte am 23 November 1808 mit Castaños bis Tudela vor und wurde von den Franzosen unter Lannes geschlagen.

[11]) Maurice David Joseph, Graf Mathieu de la Redorte, französischer General, 1768—1833, wurde 1808 nach Spanien gesandt, wo er sich besonders in der Schlacht bei Tudela auszeichnete und das Zentrum der spanischen Armee sprengte. Am nächsten Tage wurde er auf seiner Verfolgung des Feindes bei Borja verwundet.

erblickten. Die Aragonier hatten sich durch die letzten Niederlagen ihrer Armeen durchaus nicht entmutigen lassen und waren entschlossen, sich in Zaragoza zu verteidigen. Sie hatten sich zwar nicht mit regelrechten Befestigungen umgeben können, aber aus jedem Hause hatten sie eine Festung gemacht. Jedes Kloster, jedes Haus erforderte einen besonderen Sturm. Und diese Art von Befestigung ist vielleicht die beste von allen, um eine Belagerung in die Länge zu ziehen.

Palafox hatte sich mit einem Korps von 10 000 Mann, die er aus der Schlacht von Tudela[13]) noch gerettet hatte, in die Stadt geworfen, und diese selben Soldaten der Armee von Aragonien, die wir fast ohne Anstrengung auf freiem Felde vernichtet hatten, leisteten als Bürger in den Mauern ihrer Hauptstadt einen Widerstand, der fast ein Jahr anhielt.

50 000 Bauern eilten bewaffnet herbei, um Zaragoza zu verteidigen. Von allen Seiten stürzten sie sich in die Stadt, selbst mitten durch unsere siegreichen Kolonnen hindurch, immer befürchtend, zu spät dort anzukommen, wohin der Impuls ihres Herzens und die Liebe zu ihrem Vaterlande sie riefen.

Der Charakter der Spanier dieser Provinzen ähnelt in nichts dem anderer europäischer Nationen. Ihr Patriotismus ist ganz religiös, wie bei den Alten, wo kein Volk sich der Verzweiflung hingab und trotz der Niederlagen niemals gestand, daß es besiegt worden war, so lange die Altäre der schützenden Götter unversehrt blieben. Die Völker Spaniens waren meist nur von diesem religiösen Patriotismus belebt und besaßen nicht die geringste praktische Kenntnis von Disziplin und Kriegsgesetzen. Leichten Herzens verließen sie ihre Fahnen nach einer erlittenen Niederlage und fühlten sich nicht im geringsten verpflichtet, das dem Feinde gegebene Versprechen zu halten. Aber sie hatten nur ein Interesse, einen Wunsch: sich

[13]) Siehe die 10. Anmerkung in diesem Berichte.

durch alle möglichen Mittel für das Schlechte zu rächen, das die Franzosen ihrem Vaterlande zufügten.

Das Armeekorps des Marschalls Lannes[13]) blieb in Aragonien, um die Belagerung von Zaragoza zu bewerkstelligen, während Ney seine erfolge Verfolgung der Trümmer der Armee Castaños' fortsetzte, die sich auf Guadalajara und Madrid zurückzogen. Am 28. schnitt die Division der Vorhut die Nachhut der Spanier, die das Defilee von Buvierca am Jalon verteidigen wollte, in zwei Hälften.

Sobald die Armee wieder aufgebrochen war, kamen die Bewohner wieder von den nahen Bergen herab und aus allen Richtungen herbei, als wären sie aus dem Erdboden gewachsen. Unsere Soldaten konnten sich nicht einen Augenblick von der Heerstraße entfernen oder hinter ihren Kolonnen zurückbleiben, ohne sich der Gefahr auszusetzen, von den Bauern ermordet zu werden. Und wir wagten nicht, wie in Deutschland, allerorts Ambulanzen zu bilden oder gar unsere Kranken einzeln in die Hospitaler zu schicken.

Am 2. Dezember kantonierten wir in der Gegend von Alcala de Henares, wo wir auf eine Schwadron polnischer Lanciers stießen, die der Marschall Bessières von St Augustin geschickt hatte, um bei Guadalajara den Feind auszukundschaften. Von ihnen erfuhren wir, daß die Vorhut des Zentrums vor Madrid angekommen sei: wir befanden uns nur noch drei Meilen von der Hauptstadt entfernt.

Napoleon war am 22. November von Burgos nach Aranda aufgebrochen, um notigenfalls die Bewegungen zu beobachten und zu unterstützen, die seine Linke am Ebro gegen die Rechte der Spanier machte. Am 30, sieben Tage nach der Schacht bei Tudela, war er mit der Armee des Zentrums direkt nach Madrid marschiert

[13]) Jean Lannes, Herzog von Montebello, 1769—1809, siegte bei Tudela über Castaños und Palafox und leitete dann die berühmte Belagerung von Zaragoza.

und hatte das Korps des Marschalls Soult in der Nähe von Asturien gelassen, um die Trümmer der spanischen Armee von Galicien zu beobachten.

Am 1. Dezember wurde das kaiserliche Hauptquartier in St. Augustin aufgeschlagen, und am selben Tage vereinigte sich das Armeekorps Neys, dem unser Regiment beigegeben war, mit dem Heere des Kaisers über Guadalajara und Alcala. Am 2 Dezember in der Frühe schob der Kaiser das Gros seiner Armee vor und kam, nur von seiner Kavallerie gefolgt, auf den Hohen vor der Hauptstadt Spaniens an.

Madrids Einwohner hatten erst 8 Tage vor der Ankunft der französischen Truppen an ihre Verteidigung gedacht, und man merkte allen ihren Mitteln die Überstürzung und Unerfahrenheit an. Die Häuser an den Ecken der Hauptstraßen waren mit bewaffneten Leuten angefüllt, die sich hinter Matratzen an den Fenstern aufhielten. Nur der Retiro[34]) war mit etwas größerer Sorgfalt verschanzt worden.

Nach Kriegsgebrauch ging noch am selben Morgen ein Adjutant des Marschalls Bessières nach Madrid, um die Bewohner zur Übergabe aufzufordern. Als er ihnen aber vorschlug, sich den Franzosen zu ergeben, fielen sie wütend über ihn her, und er verdankte sein Leben nur dem Schutze der spanischen Linientruppen.

Napoleon verwandte den Abend darauf, die Umgebung der Stadt auszukundschaften und seinen Angriffsplan zu bestimmen. Die ersten Infanteriekolonnen waren um 7 Uhr abends eingetroffen, eine Brigade des 1. Armeekorps, unterstützt von 4 Kanonen, marschierte gegen die Vorstädte, und die Schützen des 16. Regiments bemächtigten sich des großen Friedhofs, nachdem sie die Spanier

[34]) Ehemaliges Lustschloss, das den spanischen Königen zum Frühlingsaufenthalt diente. Bei der Bombardierung Madrids durch die Franzosen war der Hauptangriff auf den Retiro gerichtet, und seine Zerstörung führte die Übergabe Madrids herbei.

aus einigen in der Nähe befindlichen Häusern vertrieben halten. Die Nacht ward zur Aufstellung der Artillerie und zu allen Vorbereitungen für den Sturm des nächsten Tages benutzt.

Ein bei Somo Sierra gefangen genommener spanischer Offizier, den der Fürst von Neuchâtel um Mitternacht nach Madrid schickte, kam einige Stunden später wieder zurück und meldete, daß die Einwohner darauf beharrten, sich zu verteidigen, und am 3. um 9 Uhr morgens begann die Kanonade.

30 Kanonen schossen unter den Befehlen des Generals Cernamont die Bresche der Mauern des Retiro, während 20 Geschütze der Garde und einige leichte Truppen an einer andern Stelle einen fingierten Angriff machten, um die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken und ihn zu zwingen, seine Kräfte zu zersplittern. Die Voltigeure der Division Villate drangen durch die Bresche in den Garten des Retiro ein, bald folgte ihnen auch ihr Bataillon, und in weniger als in einer Stunde waren die 4000 spanischen Liniensoldaten, die das Schloß an seinen Hauptpunkten verteidigten, über den Haufen geworfen. Um 11 Uhr bereits bielten unsere Soldaten die bedeutendsten Posten des Observatoriums, der Porzellanfabrik, der großen Kasernen und des Hotels Medinaceli besetzt. Als Herren des ganzen Retiro konnten die Franzosen in wenigen Stunden Madrid überschauen.

Nun hörte die Kanonade auf; der Fortschritt der Truppen wurde an allen Punkten aufgehalten, und man schickte einen dritten Parlamentar in die Festung. Es war für den Kaiser von Wichtigkeit, die Hauptstadt des Königreichs, das er für seinen Bruder bestimmte, zu schonen, denn man kann auf den Ruinen wohl ein Feldlager, aber keinen Thron errichten.[15]) Die Einäscherung Madrids konnte in allen andern Städten des Landes einen

[15]) Vergleiche die 1. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte und im übrigen die Einleitung zu dem ganzen Werke.

verzweifelten Widerstand hervorrufen, und übrigens wären unsere Armeen durch seine Vernichtung ungeheurer Hilfsquellen beraubt worden.

Um 5 Uhr nachmittags kamen der General, Chef der Militärjunta, und Don B. Yriarte, Deputierter der Stadt, mit dem französischen Parlamentär zurück. Sie wurden ins Zelt des Fürsten von Neuchâtel[16]) geführt, wo sie verlangten, daß man ihnen einen Waffenstillstand während des 4. bewillige, damit sie Zeit gewännen, das Volk zur Übergabe zu bereden. Mit sichtbarer Heftigkeit warf ihnen Napoleon die Nichtbefolgung des Vertrags von Bailen[17]) und die Metzeleien der französischen Gefangenen in Andalusien vor. Er wollte durch diesen gemachten Zorn die spanischen Abgesandten erschrecken, damit sie nachher ihre Furcht den Männern, die sie befehligten, mitteilten. Der Kaiser wünschte lebhaft, die Übergabe Madrids möchte den Anschein einer freiwilligen Unterwerfung haben, und man war allgemein überzeugt, ganz Spanien werde dem Beispiel der Hauptstadt folgen.

Indes die Einwohner weigerten sich, die Waffen niederzulegen, und fuhren fort von den Fenstern der Häuser am Prado auf die Franzosen zu schießen. Durch die Gefangenen, die von Zeit zu Zeit gemacht wurden, erfuhr man den Grad der allgemeinen Aufregung und Wut, die in der Stadt herrschten 50 000 bewaffnete, disziplinlose Einwohner rasten auf den Straßen herum, stürmisch Befehle verlangend und ihre Anführer des Verrats anklagend. Endlich am 4. Dezember, um 6 Uhr morgens, kamen der spanische General Morla und Don F de Vera nochmals ins Zelt des Fürsten von Neuchâtel, und um 10 Uhr ergriffen die französischen Truppen von Madrid Besitz.

Der Kaiser blieb mit seiner Garde auf der Höhe von

[16]) Marschall **Berthier**, Napoleons Generalstabschef. Vergl. die 14. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte.

[17]) Näheres in der Einleitung und den einleitenden Bemerkungen des 5 Berichtes dieses Buches

Chamartin. Seiner gewohnten Taktik gemäß sandte er noch am Tage der Einnahme Madrids zahlreiche Korps nach allen Richtungen, um dem Feind nicht Zeit zur Rekognoszierung zu lassen und um nach einem großen Ereignis aus dem Erstaunen und der Bestürzung, die fast immer die Kraft des Siegers verdoppeln und die des Besiegten für Augenblicke lähmen, Nutzen zu ziehen.

Unser Husarenregiment hatte den 2., 3. und 4. Dezember in der Umgegend von Alcala, 3 Meilen von Madrid, verbracht. Am 5. erhielten wir den Befehl, uns zu früher Stunde nach dem Hauptquartier zu begeben, um gemustert zu werden. Kaum waren wir einige Minuten auf einer Wiese, neben dem Schlosse Chamartin, als wir plötzlich den Kaiser Napoleon ankommen sahen. Er war vom Fürsten von Neuchâtel und von 5 oder 6 Adjutanten begleitet, die ihm kaum folgen konnten, so schnell ritt er dahin. Alle Trompeten erklangen; der Kaiser stellte sich 100 Schritt vor dem Zentrum unseres Regiments auf und verlangte vom Oberst die Liste der Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die militärische Auszeichnungen verdient hatten. Der Oberst des Regiments nannte sie sogleich alle bei Namen, und der Kaiser sprach leutselig mit ein paar einfachen Soldaten, die ihm vorgestellt wurden. Dann sich an den General wendend, der die Brigade kommandierte, zu der wir gehörten, stellte er rasch zwei oder drei sehr kurze Fragen, und da der General ein wenig verwirrt wurde, warf Napoleon, ohne das Ende der angefangenen Rede abzuwarten, sein Pferd herum und verschwand ebenso schnell, wie er gekommen.

Nach der Revue machten wir uns auf den Weg nach Madrid. Dumpfes Schweigen war auf die stürmische und geräuschvolle Bewegung gefolgt, die am Tage vorher innerhalb und außerhalb der Mauern der Stadt geherrscht hatte. Die Straßen, durch die wir zogen, waren verlassen, und auf den Plätzen hatte man noch nicht die zahlreichen Nahrungsmittelgeschäfte wieder geöffnet. Nur die Wasserträger hatten ihre gewohnte Tätigkeit nicht unterbrochen.

Als wir uns der innern Stadt näherten, bemerkten wir verschiedene Spanier, die, in ihre großen Mantel gehüllt, an den Ecken der Plätze standen, wo sie gewohnlich zusammenkamen. Sie schauten uns düster und niedergeschlagen an; in ihrem ungeheuren Nationalstolz hielten sie es kaum für möglich, daß Soldaten, die nicht Spanier waren, Spanier besiegen konnten. Als sie zufällig in unsern Reihen Pferde sahen, die wir der feindlichen Kavallerie abgenommen hatten, erkannten sie sie sofort an ihrer Gangart und wurden dadurch aus ihrer Verblendung gerissen. Dann flüsterte einer dem andern zu: „Este caballo es español" (dieses Pferd ist spanisch), als wäre das der einzige Beweis unserer Erfolge gewesen.

Unser Regiment blieb fast einen ganzen Monat in der spanischen Hauptstadt. Obwohl scheinbar große Ruhe herrschte, hielten wir uns doch immer bereit, aufs Pferd zu steigen, und unsere Tiere waren stets gesattelt, als befänden wir uns auf Vorposten angesichts des Feindes. Wie man sagte, waren 1100 entschlossene Spanier nach der Kapitulation in der Stadt verborgen geblieben und bereiteten sich vor, die Einwohner aufzuwiegeln, um alle Franzosen bei der ersten günstigen Gelegenheit niederzumachen.

Napoleon hielt in Madrid nicht wie in andern Städten Europas öffentlichen Einzug Man behauptete, er sei durch die Formen der Etikette, die er gegen seinen Bruder Joseph aufrechterhalten mußte, den er schon als Herrscher betrachtet, daran gehindert worden. Immer mit seiner Garde auf den Höhen von Chamartin kampierend, gab er täglich für Spanien Dekrete aus und erwartete die baldige Unterwerfung des Konigreichs und die Unterdrückung des Schreckens, den unsere raschen Siege hervorgerufen haben mußten.

Wenige Tage nach der Einnahme Madrids erhielt ich den Befehl, zum Marschall Lefèbvre einen offenen Brief des Generals Lasalle zu tragen, der sich vor uns in Talavera befand Der Marschall sollte diesen Brief lesen und

ihn dann direkt an den Fürsten von Neuchâtel befördern. Ich traf den Marschall Lefèbvre gegen Abend in Magueda, gerade als er von Casarubios ankam. Um seine Adjutanten zu schonen, befahl mir der Marschall, meinen Weg fortzusetzen und die Briefe selbst ins kaiserliche Hauptquartier zu bringen. Ich war genötigt, mein Pferd in Magueda zu lassen, und bestieg ein Maultier, das der Generalstabschef mir vom Alcalden[18]) des Orts geben ließ.

Bald machte ich mich auf meinem großen störrischen Esel, dem man die Mähne abrasiert hatte, durch die stockfinstere Nacht auf den Weg. Ein spanischer Bauer, der mir als Führer diente, ritt vor mir auf einem Maultiere, das dem meinigen glich. Als wir beinahe eine Meile zurückgelegt hatten, fiel mein Führer plötzlich von seinem Tiere, und dieses galoppierte davon, wahrscheinlich um in sein Dorf zurückzukehren. Ich glaubte, der Bauer sei durch seinen Fall ohnmächtig geworden, und stieg ab, um ihm Hilfe zu leisten. Aber vergebens suchte ich ihn an der Stelle, wo ich ihn hatte fallen sehen — er war in das dichte Gestrüpp geschlüpft und verschwunden. Nun bestieg ich wieder mein Maultier, wußte indes nicht, wie ich allein meinen Weg finden würde. Da das widerspenstige Tier nicht mehr seinen Gefährten vor sich traben hörte, wollte es weder vorwärts noch rückwärts gehen. Je mehr ich ihm die Sporen gab, desto störrischer wurde es, Schläge, Flüche, Drohungen — nichts half. Endlich stieg ich ab um meinen Holzsattel etwas enger zu schnallen. Da machte das verwünschte Tier einen Seitensprung, ich erhielt einen Stoß vor die Brust und ward zu Boden geworfen. Mein Maultier galoppierte ebenso wie sein Gefährte davon und verschwand in einem Seitenweg. Als ich mich von meinem Schlage ein wenig erholt hatte, rannte ich ihm aus Leibeskräften nach, von dem Geklirr geleitet, das ein Steigbügel meines Sattels machte, der

[18]) Alkalde bedeutet in Spanien soviel wie Schultheiß oder Bürgermeister

auf dem Boden schleppte. Als ich ungefähr eine halbe Meile gelaufen war, fand ich meinen Sattel, dessen sich das Maultier entledigt hatte. Ich nahm ihn auf den Rücken und kam bald in ein großes Dorf, wo die Vorhut einer der Brigaden des Marschalls Lefèbvre eben angelangt war. Sogleich ließ ich mir vom Alcalden ein Pferd und einen Führer geben und machte mich wieder auf den Weg, diesmal sorgsam darauf bedacht, nicht von der Seite meines Führers zu weichen.

So kam ich um 1 Uhr in der Nacht im kaiserlichen Quartier von Chamartin an. Der Fürst von Neuchâtel wurde von einem seiner Adjutanten geweckt, ich übergab ihm die Briefe und wurde noch am selben Abend um 11 Uhr mit neuen Depeschen für den Marschall Victor zu meinem Armeekorps zurückgeschickt.

Als ich mich einige Meilen jenseits von Aranjuez befand, sah ich von weitem zwei spanische Bauern, die eben einen französischen Soldaten geknebelt hatten und ihn ins Gebüsch schleppen wollten, um ihn zu erdrosseln. Ich gab meinem Pferde die Sporen und hatte das Glück, noch zur rechten Zeit anzukommen, um den Unglücklichen befreien zu können. Es war ein Infanterist, der am Tage vorher aus dem Krankenhaus von Aranjuez gekommen war. Von Mattigkeit erschöpft, hatte er sich ein wenig niedergesetzt, während seine Kameraden weiter marschierten. Ich begleitete ihn bis zu seinem Detachement, das nicht weit davon Halt gemacht hatte, und setzte dann meinen Weg fort.

Nichts war schrecklicher als der Anblick, der sich jetzt meinen Augen darbot. Bei jedem Schritte stieß ich auf verstümmelte Körper von Tags zuvor ermordeten Franzosen und auf blutige Kleiderfetzen, die hier und da herumlagen. Die noch frischen Spuren im Sand deuteten auf den Kampf, den einige der Unglücklichen bestanden, und auf die langen Qualen, die sie erlitten hatten, ehe sie starben.

Ich hatte in Toledo dem Marschall Victor meine De-

peschen übergeben und war zu meinem Regiment, am Tage bevor es sich in Garnison nach Madrid begab, zurückgekehrt. Inzwischen war am 21. Dezember im kaiserlichen Quartier in Chamartin gemeldet worden, daß einer der Posten des Generals Franchesi in der Nacht vom 12. zum 13. bei Rueda genommen worden war und daß englische Kavallerieabteilungen bis an die Tore von Valladolid das Feld behaupteten[29].

Als Napoleon von dieser Bewegung der Engländer hörte, brach er sogleich am nächsten Tage mit seiner Garde und dem Korps Neys von Madrid auf, um ihnen den Rückzug auf Coruña abzuschneiden. Am 23. war er in Villacastin, am 25. in Tordesillas, am 27. in Medina de Rioseco, und am 27. morgens stellte sich seine aus drei Schwadronen Jäger zu Pferd bestehende Vorhut, die der General Lefèbvre[30] befehligte, vor Benavente auf, wo sich die englische Armee befand.

Da der General die Brücke über die Esla abgebrochen fand, durchwatete er den Fluß und warf die vorgeschobenen Posten der Engländer bis an die Tore der Stadt zurück. Aber in der Hitze der Verfolgung vergaß er, seine Jäger wieder zu vereinigen und sich aufzuklären, und wurde so mit der Kavallerie der feindlichen Nachhut in ein Gefecht verwickelt. Die französischen Jäger waren gezwungen, wieder über den Fluß zurückzugehen; 60 verwundete oder kampfunfähig gemachte Soldaten, unter denen sich auch der General befand, blieben in den Händen der Engländer. Die französischen Jäger stellten sich nun am gegenüberliegenden Ufer in Schlachtordnung auf und bereiteten sich

[29]) Sie gehörten zur Armee des Generals Moore, der am 13. Dezember Salamanca verlassen hatte, um sich mit den 13000 Engländern zu vereinigen, die der General Baird von Villafranca herbeiführte. Er gedachte, mit den spanischen Truppen des Generals La Romana einen Angriff gegen Soult zu unternehmen, der mit 15000 Mann die Flecken Guardia, Saldanas und Sahagun besetzt hielt. (Anmerkung des Verfassers)

[30]) Gemeint ist Lefèbvre-Desnouettes.

auf einen verzweifelten Angriff vor, um ihren gefangenen Befehlshaber zu befreien. Plötzlich ließen die Engländer in die Nähe der abgebrochenen Brücke zwei Kanonen der leichten Artillerie auffahren und schossen auf die französischen Schwadronen, die nun gezwungen waren, sich zurückzuziehen.

Die englisch-spanischen Armeen waren von dem Marsche des Kaisers gerade in dem Augenblick unterrichtet worden, als sie sich anschickten, den Marschall Soult im Dorfe Carion anzugreifen. Sie zogen sich daher schnell auf Astorga und Benavente zurück und zwar auf den Straßen von Mayorga, Valencia und Mancilla. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären die englisch-spanischen Heere von den Defileen von Galicien abgeschnitten worden, wenn die französische Armee in ihrem Marsche durch den frischgefallenen Schnee in der Sierra Guadarrama und durch die übergetretenen Gebirgsflüsse nicht bedeutend aufgehalten worden wäre.

Napoleon kam am 30. Dezember in Benavente an. Er rückte nicht weiter jenseits von Astorga vor, kam mit seinen Garden am 7. Januar nach Valladolid und wenige Tage später war er schon wieder in Frankreich, um Kriegsvorbereitungen gegen Österreich zu treffen [31]) Ney blieb in Astorga, um die Defileen von Galicien zu beobachten, und Soult setzte seine Verfolgung der Armee des Generals Moore gegen Coruña fort.

Am 16. Januar wurden die Engländer gezwungen, ehe sie sich einschifften, vor Coruña eine Schlacht zu liefern. Die Affäre war blutig und sehr umstritten. Zuerst

[31]) Da die von Napoleon im Preßburger Friedensvertrage vom 26. Dezember 1805 auferlegten Bedingungen viel zu hart waren, entschloß sich Österreich, aufs neue die Waffen zu ergreifen, und hielt den Augenblick für geeignet, als Napoleon seine ganze Heeresmacht in Spanien stehen hatte. Aber man hatte nicht mit der Schnelligkeit Napoleons gerechnet, der mit Riesenschritten herbeieilte und den Erzherzog Karl, der kaum erst Niederbayern erreicht hatte, überraschte.

gewannen die Franzosen Terrain, aber gegen Ende des Tages nahmen die Engländer ihnen die starke Stellung wieder ab, deckten so die Verankerung ihrer Flotte und schifften sich während der Nacht vom 16. zum 17. ein. General Moore wurde während der Schlacht, gerade als er ein zurückgeworfenes Korps wieder zum Angriff führte, von einer Kugel getroffen.

Am 13. Januar verließ unser Regiment Madrid, um sich mit dem 1. Armeekorps zu vereinigen. Am 14. übernachteten wir in Ocaña. Am 15. trafen wir drei Meilen von letztgenannter Stadt auf spanische Gefangene, die von Uclès[22]) kamen und die man nach Madrid brachte. Viele der Unglücklichen brachen vor Erschöpfung zusammen, andere starben vor Entkräftung; wenn sie nicht mehr weiter konnten, wurden sie unbarmherzig erschossen. Diese blutige Order war als Repressalie dafür gegeben worden, daß die Spanier die gefangenen Franzosen aufgeknüpft hatten. Aber so barbarische Maßnahmen gegen wehrlose Feinde, die schon durch ihre Schwäche geschützt sein mußten, konnten in keinem Falle durch die Notwendigkeit von Repressalien gerechtfertigt werden. Die ebenso grausamen wie unpolitischen Maßnahmen entfernten immer mehr die dauernde Unterwerfung besiegter Völker von dem großen Ziele der Eroberung.

Besonders zog einer der unglücklichen Spanier unsere Aufmerksamkeit auf sich. Er lag tödlich verwundet auf dem Rücken. Sein langer, schwarzer, mit ein paar grauen Haaren untermischter Schnurrbart und seine Uniform ließen erkennen, daß er ein alter Soldat war. Er gab nur noch unartikulierte Laute von sich, fortwährend die Namen der Jungfrau und aller Heiligen auf den Lippen. Wir suchten ihn mit Branntwein zum Leben zurückzubringen, aber er starb kurz darauf.

---

[22]) Bei Uclès hatte am 13 Januar 1809 ein Gefecht stattgefunden, in welchem Marschall Victor über den spanischen General Herzog von Infantado siegte.

In Cuenca vereinigten wir uns mit unserm Armeekorps und kantonierten einige Tage in der Gegend von San Clemente und Belmonte, um unsere Artillerie zu erwarten, die nur mit Mühe ein oder zwei Meilen täglich machen konnte. Der Regen des Winters hatte die Wege so schwierig gemacht, daß man sehr oft die Gespanne von mehreren Geschützen vereinigen mußte, um nur ein einziges vorwärts zu bringen.

Darauf durchquerten wir das Land Don Quichotes, um uns nach Consuegra und Madridejos zu begeben. Wir blieben länger als einen Monat in der Provinz La Mancha, wo wir teils die Häuser bewohnten, teils auf freiem Felde kampierten; immer aber war unsere Lebensweise dieselbe, nur daß wir anstatt von einem Haus zum andern zu gehen, unsere Feuer verließen, um die der Kameraden aufzusuchen. Hier verbrachten wir lange Nächte mit Trinken und Plaudern über die gegenwärtigen Kriegsereignisse, oder wir lauschten den Berichten über die vergangenen Feldzüge.

Unser Armeekorps verließ La Mancha ungefähr um die Mitte des Monats Februar, und die unter den Befehlen des Generals Sébastiani[23]) stehenden Truppen rückten an, um in der Gegend von Toledo die Trümmer der Armee des Herzogs von Infantado zu beobachten.[24]) Wir schickten uns an, Talavera, Arzobispo und Almaraz am rechten Ufer des Tajo angesichts des spanischen Heeres von Estremadura zu besetzen. Diese Armee war am 24. Dezember in Arzobispo gegenüber von Almaraz vom Marschall Lefèbvre zerstreut worden, hatte sich jedoch unter den Befehlen des Generals Cuesta wieder organisiert und verstärkt. Sie hatte den Franzosen die Brücke von Almaraz wieder genommen und deren Hauptpfeiler gesprengt, was

[23]) **Sébastiani** sollte mit dem 4. Armeekorps die Provinz La Mancha bis zum Guadiana besetzen, um das genommene Madrid zu decken. Vergl. die 8. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte

[24]) Vergl. die 25. Anmerkung zum 1. Feldzugsberichte

den Marsch unserer Truppen vollkommen aufhielt und uns in die Notwendigkeit versetzte, unter dem Feuer des Feindes eine neue Brücke über den Tajo zu schlagen. Wohl besaßen wir noch zwei andere Brücken, eine bei Arzobispo und die andere bei Talavera, aber sie waren damals für die Artillerie nicht gangbar.

Victor schlug sein Hauptquartier in Almaraz auf, um die Arbeiten besser übersehen und das Konstruieren der Flöße überwachen zu können. Ein Teil unserer leichten Kavallerie ging aufs linke Ufer über, um den Feind zu beobachten und Rekognoszierungen gegen seine rechte Flanke am Ibor vorzunehmen. Wegen der Schwierigkeit, uns Lebensmittel und Fourage zu verschaffen, mußten wir sehr oft unsere Kantonierungen wechseln. Die Einwohner hatten fast das ganze Land, welches das Heer okkupierte, verlassen. Sie hatten die Gewohnheit, vor ihrer Flucht alles, was sie nicht mitnehmen konnten, an einem entlegenen Ort ihrer Wohnungen einzumauern; und so begannen unsere Soldaten sogleich bei ihrer Ankunft wie Architekten erst die äußeren Wände, dann die inneren Räume zu durchsuchen, um zu sehen, ob man nichts vermauert hatte. Manchmal fand man unter der Erde vergraben gefüllte Weinkrüge. Auf diese Weise gewöhnten wir uns daran, vom Zufall zu leben, und verbrachten ganze Wochen ohne Brot, ja sogar ohne uns Gerste für unsere Pferde verschaffen zu können.

Endlich, am 14. März, waren unsere Flöße fertig, aber wir konnten unter dem Feuer der Feinde sie weder ins Wasser lassen noch eine Brücke bauen. Zuerst mußten die Spanier aus der starken Stellung verdrängt werden, die sie gegenüber von Almaraz einnahmen.

Am 15. März überschritt ein Teil des 1. Armeekorps bei Talavera und Arzobispo den Tajo, um sich auf die Flanke und in den Rücken der spanischen Stellung zu begeben. Die deutsche Division unter den Befehlen des Generals Leval griff zuerst den Feind am Morgen des 17. beim Dorfe Messa de Ibor an. 3000 Mann dieser Division,

die keine Kavallerie besaß, warfen mit dem Bajonett 8000 hinter einem Berge verschanzte und von 6 Kanonen verteidigte Spanier über den Haufen. Der ganze 18. wurde noch dazu verwendet, die Feinde von Valdecañar zurückzudrängen und sie von Stellung zu Stellung, von Felsen zu Felsen bis zum Berge Miravette zu verfolgen. Unser Regiment befand sich mit der Division Villate auf dem linken Flügel der Armee. Wir marschierten den Ibor stromaufwärts, überall mühelos die Spanier zurückwerfend, die nirgends standhielten, sobald sie sich umgangen sahen.

Am 19. März machte die ganze Armee Rasttag, während man die Flöße ins Wasser ließ. Die fliegende Brücke war schon in der Nacht konstruiert worden, und man begann noch am selben Tag die Artillerie hinüberzubefördern. Die Truppen blieben auf dem rechten Ufer des Tajo, und am 20. vereinigte sich das ganze Heer bei Trujillo.

Die beiden Armeen verbrachten die Nacht in unmittelbarer Nähe. Am folgenden Tag setzte sich der Feind eine Stunde vor Sonnenaufgang in Bewegung, und wir folgten ihm bald . . . Zwei Stunden vor Einbruch der Nacht stieß die Schwadron der Avantgarde vom 10. Chasseurregiment auf die feindliche Nachhut, die sich, als sie sich bedrängt sah, sofort auf das spanische Armeekorps zurückzog. Von zu großem Eifer hingerissen, ließ der Oberst unvorsichtigerweise das ganze Regiment angreifen, das die spanische Kavallerie zwei Stunden lang auf der Chaussee zwischen tannenbewachsenen Hügeln verfolgte.

Nicht weit von Miajadas stellten die Spanier mehrere Schwadronen ihrer besten Kavallerie im Hinterhalt auf, die unversehens über die Chasseure unserer Vorhut herfielen, die verenzelt und ohne Ordnung in großen Zwischenräumen marschierten. Unsere Reiter wurden von der Überzahl erdrückt, ihre durch den heftigen Angriff erschöpften Pferde konnten sich nicht zum Widerstand sammeln, und die Feinde machten in wenigen Minuten

mehr als 150 der tapfersten Chasseurs des 10. Regiments kampfunfähig. General Lasalle, der von dem Vorgefallenen unterrichtet wird, heiß uns eilig zu ihrer Unterstützung vorrücken, aber wir kamen zu spät; wir sahen nur noch von weitem die Staubwolken, welche die sich zurückziehenden Spanier aufwirbelten. Der Oberst des 10. Regiments, der mit der Zusammenziehung seiner Chasseure beschäftigt war, raufte sich vor Verzweiflung die Haare beim Anblick der auf dem Boden umherliegenden Verwundeten. Als die Nacht hereinbrach, kehrten wir zurück, um hinter der Stelle, wo der Kampf stattgefunden hatte, unsere Biwaks aufzuschlagen.

In der Nacht vom 27. zum 28. setzte sich die ganze Armee in Bewegung, um gegen den Feind zu marschieren. Schon seit mehreren Tagen erwartete uns der General Cuesta in den Ebenen vor Medellin und hatte im voraus die vorteilhafteste Stellung, um seine Armee aufzustellen, von Genieoffizieren rekognoszieren lassen.

Die Spanier, denen das Glück in regelrechten Schlachten so oft untreu war, suchten sich durch alle möglichen Mittel die Sicherheit zu verschaffen, die ihnen fehlte. Sie betrachteten das Scharmützel von Miajadas als eine gute Vorbedeutung, auch stützten sie sich auf den alten Aberglauben, den sie an das Andenken der Siege ihrer Vorfahren über die Mauren in derselben Ebene knüpften. Die Franzosen hingegen kümmerten sich nicht um ihre Hoffnungen, sondern vertrauten wie gewöhnlich ganz dem Siege selbst.

Um 11 Uhr morgens debouchierten wir aus Medellin, um uns in Schlachtordnung aufzustellen. Die leichte Kavallerie Lasalles wurde auf dem linken Flügel aufgestellt, im Zentrum befand sich die deutsche Infanteriedivision, und auf der Rechten stand der General Latour-Maubourg mit seinen Dragonern. Die Divisionen Villate und Ruffin bildeten die Reserve. Die drei Divisionen unserer ersten Linie waren hinter der Armee, welche aus zahlreichen Detachements bestand, gelassen worden, um die Verbin-

dungen aufrechtzuerhalten, und sie waren nur 7000 Mann stark. Der Feind stellte uns eine Linie von mehr als 34 000 Mann entgegen.

Die deutsche Division begann den Angriff. Darauf griffen das 2. und 4. Dragonerregiment die spanische Infanterie an, wurden indes mit Verlust zurückgeworfen, und die Deutschen blieben allein inmitten des Handgemenges. Sie bildeten ein Karree und leisteten während des Restes des Kampfes gegen die verdoppelten Anstrengungen des Feindes kräftigen Widerstand.

Nur mit Mühe stellte der Marschall Victor die Schlacht wieder her, indem er 2 Regimenter der Division Vilatte vorrücken ließ. Zuerst versuchte die feindliche Kavallerie vergebens, unsern rechten Flügel zu vernichten, dann stürzte sich ein Teil derselben auf unsere Linke. Da diese fürchtete, eingeschlossen zu werden, war sie gezwungen, eine Rückwärtsbewegung zu machen, um sich an den Guadiana zu lehnen. Zwei Stunden lang zogen wir uns langsam und schweigend zurück, alle 50 Schritte eine Wendung machend, um dem Feinde unsere Front zu zeigen und ihm das Terrain streitig zu machen, bevor wir es verließen. Durch das fortwährende Pfeifen der Kugeln über unsern Köpfen und das Aufprallen der Geschosse hindurch, die den Boden um uns herum aufwühlten, hörte man nichts als die Stimmen der Befehlshaber. Sie erteilten ihre Befehle mit um so größerer Ruhe und Kaltblütigkeit, je mehr uns der Feind bedrängte. Aber je weiter wir uns zurückzogen, desto mehr schrien die Spanier. Ihre Schützen waren so zahlreich, so kühn, daß sie manchmal die unsern zwangen, sich in ihre Reihen zurückzuziehen. Von weitem schrien sie uns zu, daß sie keinen Pardon geben würden und daß die Ebene von Medellin das Grab der Franzosen sein sollte.

Als die feindliche Kavallerie in Flintenschußweite von uns entfernt war, zogen sich die Schützen beider Teile zurück, und man sah in dem Zwischenraume, der uns von den Spaniern trennte, nichts als die Pferde der Toten —

von Freunden wie Feinden — die, meist verwundet, nach allen Richtungen liefen.

Die Spanier hatten unserer einzigen Schwadron sechs Eliteschwadronen entgegengeschickt, die in gedrängten Kolonnen marschierten, an ihrer Spitze befanden sich Lanciers. Plötzlich setzte sich diese ganze Masse in Trab, um uns anzugreifen, während wir zurückgingen. Da ließ der unsere Schwadron kommandierende Rittmeister seine vier aus 120 Husaren bestehenden Züge eine halbe Rechtswendung im Schritt machen. Als diese ausgeführt war, richtete er ebenso ruhig, als befänden wir uns auf dem Exerzierplatze, die Linie. Die spanischen Reiter wurden von einer solchen Kaltblütigkeit in Erstaunen gesetzt, daß sie unwillkürlich ihrem Trab Einhalt taten. Diesen Augenblick der Zögerung benutzte der Kommandant und ließ sofort zum Angriff blasen.

Unsere Husaren, die inmitten all der Drohungen und Flüche der Feinde eine feste Schweigsamkeit bewahrt hatten, übertönten jetzt mit einem einzigen weithinschallenden Kriegsruf die schrillen Trompetenstöße. Von Schrecken erfaßt machten die spanischen Lanciers Halt, drehten spornstreichs um und rannten so die Schwadronen ihrer armen Kavallerie über den Haufen. Der Schrecken hatte sie vollkommen gepackt, und sie wagten sich einander kaum anzuschauen, weil jeder in dem andern einen Feind vermutete. Unsere Husaren jagten ihnen nach und säbelten sie ohne Widerstand nieder. So verfolgten wir sie bis zur Nachhut ihrer Armee. Als die Trompeten zum Sammeln bliesen, verließen wir den Feind, um von neuem unsere Schwadron in Schlachtlinie zu stellen. Kurze Zeit nach unserm Angriff war die ganze spanische Kavallerie von der Rechten und Linken verschwunden.

Die Dragoner hatten sich um ihre Elitekompagnien zusammengezogen und benutzten nun die Unerschlossenheit, die sie bei der spanischen Infanterie bemerkten, die ihre Kavallerie fliehen sah, zu einem glücklichen und glänzenden Angriff auf das Zentrum der Spanier. 2 Regimenter

der Division Villate griffen gleichzeitig mit Erfolg die Rechte der feindlichen Infanterie bei den Höhen von Mingabril an. Im Handumdrehen war die Armee vor uns wie vom Winde getriebene Wolken verschwunden. Alle Spanier flohen und warfen ihre Waffen weg, und die Kanonade brach ab. Unser ganzes Kavalleriekorps machte sich nun an die Verfolgung des Feindes. Die Infanterie folgte uns in einiger Entfernung, alle verwundeten Feinde mit dem Bajonette niederstechend. Die Wut der Soldaten richtete sich besonders gegen diejenigen Spanier, die keine Uniform trugen.

Husaren und Dragoner kamen bald mit ungeheuren Kolonnen von Spaniern zurück, die sie der Infanterie übergaben, um sie nach Medellin zu bringen. Diese selben Männer, die uns so sicher vor der Schlacht den Tod versprachen, marschierten jetzt mit gesenktem Kopfe, niedergeschlagen an der Seite unserer Truppen. Bei der geringsten drohenden Bewegung unserer Soldaten drängten sie sich alle auf einmal nach der Mitte ihrer Kolonnen, wie die Schafe, wenn sie die Stimme eines sie verfolgenden Hundes hören. Jedesmal, wenn sie einem Korps französischer Truppen begegneten, riefen sie mit Anstrengung: „Vive Napoléon et ses troupes invincibles!"

Ein Oberst, der ein Hofling und Adjutant des Königs Josephs war, sah die Gefangenen vor der Front der Regimenter defilieren und befahl ihnen auf spanisch „Vive le roi Joseph!" zu schreien. Zuerst sah es aus, als verstünden es die Gefangenen nicht, dann nach kurzem Schweigen, brachen alle in den gewohnten Ruf aus: „Vive Napoléon et ses troupes invincibles!" Da wandte sich der Oberst an einen einzigen und wiederholte ihm drohend den Befehl, den er gegeben. Der Gefangene rief: „Vive le roi Joseph!" Im selben Augenblick trat ein spanischer Offizier hervor, der dem Brauche gemäß nicht entwaffnet worden war, näherte sich dem Soldaten und durchbohrte ihn mit seinem Degen. Unsere Feinde wollten wohl die Macht unserer siegreichen Waffen anerkennen, aber nicht,

selbst nicht in ihrer Niederlage, die Autorität eines Gebieters, den sie sich nicht erwählt hatten.

Ich kehrte ein wenig vor Mitternacht nach Medelin zurück. Die Franzosen hatten ungefähr 4000 kampfunfähige Leute, während die Spanier 12000 Tote und 19 Kanonen auf dem Schlachtfelde ließen. Wir machten 7—8000 Gefangene, aber von diesen kamen kaum 2000 in Madrid an, denn in ihrem eigenen Lande ward es ihnen leicht, zu entfliehen.[35]) Um die Aufmerksamkeit der französischen Eskorten abzulenken, kamen die Bewohner der Städte und Dörfer ihnen in großen Mengen entgegen, und trugen Sorge ihre Häuser offen zu lassen. Die Gefangenen mischten sich dann unter die Menge oder warfen sich in die Häuser, deren Türen sich schnell hinter ihnen schlossen.

Vierzehn Tage nach der Schlacht bei Medellin hatte sich die spanische Armee von ihren Verlusten wieder erholt und hielt, fast 30000 Mann stark, die Pässe der Gebirge vor uns besetzt. Der General Sébastiani rückte in La Mancha jenseits von Santa-Cruz de la Mudela nicht vor, und unser Armeekorps blieb zwischen dem Tajo und dem Guadiana in Kantonierung. Wir konnten uns nicht zu weit vom Flusse fortwagen, ohne uns der Gefahr auszusetzen, hinter uns die spanischen Truppen sich von neuem sammeln zu sehen, die uns die einzige Verbindung, die wir mit Madrid durch die Brücke von Almaraz noch besaßen, abschneiden konnten. Übrigens hatten wir lange Zeit keine Nachricht von Soults Korps, das nach Portugal zurückgekehrt sein mußte und mit dem wir uns durch unsere Rechte vereinigen sollten.

Seit dem Feldzuge in Österreich und der Abreise des Kaisers Napoleon erhielten die französischen Heere in

[35]) Rocca ist hier nicht ganz exakt. Victor besaß ein Korps von beinahe 22000 Mann, eine Zahl, die diejenige der Spanier weit überstieg. Das ganz natürliche Resultat blieb nicht aus; 7000 Spanier blieben auf dem Schlachtfeld und 2000 wurden gefangen genommen.

Spanien keine Verstärkungen mehr, um ihre täglichen Verluste wieder auszumerzen. Anstatt sich zu konzentrieren, hatten sie sich immer mehr auf der Halbinsel ausgebreitet. Auf allen Punkten schwach, weil sie sich zu sehr verteilt hatten, erschöpften sie sich durch ihre eigenen Siege. Im Süden und im Norden Spaniens verloren sie bei den aufständischen Bauern jenen Ruf der Unbesiegbarkeit, der mächtiger war als alle wirkliche Stärke, der sich so viele Völker unterworfen hatten.

König Joseph kommandierte seit der Abreise des Kaisers als Oberbefehlshaber. Er glaubte, er könne in Spanien wie in Neapel die Völker, welche die Gewalt unserer Waffen unterdrückte, durch die seinem Charakter eigene Sanftmut an seinen Thron fesseln, und hatte die Armeen allerorten vorrücken lassen, einzig und allein in der Absicht, neue Provinzen einzurichten und über ein ausgedehnteres Land zu regieren. Auf diese Weise stellte er die militärische Sicherheit der Armeen von Galicien und Portugal bloß, von denen man volle 5 Monate keine Nachricht erhielt.

Im April verließ unser Armeekorps (Victor) zeitweise seine Quartiere am Guadiana zwischen Merida und Medellin und näherte sich dem Tajo bei Alcantara, um sich mit der Division Lapisse[*]) zu vereinigen. Diese hatte unnützerweise die Festung Ciudad Rodrigo zur Übergabe aufgefordert. Eine Division von Victors Korps begab sich nach Alcantara und überschritt am 14. Mai den Fluß nach einem unbedeutenden Gefecht mit der portugiesischen Miliz. Sie machten am folgenden Tage eine Rekognoszierung in der Richtung von Castello Branco. Da sie aber erfuhren, daß 8000 Engländer und Portugiesen Abrántes besetzt hielten, vermuteten sie, daß die Expedition des Marschalls

[*]) Divisionsgeneral Lapisse zeichnete sich besonders bei Madrid und in der Schlacht bei Talavera de la Reina am 27. und 28. Juli 1809 aus, wo er an der Spitze seiner angreifenden Division tödlich getroffen wurde.

Soult auf Lissabon nicht geglückt war, und kehrten um Nun vereinigte Victor sein Korps in der Gegend von Trujillo zwischen dem Guadiana und dem Tajo, um sich seiner Verbindungen durch die Brücke von Almaraz zu sichern, Madrid zu decken und die Armee Cuestas zu beobachten. Das vierte Armeekorps, das der General Sébastiani befehligte, blieb seit der Affäre von Ciudad Real in La Mancha.

Am 20. Mai erhielten die Offiziere und Unteroffiziere aller vierten Schwadronen der ganzen Kavallerie vom Kriegsminister den Befehl, in die Depots ihrer Regimenter zurückzukehren, um neue Schwadronen zu formieren. Ich verließ infolgedessen Spanien und ward bei meiner Ankunft in Frankreich gegen die Engländer an die flandrische Küste geschickt.



2. Kapitel

Verfolgung des spanischen Parteiführers Marquis von Porlière. Kämpfe in Andalusien. Rückkehr nach Frankreich

Gegen Ende des Jahres 1808 kehrte ich nach Spanien zurück, meinem Regiment ein Detachement von 80 Husaren zuführend. Es bildete einen Teil des aus 5000 Mann bestehenden Korps, welches der General Loison befehligte.

Am 16. Dezember setzten sich die Generale Loison und Solignac[27]) von Vitoria und Miranda aus in Marsch und begaben sich gleichzeitig auf das andere Ufer des Ebro nach Logrono, um dort den Marquis Porlière[28]) zu überraschen. Zahlreiche Quadrillen dieses Parteiführers schnitten uns auf dem Wege von Bayonne nach Madrid die Verbindungen ab, indem sie täglich Streifzüge, oft bis an die Tore der Städte Burgos, Bribiesca, Pancorvo, Miranda und Vitoria, machten.

Die Infanteristen hatten ihre Bagage zurückgelassen, ja sogar ihre Tornister, um in den Bergen gewandter marschieren zu können.

[27]) Louis Henri Graf von Loison, 1771—1816, und Baron Jean Baptiste Solignac, 1773—1850, nahmen beide als Divisionsgenerale an mehreren Schlachten in den spanischen Feldzügen teil

[28]) Juan Diaz Porlière, genannt el Marquesito, 1775 bis 1815, war zuerst Anführer der Guerillas und dann Oberbefehlshaber der Asturier, ein Amt, das er bis zur Wiedereinsetzung Ferdinands VII auf den Thron Spaniens bekleidete

Am 17. gegen 4 Uhr nachmittags war Logrono in Sicht. Die Truppen des Generals Solignac stellten sich gleichzeitig mit den unsrigen vor der Stadt auf. Sie besetzten sogleich die Tore und Eingänge, die sich auf dem rechten Ufer des Ebro befinden, während wir uns der Brücken bemächtigten. Einen Augenblick schmeichelten wir uns, die Parteigänger in Logrono eingeschlossen zu haben. Aber bald darauf drangen wir in die Stadt ein, ohne, zu unserer großen Verwunderung, einen einzigen Schuß tun zu müssen.

Der Marquis von Porlière war am Morgen von unserm Marsch in Kenntnis gesetzt worden und hatte sich über die geschlängelten Wege in den Hochgebirgen von Castilien gerettet. Die Bewohner der Stadt, Männer wie Frauen, standen an den Fenstern, um uns ankommen zu sehen, ein Ausdruck allgemeiner Zufriedenheit und Genugtuung war auf ihren Gesichtern zu lesen. Sie freuten sich, daß uns der Marquis von Porlière entwischt war, aber sicher nicht darüber, daß sie französische Truppen wiedersahen; denn sie wußten aus Erfahrung, daß wir kamen, um die rückständigen Kontributionen einzutreiben.

Wir waren gezwungen, 2 volle Tage in Logrono zu bleiben, um uns über den Feind zu informieren, dessen Spur wir vollkommen verloren hatten. Endlich, am 21., erfuhren wir, daß der Marquis von Porlière den Weg nach Soto eingeschlagen habe. Die in den Bergen gelegene Stadt war der Sitz einer provinzialen Junta und schloß Waffen-, Munitions- und Kleidermagazine in sich. Von neuem machten wir uns auf die Verfolgung der Parteigänger, indem wir die Najerilla aufwärts marschierten. Die Division des Generals Loison verbrachte einige Stunden der Nacht in einem Dorfe am Fuße des Gebirges, 10 Meilen südlich von Soto. Ein detachiertes Korps, bestehend aus meiner Husarenabteilung, 150 polnischen Lanciers und 200 Voltigeuren, setzte die Verfolgung des Feindes fort. Ich klärte mit einer Vorhut von 25 Husaren diesen Marsch auf.

Wir marschierten durch enge, schwierige, schneebe-

deckte Wege und stießen mit Sonnenaufgang auf die feindliche Nachhut, von der wir einige Gefangene machten. Darauf hielten wir mehrere Stunden Rast, um unsere Pferde zu füttern und dem General Loison Zeit zu lassen, uns zu folgen. Zu Mittag machten wir uns wieder auf den Weg am linken Ufer eines kleinen Flusses entlang, der gegen Soto hin fließt.

Als wir eine Viertelmeile von der Stadt entfernt waren, empfing uns plötzlich eine Salve von 30—40 Flintenschüssen, und wir sahen bewaffnete Bauern hinter den Felsen hervortreten, hinter denen sie sich verschanzt hatten. Sie rannten mit aller Kraft von den Bergen herab nach Soto. Wir machten Halt, um die Infanterie und den Major zu erwarten, der uns kommandierte. Da wir keinen Platz finden konnten, um uns auf den Höhen in Schlachtordnung aufzustellen, blieben wir im Gänsemarsch auf dem engen Wege, den wir gekommen waren.

Soto liegt am Ende eines engen Tales, das ein Gebirgsfluß durchfließt. Auf der andern Seite der Stadt erhebt sich ein steiler Berg, an dessen Flanke man einen gekrümmten Weg konstruiert hatte. Auf diesem Wege sahen wir die Parteigänger vor uns ihren Rückzug bewerkstelligen. Die Beamten der Junta von Soto und eine große Anzahl Geistliche, in schwarze Mäntel gehüllt, schritten voran und erreichten bald den Gipfel des Berges. Ihnen folgten der Schatz und das Gepäck, das auf Maultiere geladen war, die im Gänsemarsch hintereinandergingen. Darauf kamen Soldaten in Uniform und eine große Menge mit Jagdflinten bewaffneter Bauern, die ohne jegliche Ordnung marschierten. Eine Masse Einwohner jeden Geschlechts und Alters beeilte sich, kunterbunt mit den Parteigängern, aus der Stadt zu kommen. Die Bewegung dieser großen Menge Menschen, die sich gegenseitig drängten, um die Höhen zu erklimmen, bot dem Auge ein sehr malerisches Bild.

Sobald die Spanier uns gewahr wurden, kam Unordnung in ihren Zug, und sie beschleunigten zuerst ihren

Marsch. Da sie aber später sahen, daß wir nur eine wenig zahlreiche Vorhut bildeten, beruhigten sie sich, und das ganze Gebirge hallte von ihren langgezogenen hohlen Schreien wider. Die uns zunächst Befindlichen hielten in ihrem Marsch inne und stellten sich auf die Felsen, von wo aus sie auf uns zielten und uns zuriefen: „Kommt doch, wenn ihr es wagt, die Briganten in der Nähe zu besehen!“ So nannten nämlich unsere Soldaten sie, wegen ihrer regellosen Art zu kämpfen.

Der Major vom 26. Linienregiment, der uns befehligte, hielt die Stellung des Feindes in der Front für unangreifbar und beschloß, sie zu umgehen. 150 unserer Voltigeure stiegen in den Hohlweg hinab, durchwateten den Fluß vor unsern Augen, erklommen mit großer Mühe den gegenüberliegenden Berg und schossen einige Zeit auf den Feind, ohne jedoch Boden zu gewinnen. Da ihre Munition bald zur Neige ging, zogen sie sich hinter eine kleine Kapelle auf dem Gipfel zurück und schickten zwei Leute zu uns, um uns von ihrer Lage zu unterrichten. Das Geschrei und die Flintenschüsse der Spanier vermehrten sich, denn sie hatten gesehen, daß unsere Voltigeure uns um Unterstützung gebeten hatten, wir sie ihnen aber nicht schicken konnten.

Der Rittmeister der feindlichen Kavallerie rückte auf halbe Flintenschußweite vor die Truppe, die er am Eingange der Stadt befehligte und schickte sich an, den kommandierenden Offizier der französischen Husarenvorhut durch Beschimpfungen herauszufordern. Er ließ sein Pferd tanzen und hieb mit seinem Säbel um sich, wie um zu zeigen, daß er ihn zu handhaben verstünde. Zuerst betrachtete der Husarenoffizier ihn ziemlich kalt, dann aber, durch seine Prahlereien und durch das Geschrei der Spanier, deren Kühnheit immer größer wurde, ungeduldig gemacht, ritt er allein den engen, steilen Weg hinab, der nach Soto führt. Der feindliche Rittmeister machte schleunigst kehrt, als der Offizier einige Schritte vor ihm ankam, und dieser kehrte zu seinen Reitern zurück.

Indes wurde der Major des 26 Regiments von Minute zu Minute unruhiger; der General Loison kam nicht, der Tag neigte sich zu Ende, und wir hörten keine Schüsse mehr vom Gipfel des gegenüberliegenden Berges, erhielten auch keine Nachricht von unsern Voltigeuren.

Als die Nacht hereinbrach, hörten wir den Tambour der Spanier zum Sammeln blasen und sahen darauf das Feuer eines sehr lebhaften Gefechts, das sich am Ende des Tales zwischen zwei Truppenabteilungen abspielte, die sich den Übergang über den Fluß streitig machten. Darauf folgte tiefe Stille.

Die Nacht und die Entfernung vermehrten noch unsere Besorgnis. Wir glaubten, unsere Voltigeure seien vom Gipfel heruntergestiegen, um sich mitten durch die Feinde hindurch einen Weg zu bahnen, und fürchteten, daß sie, von der Überzahl erdrückt, sich in der größten Gefahr befänden. Der Major schickte ihnen daher mein Detachement zu Hilfe. Als wir in die Stadt eindrangen, stießen wir anstatt auf Feinde auf die Division des Generals Loison. Er hatte, durch die Führer irregeleitet, einen sehr langen und ganz andern Weg eingeschlagen, als wir. Das Gefecht das uns von weitem so mörderisch erschienen war, hatte zwischen unsern Voltigeuren, die tatsächlich nach dem Aufbruch des Feindes in die Stadt hinabgegangen waren, und den Grenadieren der Vorhut Loisons stattgefunden; glücklicherweise erkannten sie sich schon nach der zweiten Ladung. Die Nacht verhinderte sie, ihre Schüsse genau zu richten, und so verlor jede Abteilung nur einen einzigen Mann.

Soto war von seinen Einwohnern verlassen. Bald hallte die Luft von dem dumpfen Geschrei der Soldaten wider, welche die engen Straßen durcheilten und die Türen der Häuser einschlugen, um sich Lebensmittel und ein Obdach zu verschaffen. Plötzlich brach auf der Höhe Feuer aus; wir hörten die Mauern mit Getöse zusammenstürzen. Kurze Zeit darauf fand eine Explosion statt, und man sah die brennenden Trümmer eines Gebäudes

in die Luft fliegen. Das Feuer hatte mehrere Kisten mit Kartuschen erfaßt, welche die Feinde unter Stroh versteckt hatten, da sie sie nicht mitnehmen konnten.

Bei Sonnenaufgang verließen wir Soto und verfolgten noch zwei Tage lang die Spur der Parteigänger über Mansilla und Cervera. Als wir indes keine Hoffnung mehr hatten, sie zu erreichen, nahmen wir im Flecken Arnedo Quartiere und kehrten dann nach Logrono zurück.

Fast einen ganzen Monat blieben wir in der Provinz La Rioca, währenddem der General Loison die rückständigen Kontributionen eintrieb. Dann machten wir uns aufs neue auf der Straße von Burgos auf den Weg, um zu unserm Regiment in Andalusien zu stoßen.

Die Andalusier und Spanier sind im allgemeinen, wie die Orientalen, sehr mäßig inmitten des Überflusses, und zwar sind sie es aus religiösem Prinzip. Sie betrachten die Unmäßigkeit als einen Mißbrauch der von Gott bewilligten Gaben und verachten diejenigen tief, die sich ihr hingeben.

In ihrer Art, Krieg zu führen, findet man noch heute eine so treffende Ähnlichkeit mit den Völkern an den Ufern des Nils, daß, wenn man in einer Geschichte des Feldzugs von Ägypten den arabischen Namen spanische unterschöbe, man den Bericht der in Spanien vorgefallenen Ereignisse zu lesen glauben würde.

Die nationalen und lokalen Truppen oder die Massenerhebungen in Spanien kämpfen ohne Regel, indem sie wilde Schreie ausstoßen. Sie besitzen beim Angriff auf freiem Felde jenes Ungestüm, jene mit Verzweiflung und Fanatismus gemischte Wut, welche die Araber auszeichnet. Sehr oft verzweifeln sie auch wie diese zu früh an ihrem Gelingen und überlassen das Schlachtfeld dem Feind gerade in dem Augenblick, wo ihnen der Sieg sicher ist. Wenn sie aber hinter Mauern und Verschanzungen kämpfen, dann ist ihre Entschlossenheit unerschütterlich. In Spanien wie in Ägypten konnten unsere Soldaten keinen Schritt hinter ihren Kolonnen zurückbleiben, ohne so-

gleich ermordet zu werden. Endlich hegten die Spanier des Südens denselben tiefen Haß und besaßen auch die bewegliche Phantasie der Orientalen. Wie sie, waren sie manchmal durch das geringste Gerücht einer Niederlage entmutigt und bei der leisesten Hoffnung auf Erfolg aufständisch. Die Spanier wie die Araber ließen sich oft gegen ihre Gefangenen zu den scheußlichsten Greueltaten hinreißen, manchmal aber übten sie auch die edelste und großmütigste Gastfreundschaft gegen sie.

Nachdem wir Andujar, Cordoba, Ecija und Carmona durchquert hatten, kamen wir in Sevilla an, wo wir vom Marschall Soult den Befehl erhielten, zu unserm Regiment in Ronda zu stoßen, einer 10 Meilen von Gibraltar gelegenen Stadt. Wir waren ganz erstaunt über die tiefe Ruhe, die in den Ebenen von Andalusien herrschte, die meisten der großen Städte hatten an den König Joseph Deputationen gesandt. Aber diese Ruhe war nur scheinbar und nur in den Gegenden vorhanden, wo die Franzosen zahlreiche Truppen hatten. Die Bewohner der Provinzen Murcia, Granada, Ronda sowie der Gebirge, die Andalusien umgeben, durchschneiden oder es von Estremadura und Portugal trennen, hatten alle gleichzeitig die Waffen ergriffen.

Wir verließen Sevilla am 18. März, um in Utrera zu übernachten, und am 19. begaben wir uns nach Morôn, einem am Fuße des Gebirges von Ronda gelegenen Flecken. Die Bewohner Morôns waren eben im Begriff, sich am nächsten Tag mit ihren Nachbarn, den Bergvölkern zu vereinigen, die sich seit langem schon in Massen erhoben hatten. Der größte Teil der Bevölkerung versammelte sich bei unserer Ankunft auf dem großen Platze der Stadt. Die Männer sahen uns mit einem Ausdruck von verhaltener Wut an und schienen mit ihren Augen unsere kleinsten Bewegungen zu verfolgen, nicht etwa um eine harmlose Neugier zu befriedigen, sondern um sich an den Anblick von Feinden zu gewöhnen, die sie in kurzem zu schlagen hofften, und sich auf diese Weise

von jener Furcht vor dem Unbekannten zu befreien, welche so großen Einfluß auf Völker hat, die eine starke Einbildungskraft besitzen. Mehrere Frauen trugen Kleider aus englischem Stoff, auf dem die Bildnisse des Königs Ferdinand VII. und der spanischen Generale gemalt waren, die sich im Kriege gegen die Franzosen hervorgetan hatten. Als wir die Entschlossenheit und den aufrührerischen Geist sahen, der in dem Flecken herrschte, faßten wir den Entschluß, uns alle zusammen in drei benachbarten Gasthöfen einzuquartieren. Denn wenn wir uns zerstreut hätten, um die Nacht in den Häusern der Einwohner zu verbringen, wie wir das in den Ebenen ruhig tun konnten, so wären wir wahrscheinlich alle ermordet worden . . .

Nachdem wir Morón verlassen hatten, gingen wir ins Gebirge von Ronda, um in Olvera zu übernachten. Wie an den andern Tagen war ich meinem Detachement vorausgeritten, um Quartiere zu machen. Ein Husar und ein junger Brigadier, den ich provisorisch unter den Rekruten ausgewählt hatte, damit er mir als Quartiermacher diene, begleiteten mich. Da uns die Vorhut bald eingeholt hatte, fürchtete ich, nicht genügend Zeit zu haben, um die Quartiere und Lebensmittel noch vor der Ankunft des Detachements vorzubereiten. Wir konnten uns nur langsam vorwärts bewegen, weil der Weg felsig und schwierig war und unsere Pferde schon einen Marsch von mehreren Monaten hinter sich hatten. Ich gab daher mein Pferd dem Husaren und bestieg das eines Führers, den wir aus Morón mitgenommen hatten. Darauf ritt ich meinen Begleitern voraus und gelangte allein in die Nähe von Olvera. Ein tiefes, kahles Tal, in das ein steiler Weg hinabführt, trennte mich von dem Flecken, der zwischen Felsen auf dem Gipfel eines das Land beherrschenden Berges gelegen ist. Je näher ich dem Orte kam, desto verwunderter fragten sich die auf den umliegenden Feldern zu 8 oder 10 arbeitenden Bauern, was wohl die Ursache meines Kommens sein möge, und bald darauf verließen sie ihre Arbeit, um mir in dem engen Wege zu

folgen. Die Bewohner Olveras hatten mich längst bemerkt und kamen in Menge auf die Felsen, um mich zu beobachten.

Ich fing an zu fürchten, daß sich keine Franzosen in dem Orte befänden, wie ich zuerst angenommen hatte, und machte am Ende des Tales Halt, erstaunt über die immer mehr wachsende Bewegung, die ich bemerkte. Einen Augenblick zögerte ich, ob es nicht besser sei, umzukehren, aber dann glaubte ich, den Entschluß fassen zu müssen, auf gut Glück weiter vorzugehen. Das Pferd, das ich bestiegen hatte, war von dem eben gemachten Ritt erschöpft, und der Weg, den ich hätte zurücklegen müssen, sehr abschüssig. Außerdem kam dicht hinter mir ein Trupp mit Hacken bewaffneter Feldarbeiter. Diese hatten mich bald eingeholt und fragten mich, aus welcher Provinz ich sei, wohin ich ginge und was für Nachrichten ich brächte. Aus ihren Fragen ersah ich sogleich, daß sie mich für einen Soldaten in spanischen Diensten hielten. Meine dunkelbraune Uniform war die Ursache ihres Irrtums. Ich hütete mich wohl, sie aus ihrem Irrtum zu reißen, denn ich wußte nicht, ob ich es, ohne mein Leben zu riskieren, tun könnte. Ich hoffte, bis zur Ankunft meiner Abteilung Zeit zu gewinnen, und ließ die Bauern glauben, daß ich ein im Dienste der Junta stehender schweizerischer Offizier sei und nach Gibraltar ginge. Und um sie in gute Laune zu versetzen, fügte ich hinzu, daß der Marquis von La Romana soeben einen großen Sieg bei Badajos davongetragen habe. Die Bauern nahmen die Nachricht mit großer Gier auf und wiederholten sie sich gegenseitig. Dabei überhäuften sie die Franzosen mit tausend Verwünschungen, was mir eine traurige Idee von dem Schicksal gab, das mich erwartete, wenn man mich entdeckte.

Nun fragte ich meinerseits die mich Umgebenden, ob diese verfluchten Franzosen nicht auch in ihrem Orte wären, und sie antworteten mir, der König Joseph sei mit all seinen Garden von Gaucin zurückgeworfen worden und habe Ronda seit mehreren Tagen verlassen, das schon

von 10 000 Bergbewohnern besetzt sei. In Ronda aber wollten wir zu unserm Regiment stoßen! Wenn diese Stadt wirklich in die Hände der Feinde gefallen war, würde unser Detachement in diesen Bergen vollkommen vernichtet werden. Die Bauern machten vor einer Quelle Halt, um zu trinken, und ich setzte meinen Weg nach dem Berge allein fort.

Bald gewahrte ich fünf, wie Soldaten bewaffnete und ausgestattete Männer, die sich beeilten, mich auf einem Seitenweg zu überholen. Sie kamen vor mir in Olvera an. Da sich laute, wilde Rufe hören ließen, zweifelte ich nicht, daß die fünf Männer die Nachricht von der nahen Ankunft meiner Abteilung verbreitet und entdeckt hatten, daß ich ein französischer Offizier war. Noch einmal blieb ich unschlüssig stehen. Die Bewohner, die mich vom Felsen aus beobachteten, bemerkten meine Unentschlossenheit, und ihre Rufe verdoppelten sich. Es waren sehr viele Frauen darunter, deren spitze Stimmen sich unter die der Männer wie das Pfeifen des Windes im Sturm mischten. Ich entschloß mich, vorwärts zu gehen, denn ich wußte, daß ich verloren war, wenn ich versucht haben würde, umzukehren.

Bald sah ich einen Corregidor[29]), einen Alcalden und zwei Geistliche auf mich zukommen. Ihnen gingen fünf oder sechs Personen voran, an deren Spitze ein junger Mann marschierte, der wie ich später erfuhr, der „Gracioso"[30]) des Dorfes war. Er sagte mit spöttischer Miene auf spanisch zu mir: „Die Frauen von Olvera lieben wie es scheint die Franzosen sehr; sie empfangen sie ausgezeichnet" Und darauf machte er lachend noch mehrere ähnliche Scherze. Einer seiner Gefährten fragte mich mit lauter Stimme, wie groß die Anzahl der Franzosen sei,

---

[29]) Ein Corregidor war in Spanien eine Art Landrichter, d. h. die vom König eingesetzte erste obrigkeitliche Person in einer Stadt

[30]) „Gracioso" bedeutet soviel wie Spaßmacher, besonders die komische Person im spanischen Lustspiel.

die mir folgten. Ich antwortete, es wären wenigstens 200. Aber sofort antwortete er mir grob: „Es ist nicht wahr, kaum hundert sind es, Sie inbegriffen. Die fünf Männer, die eben im Dorfe angekommen sind, haben sie auf dem Wege von Morôn gesehen." Nun war es mir klar, daß sie wußten, wer ich war. Da näherten sich mir der Corregidor und die Geistlichen, und ich glaubte, auf ihren finstern Gesichtern die Absicht zu meiner letzten Ölung zu lesen. Inmitten des Tumults unterschied ich deutlich die Worte: „Man muß ihn hängen, er ist ein Franzose, es ist der Teufel selbst, es ist der leibhaftige Satan!"

Plötzlich brachen die Rufe zu meiner großen Verwunderung ab, und ich sah die Spanier sich zerstreuen. Der Brigadier, der Husar und der Führer, die ich zurückgelassen hatte, waren auf der gegenüberliegenden Höhe erschienen, und die auf den Felsen stehenden Bewohner des Ortes hielten sie von weitem für die Vorhut meines Detachements. Sofort benachrichtigten sie durch Gesten und Worte die mich umgebende Menge, die furchtsam auseinanderstob.

Der Corregidor sagte zu mir, wie um sich wegen des Vorgefallenen zu entschuldigen, ich sollte den Rufen einiger Betrunkener, die sich einen Spaß daraus machten, die Bevölkerung aufzureizen, keine Bedeutung beimessen. Und als ich fragte, was die fünf bewaffneten Männer im Dorfe zu suchen hätten, antwortete mir einer der Geistlichen in süßlichem Tone und mit leiser Ironie, daß jene Männer Vogeljäger seien und ihre Tornister Wild enthielten. Ich war gezwungen, mich mit diesen Entschuldigungen, so schlecht sie auch waren, zufrieden zu geben, und stieg von meinem Pferde, um zu Fuß mit den Geistlichen und dem Alkalden nach dem Rathause zu gehen, wo wir Quartierscheine ausfertigen wollten.

Der mir folgende Brigadier ließ den Husaren und mein Pferd am Eingange des Dorfes zurück und kam bald im Galopp an die Türe des Hauses, in welchem ich mich befand, angesprengt. Kaum war er vom Pferde gestiegen,

als die Spanier sich in die benachbarten Straßen stürzten und wie Wütende schrien. Sie hatten eine zahlreiche Truppe erwartet, als sie aber nur einen einzigen Mann sahen, erkannten sie ihren Irrtum und kamen zornig aus ihren Häusern heraus Ihre Wut war so groß, daß sie sich gegenseitig über den Haufen rannten. Ich trat sogleich auf den Balkon heraus, rief meinem Brigadier zu, heraufzukommen, was er auch tat, und dann schlossen wir uns beide in den Ratssaal ein und verbarrikadierten uns. Das Volk hielt sich ein wenig unten auf, um sich des Pferdes, des Mantelsacks und der Pistole des Brigadiers zu bemächtigen, dann stürmten die Anführer der Meute die Treppen herauf bis zu dem Zimmer, in dem wir uns mit dem Corregidor und den beiden Priestern befanden, und schrien uns durch das Schlüsselloch zu, uns zu ergeben.

Vorerst ließ ich ihnen durch den Corregidor, den ich in meiner Hand hatte, befehlen, still zu sein, dann sagte ich ihnen, daß unser Detachement bald da sein würde, ferner daß wir ihnen unser Leben teuer verkaufen würden und daß, wenn sie versuchen sollten, einzudringen, ihr Beichtvater das erste Opfer ihrer Wut sein würde. Da ich fürchtete, sie möchten die Türe eindrücken, trat ich einige Schritte bis zu dem engen Eingang des Nebenzimmers zurück, immer den Pfarrer am Arme festhaltend, um mich im gegebenen Falle seiner als Schild zu bedienen. Ich zog meinen Säbel, befahl dem Brigadier dasselbe zu tun und im Hintergrunde des Zimmers zu bleiben, um zu verhindern, daß der Vikar und der Corregidor mich nicht erfassen konnten. Bald verdoppelte sich das wilde Geschrei und die Einwohner, die mit uns parlamentiert hatten, wurden durch andere zurückgedrängt. Gegen die Tür dröhnten dumpfe Schläge, und es war vorauszusehen, daß sie nicht mehr lange der Wucht dieser Masse Menschen widerstehen konnte. Ich sagte daher zu meinem Geistlichen: „Verzeihen Sie mir, mein Vater. Sie sehen, daß es mir unmöglich ist, dem Pöbel zu widerstehen; ich bin ge-

zwungen, Sie mein Los teilen zu lassen, und wir werden zusammen sterben!"

Von der Gefahr, welcher der Pfarrer und er selbst ausgesetzt war, erschreckt, trat der Vikar auf den Balkon heraus und schrie den Einwohnern zu, daß ihr Beichtvater unvermeidlich sein Leben einbüßen werde, wenn sie sich nicht augenblicklich zurückzögen. Als das die Frauen hörten, heulten und schrien sie, und die Menge zog sich sogleich zurück, so groß und echt war die Verehrung des Volkes für die Priester.

Der Brigadier und ich hielten noch eine Zeitlang diese Art von Blockade aus, bis der Platz plötzlich ganz ruhig ward und man nur das Getrampel der Pferde meines Detachements vernahm, das sich in Schlachtlinie unterhalb des Dorfes aufstellte. Nun begaben auch wir uns, in Begleitung des Corregidors und des Pfarrers, die wir als Deckung mitnahmen, zu unserer Abteilung. Ich erzählte meinen Kameraden, was mir begegnet war, und riet ihnen, noch am selben Tage nach Ronda zu gehen, nachdem wir unsere Pferde gefuttert hätten. Aber der Bataillonsadjutant, der uns befehligte, wollte trotz aller meiner Vorstellungen in Olvera übernachten und sagte mir mit einem gewissen Vorwurf in der Stimme, daß man noch niemals Linientruppen gesehen habe, die sich durch Bauern in Verlegenheit bringen ließen. Der Offizier kannte eben die Spanier nicht, denn er war erst kürzlich von Frankreich gekommen.

Wir schlugen unser Biwak auf einer mit Mauern umgebenen Wiese auf, die zu dem Gasthof an der Dorfstraße gehörte. Die Einwohner verhielten sich für den Rest des Tages scheinbar ruhig und lieferten uns Lebensmittel. Aber anstatt eines jungen Rindes, das ich verlangt hatte, brachten sie uns einen in vier Teile gehackten Esel. Die Husaren fanden das Kalb, wie sie es nannten, ein wenig fad im Geschmack, aber erst lange danach erfuhren wir den Betrug durch die Bauern selbst. Sie schrien uns nämlich oft nach: „Ihr habt einen Esel in Olvera ge-

gessen!" Ihrer Meinung nach war dies die gröbste Beleidigung, die einem Christenmenschen zuteil werden konnte.

Gegen Abend des nächsten Tages nahmen sie eine immer drohendere Haltung an und begaben sich in großer Anzahl auf die Felsen. Bald bildeten sie eine enge Hecke um den Eingang unseres Biwaks. Dort blieben sie unbeweglich, die geringste unserer Bewegungen beobachtend.

Ein wenig vor Einbruch der Nacht näherte sich der Pfarrer unserm Biwak und verlangte, mich zu sprechen. Er teilte mir mit, daß er ausgezeichnete Quartiere für unsere Befehlshaber habe bereiten lassen, und bestürmte mich sehr, daß ich meine Kameraden veranlassen sollte, sie zu beziehen. Seine Absicht war, wie wir später erfuhren, uns gefangen zu nehmen, in der Hoffnung, daß unsere Soldaten in Verwirrung gerieten, wenn sie sich am nächsten Tag ihrer Offiziere beraubt sähen.

Ich wies dies Anerbieten natürlich zurück. Darauf bat er mich, doch wenigstens allein zu ihm zu kommen, er wolle mich gut behandeln. Ich fragte meine Kameraden um Rat, und wir kamen überein, daß ich allein ins Dorf gehen solle, um den Einwohnern zu zeigen, daß wir keine Rachepläne hätten, und ihnen so jeden Gedanken an einen Überfall auf uns zu benehmen. Meine Kameraden wurden zu diesem Vorschlag wohl auch durch die Hoffnung veranlaßt, daß ich ihnen ein gutes Abendessen schicken werde. Ich kehrte zum Pfarrer zurück und forderte sein geheiligtes Ehrenwort, daß er mir keinen Schaden zufügen wolle. Er gab es mir auf der Stelle, und um ihm mein vollkommenes Vertrauen zu beweisen, schnallte ich in seiner Gegenwart meinen Säbel ab, übergab ihn der Schildwache und folgte ihm ohne Waffen.

Wir gingen zusammen durch das Dorf; alle Einwohner, an denen wir vorüberkamen, grüßten ehrerbietig meinen Führer und schauten mich darauf mit drohender Miene an. Wenn sie aber zu sehr in meine Nähe kamen,

um mir Angst zu machen, wies sie der Geistliche nur mit einem einzigen Blick zurecht, so groß war die Macht, die ihm das heilige Amt, das er bekleidete, verschaffte.

Wir erreichten bald sein Haus, wo wir von der Wirtschafterin empfangen wurden. Sie war ein großes Mädchen von 35 bis 40 Jahren. Zuerst setzte sie uns Schokolade und Biskuit vor, nachher servierte sie die Abendmahlzeit auf einem Tisch neben dem Kamin in der Küche. Ich hieß meinen Kameraden zu essen schicken und setzte mich zu Tisch. Der Pfarrer setzte sich mir gegenüber, die Wirtschafterin an seiner rechten Seite, fast unter dem Schornstein, der sehr hoch war. Nach kurzem Schweigen fragte mich der Pfarrer, ob ich nicht morgen, ehe ich den Ort verließe, in die Messe ginge, und ich antwortete, ich sei nicht katholisch. Bei diesen Worten verfinsterten sich seine Züge, und seine Wirtschafterin, die noch niemals einen Ketzer gesehen hatte, sprang wie von der Tarantel gestochen in die Höhe und stieß unwillkürlich einen langen Seufzer aus. Nachdem sie nachher schnell mehrere Ave Maria gemurmelt hatte, sah sie den Pfarrer fragend an, um zu wissen, welchen Eindruck sie beim Anblick einer solch entsetzlichen Erscheinung, wie die eines Ketzers war, empfangen sollte. (Die Volkserzählungen und Bilder einiger Kirchen des Landes stellten nämlich die Ketzer als feuerspeiende Wesen dar.) Als die Wirtschafterin indes den Pfarrer ruhig die Unterhaltung wieder aufnehmen sah, erholte auch sie sich von ihrem Schrecken.

Nach dem Abendbrot lud mich der Geistliche ein, bei ihm zu übernachten, indem er mir sagte, daß ich wohl sehr müde sein müsse. Er wolle mir schon ein Bett geben, das unser Biwak aufwöge. Als er sah, daß ich mit der Antwort zögerte, fügte er hinzu, es sei gut, man ließe erst die Menge sich verlaufen, und ich müßte wenigstens einige Stunden warten. Ich begann allmählich zu fürchten, daß er mich in seinem Hause zurückhalten und den Einwohnern überliefern wollte. Später sagte man mir, daß dies wirklich seine Absicht und er der Chef des ganzen Aufstandes

war. Aber lange Zeit danach kam ich zur Überzeugung, daß er mich wahrscheinlich nur vor dem verhängnisvollen Schicksal, das die Dorfbewohner und er meinem Detachement zugedacht hatten, bewahren wollte.

Da es in seiner Macht lag, mich zu verraten, wenn er wollte, hütete ich mich wohl, ihm Mißtrauen entgegenzubringen. Ich sagte ihm daher, daß ich sein Anerbieten annähme und mich vollkommen sicher fühlte, da ich ja sein heiliges Ehrenwort habe. Doch bäte ich ihn, mich spätestens in zwei Stunden zu wecken, weil meine Kameraden leicht, wenn sie mich nicht vor Mitternacht zurückkehren sahen, ihr Biwak verlassen und das Dorf an allen Ecken anzünden könnten. Der Pfarrer führte mich in ein Nebenzimmer, ich legte mich zu Bett, was uns sehr selten in Spanien passierte, und er ging mit der Lampe hinaus, mir eine gute Nacht wünschend.

Die tiefe Finsternis trug nicht gerade dazu bei, meine Lage als eine rosige erscheinen zu lassen. Ich bereute, mich meines Degens entledigt zu haben, den ich wie einen treuen Gefährten, der mir einen guten Rat hätte geben können, vermißte. Unter meinen Fenstern hörte ich das Gemurmel der Einwohner, die vorübergingen. Von Zeit zu Zeit öffnete der Pfarrer ein wenig meine Tür, steckte seinen weißen Kopf hindurch und beleuchtete mich mit der Lampe, um zu sehen, ob ich schlafe. Ich tat so, als wenn ich tief in Schlaf versunken wäre, und er zog sich leise zurück.

Da hörte ich, wie verschiedene Männer in das Zimmer nebenan eintraten. Sie sprachen zuerst sehr ruhig, aber nachher wurden sie lauter und sprachen alle auf einmal. Darauf trat wieder Stille ein, als fürchteten sie, mich erweckt zu haben. Nun fingen sie an, sich mit leiser Stimme, aber sehr lebhaft zu unterhalten. In dieser ungewissen und seltsamen Lage verbrachte ich zwei Stunden, während deren ich überlegte, was ich tun sollte. Endlich entschloß ich mich, den Pfarrer zu rufen, der sofort kam. Ich sagte ihm, daß ich augenblicklich zu meinem Detachement zu-

rückkehren wolle, und ohne mir zu antworten, stellte er seine Lampe auf den Tisch und verließ mich, wahrscheinlich um die in seinem Hause befindlichen Spanier zu befragen, was er mit mir machen solle.

Inzwischen sah ich mit großer Freude denjenigen unserer Unteroffiziere in mein Zimmer treten, der Spanisch sprach. Der Corregidor begleitete ihn. Meine Kameraden seien in der größten Besorgnis über mein Schicksal, sagte er, und hätten ihn geschickt, um sich über meinen Verbleib zu informieren. Ferner teilte er mir mit, daß mich die Einwohner schon als ihren Gefangenen betrachteten, daß sie uns am nächsten Tag angreifen wollten und schwüren, keiner von uns solle ihnen entkommen. Ich zog mich eiligst an und forderte aufs neue den Geistlichen auf, sein Wort zu halten, indem ich hinzufügte, daß meine Kameraden drohten, die Waffen zu ergreifen, wenn ich nicht bald zurückkäme. Zu meinem Glück waren die Vorbereitungen zum Aufstande des Dorfes noch nicht ganz vollendet. Der Pfarrer wagte nicht, mich noch länger zurückzuhalten. Er rief den Corregidor, einen Alcalden und einige Männer, die uns in ihre Mitte nahmen und uns durch die Menge hindurch zu unserm Biwak geleiteten.

Der Unteroffizier, den mir meine Kameraden sandten, war ein Normanne und tapfer wie keiner. Er verbarg unter dem Scheine der vollkommensten Gutmütigkeit alle List, die man gewöhnlich seinen Landsleuten zuschreibt. Er hatte sich bei den Bewohnern von Olvera als Sohn eines in Frankreich mit Karl IV. als Gefangener zurückgehaltenen Offiziers der wallonischen Garden eingeführt und erzählte ihnen, er sei gezwungen worden, mit uns zu dienen, suche aber schon lange eine Gelegenheit, zu desertieren. Die Spanier dieser Gegend waren gleichzeitig listig und leichtgläubig wie Wilde. Sie glaubten alles, was unser Unteroffizier sagte, bedauerten ihn, gaben ihm Geld und vertrauten ihm einen Teil ihrer Pläne an. Durch ihn erfuhren wir denn, daß die Bewohner der umliegenden

Dörfer sich in großer Anzahl am nächsten Tage versammeln sollten, um uns in einem gefährlichen Defilee auf der Straße von Ronda anzugreifen.

Am nächsten Tage, als wir gerade aufbrechen wollten, kamen der Geistliche und der Corregidor in unser Biwak, um uns um ein Zeugnis zu bitten, das den Franzosen beweisen sollte, wie rücksichtsvoll sie uns behandelt hätten. Sie hofften, daß die drohende Haltung der Bewohner uns veranlaßte, ihrem Wunsche nachzukommen. Aber wir antworteten, daß wir ihnen das Zeugnis nicht früher ausstellen würden, als bis sie uns die Waffen zurückerstattet hätten, die sie von dem Pferde des Brigadiers genommen, der mit mir im Rathause eingeschlossen gewesen war.

Der Corregidor und der Pfarrer schlugen wieder schweigend ihren Weg nach dem Dorfe ein, und kaum waren sie fort, so ließen sich Alarmrufe hören. Die Bewohner hatten 6 Husaren und 2 Hufschmiede, die unvorsichtigerweise ihre Pferde in der Dorfschmiede beschlagen hatten, niedergemacht. Nun begann das Gefecht. Wir bestiegen eilig unsere Pferde, und das Gros unseres Detachements folgte unserm Befehlshaber nach dem Orte, den man auf Flintenschußweite vom Dorfe entfernt zum Sammeln gewählt hatte. Ich blieb im Biwak und behielt zehn Husaren bei mir, um den Rückzug zu decken und das Gepäck zu schützen, das man noch nicht auf die Maultiere hatte laden können, weil die spanischen Führer während der Nacht ausgerissen waren.

Bald kam einer meiner Kameraden zurück, um mir zu sagen, daß unsere Nachhut auf dem Punkte sei, eingeschlossen zu werden, und daß die Spanier ein sehr lebhaftes Musketenfeuer von den Felsen und Fenstern der am äußersten Ende des Dorfes liegenden Häuser, an denen wir vorbei mußten, gegen das Detachement entwickelt hätten. Da wir keine Hoffnung auf Hilfe hatten, entschlossen wir uns, uns einen Weg mitten durch die Feinde zu bahnen. Mein Pferd erhielt eine Kugel, die ihm den Hals durchbohrte, und es stürzte zu Boden,

aber ich riß es mit aller Kraft wieder in die Höhe und erreichte glücklich das Detachement. Kurz darauf traf eine Flintenkugel meinen Kameraden in den Arm. Wir sahen fast alle Husaren fallen, die uns folgten. Frauen oder vielmehr entfesselte Furien stürzten sich mit gräßlichem Geheul auf unsere Verwundeten und stritten sich um sie, um sie auf die grausamste Weise zu Tode zu quälen. Sie stachen ihnen Messer und Scheren in die Augen und weideten sich mit wilder Freude an dem Anblick ihres Blutes. Die Übertreibung ihrer gerechten Empörung gegen die, welche ihr Land überschwemmten, hatte sie vollkommen entartet.

Unser Detachement war während der ganzen Zeit unbeweglich geblieben. Die Einwohner wagten sich nicht von den Felsen und aus ihren Häusern zu entfernen, und wir konnten mit unsern Pferden nicht zu ihnen gelangen, um unsere Kameraden zu rächen. Wir nahmen daher unsere Verwundeten in die Mitte unserer Truppe und setzten uns langsam in Bewegung.

Da wir uns keinen Führer hatten verschaffen können, schlugen wir, ohne zu wissen, wohin wir gingen, den ersten Weg ein, der von der Straße abzweigte, auf der die Bergbewohner Verschanzungen angelegt hatten, und irrten so erst einige Zeit auf gut Glück in den Feldern herum. Endlich sahen wir einen Mann auf einem Maultier aus einem Bauerngehöft herauskommen. Ich rannte ihm nach, erwischte ihn und stellte ihn zwischen zwei Husaren der Vorhut, ihm befehlend, uns nach Ronda zu führen, wenn er nicht niedergesäbelt werden wollte. Ohne diesen Bauern hätten wir niemals unsern Weg in dem uns unbekannten Lande finden können. Auf diese Weise hatten wir stets zu kämpfen, nicht gegen militärische und vorhergesehene Schwierigkeiten, wie sie sich in jedem geregelten Kriege finden, sondern gegen zahllose Hindernisse, die allein aus dem nationalen Geist entsprangen.

Bald sahen wir Ronda vor uns liegen. Unsere Freude, dem Ende unseres Marsches nahe zu sein, wurde durch

den Anblick neuer in den Wäldern verschanzter Feinde gestrübt, die auf uns ein sehr lebhaftes Feuer eröffneten. Wir waren in größter Besorgnis und furchteten, die Stadt möchte von den Franzosen verlassen worden sein. Aber bald sahen wir zu unserer lebhaften Freude Husaren von unserm Regiment uns entgegenkommen; auch sie hatten uns von weitem für Feinde gehalten.

Der König Joseph war nur wenige Tage in Ronda geblieben. Er hatte als Garnison 250 Husaren unseres Regiments und 300 Mann Infanterie seiner Garde in der Stadt gelassen und bei seiner Abreise unserm Oberst mit dem Titel des Gouverneurs die unbegrenztesten Vollmachten über die umliegenden Provinzen erteilt. Die absolute Macht, die mit diesem glänzenden Titel verbunden war, hatte sich über alle Provinzen im Umkreis von 15 bis 20 Meilen erstrecken können, aber die Schmuggler der Sierra hielten unsere Macht in den engen Grenzen der Mauern von Ronda, wo wir nicht einmal ruhig schlafen konnten wegen des Mißtrauens, das man den Bewohnern der Vorstadte entgegenzubringen gezwungen war.

Als die Nacht eingebrochen war, sahen wir eine Menge Feuer nach und nach auf den benachbarten Bergen auflodern; der Feind hatte um die Stadt herum Stellung genommen, um uns am nächsten Tage anzugreifen.

Seit einer halben Stunde hörten wir zu wiederholten Malen ein Alphorn blasen, dessen Ton aus dem kleinen Tal außerhalb der Festung zu kommen schien. Wir scherzten über diese formwidrigen Töne, ohne zu ahnen, was die Ursache dazu war, als ein Husar von einem unserer vorgeschobenen Posten angesprengt kam und dem Oberst meldete, daß ein Parlamentär der Feinde empfangen zu sein wünschte. Der Oberst befahl, ihn hereinzuführen, und bald darauf brachte ihn der Soldat mit verbundenen Augen herbei. Er schlug uns vor, uns zu ergeben, da der General der Insurgenten mit 15000 Mann alle Ausgänge besetzt halte, durch die wir versuchen könnten zu entkommen. Er habe vor einigen Tagen eine Zufuhr von 50000 Kar-

tuschen erhalten, die uns zugedacht seien, und er wüßte, daß wir uns nicht lange in der Festung verteidigen könnten, da wir fast gar keine Munition mehr hätten. Das war allerdings wahr: die Soldaten der Infanterie besaßen jeder nur noch drei Kartuschen. Unsere Husaren konnten von ihren Säbeln in den Felsen keinen Gebrauch machen, und ihre Pferde waren ihnen meist im Wege, ohne ihnen nützlich zu sein.

Der Oberst antwortete dem Unterhändler, daß wir uns vor allen Dingen erst mal zu Tisch setzen wollten, und gab mir ein Zeichen, den Ankömmling in das Zimmer zu führen, wo das Mittagsmahl hergerichtet war. Der Parlamentär war ein junger Mann mit einem ziemlich hübschen Gesicht. Er trug einen runden andalusischen Hut und eine kurze Jacke aus braunem Tuch mit einem hellblauen Vorstoß. Das einzige, was ihn von dem andern unterschied, war eine Schärpe nach der Mode des Landes, deren Enden mit einigen Silberfäden durchwirkt waren.

Im ersten Augenblick war er sehr erstaunt, sich in seiner bescheidenen Ausstattung inmitten eines Kreises von Offizieren zu sehen, die mit Gold und Stickereien überladen waren. Und als wir alle auf einmal uns anschickten, unsere Säbel abzuschnallen, ehe wir uns setzten, zeigte er eine gewisse Besorgnis, da er offenbar den Grund dieser Bewegung nicht kannte. Ich glaube, er dachte, wir wollten ihn ermorden, weil einige Tage vorher die Bewohner eines benachbarten Dorfes einen Schöffen der Stadt Ronda massakriert hatten, den wir ihnen als Unterhändler gesandt hatten.

Ich beruhigte ihn sogleich darüber und lud ihn ein, sich ebenfalls seiner Waffen zu entledigen und sich wie wir zu Tisch zu setzen. Der spanische Offizier wich zuerst nicht von der Mäßigkeit ab, die seine Nation charakterisiert. Als wir aber auf seine Gesundheit tranken, tat er uns Bescheid und kam bald so in Eifer, daß er uns die Spitze bieten wollte. In der Mitte der Mahlzeit waren wir nur noch „Kameraden", beim Dessert nannten wir uns

„Brüder". Wir schworen uns ewige Freundschaft, und unter andern Zeichen der Zuneigung versprachen wir uns, uns bei unserer ersten Begegnung in einem besonderen Gefecht zu schlagen.

Nach der Mahlzeit schickte mein Oberst den spanischen Parlamentär wieder zurück, ohne ihm eine Antwort gegeben zu haben. Ich wurde beauftragt, ihn bis zu den feindlichen Vorposten zu begleiten, und bat ihn, sich die Augen selbst zu verbinden. Ein Husar stellte sich an seine Rechte, um sein Pferd am Zügel zu führen; ich selbst ging links, und wir schlugen zusammen den Weg nach Gibraltar ein, auf dem er gekommen war. Als wir an unserm Hauptposten vorüberkamen, wurden wir von dem Trompeter des Parlamentärs und einem alten königlichen Karabinier eingeholt, der ihm als Ordonnanz diente. Es war der einzige Karabinier, den es in der Insurgentenarmee gab, und man hatte ihn geschickt, um dem Unterhändler wegen seiner neuen Uniform eine besondere Ehre anzutun. Sehr erstaunt war ich, als ich den seinen Offizier herrisch fragen hörte, warum er ihn denn so lange habe warten lassen.

Als wir zu dem ersten spanischen Posten am äußersten Ende der Vorstadt gelangten, sagte ich dem Parlamentär Lebewohl und kehrte zurück, um meinem Oberst Bericht zu erstatten.

Man hielt einen Kriegsrat, und es wurde beschlossen, daß wir die Stadt verlassen sollten, um Munition in Campillos zu erwarten, einem 7 Meilen von Ronda am Ausgange des Gebirges gelegenen Flecken. Hier in der Ebene mußte uns unsere Kavallerie nötigenfalls das Übergewicht über die Bergbewohner geben, wie zahlreich sie auch sein mochten. Wir hatten nur sehr wenig Vertrauen zu den 300 Mann der Garde des Königs Joseph, die wir mit uns hatten, denn dieses Korps war größtenteils aus spanischen Deserteuren gebildet.

Bald erreichten wir Campillos und sahen an der Art, wie uns die Einwohner empfingen, daß die Nachricht

von unsern Verlusten in Olvera und unserm Rückzug von Ronda uns vorausgeeilt war. Als ich mich nach meinem Quartier begab, wurde ich sehr schlecht von meinem Wirt empfangen, mein Diener hatte von ihm ein Zimmer für mich verlangt, worauf er ihm ein dunkles, feuchtes Loch zeigte, das nach einem Hinterhof hinausging. Da man bei unserer Ankunft keine Lebensmittel hatte verteilen können, ließ der Alcalde einen Befehl veröffentlichen, durch welchen er den Einwohnern einschärfte, den Soldaten Kost und Wohnung zu geben. Der Husar, der mir als Ordonnanz diente, gab dem Herrn des Hauses durch Zeichen zu verstehen, uns etwas zu essen zu geben. Ich sah den Wirt mit spöttischer Miene einen sehr kleinen Tisch hereinbringen, auf dem etwas Brot und Knoblauch lag. Dann hörte ich ihn zu seiner Frau sagen: „Das ist lange gut genug für diese Hunde von Franzosen, wir brauchen sie nicht rücksichtsvoll zu behandeln, denn sie sind geschlagen worden. Jetzt retten sie sich, aber wenn es Gott und der heiligen Jungfrau gefällt, so ist keiner von ihnen noch in zwei Tagen am Leben." Ich tat, als hörte ich diese Verwünschungen nicht, um ihn nicht merken zu lassen, daß ich Spanisch verstand.

Ich ging fort und kam nach einer Stunde wieder in mein Quartier, wo ich 5 Individuen des Dorfes um das Feuer herumsitzen und Zigarren rauchen fand. Wie ich erfuhr, versammelten sie sich jeden Abend bei meinem Wirt, der mit Tabak handelte. Mein Husar, der ein wenig von ihnen entfernt saß, erhob sich, als ich eintrat, und bot mir seinen Stuhl an. Ich nahm ihn an und rückte ein wenig näher zum Feuer; sogleich waren die Spanier still. Um sich zu versichern, ob ich Spanisch verstünde oder nicht, fragte mich der eine, ob ich denn nicht recht müde sei. Und obwohl ich ein Gesicht machte, als könnte ich ihn nicht verstehen, fügte er lachend hinzu: „Sie haben in den letzten zwei Tagen tüchtigen Gebrauch von Ihren Sporen gemacht." Ich antwortete nicht, nun glaubten sie,

daß ich nicht ein Wort Spanisch verstände, und setzten ihre Unterhaltung fort.

Sie sprachen mit grenzenloser Begeisterung von den tapferen Bergbewohnern, die uns aus Ronda verjagt hatten, und erzählten mit den größten Einzelheiten von einem sehr mörderischen zwölfstündigen Gefecht, das am Tage vorher in den Straßen derselben Stadt stattgefunden haben sollte. Wir hatten wenigstens 600 Mann verloren, sagten sie, dabei waren wir im ganzen nur 550. Auch versicherten sie, daß der General der Insurgenten uns spätestens in zwei Tagen angreifen werde, daß die Bewohner des Dorfes die Waffen ergreifen und die verdammten Ketzer, die noch schlimmer als die Mauren seien, vernichten wollten. Denn die Franzosen, sagten sie, glaubten weder an Gott, noch an die Mutter Maria, noch an den heiligen Anton, ja nicht einmal an den heiligen Jakob von Galicien und scheuten sich nicht, in den Kirchen mit ihren Pferden zu wohnen. Endlich behaupteten sie, daß ein Spanier drei Franzosen aufwöge, und einer fügte hinzu: „Ich töte 6 mit einer Hand."

Nun stand ich auf und rief ihnen zweimal hintereinander zu: „Poco a poco", was auf deutsch „Sachte, sachte" bedeutet. Sie waren wie versteinert, als sie auf diese Weise erfuhren, daß ich ihre ganze Unterhaltung mit angehört hatte. Ich verließ sie, um meinen Oberst von dem eben Gehörten in Kenntnis zu setzen. Er befahl sofort dem Alcalden, die Stadt zu entwaffnen. Die Einwohner gaben ihre schlechten Waffen her und behielten die guten, was meist in solchen Fällen geschieht.

Nach meinem Quartier zurückgekehrt, fand ich keinen einzigen von meinen Politikern mehr vor, sie waren alle davongelaufen. Auch mein Wirt hatte sich versteckt. Seine aufs äußerste erschrockene Frau hatte in meiner Abwesenheit versucht, meinen Husaren zu besänftigen, und ihm den besten Wein vorgesetzt, während er vorher nur Wasser bekommen hatte. Dieser, der nicht wußte, daß alle die Fürsorge der Angst entsprang, war über die so unver-

hoffte Gunst sehr erstaunt, er empfand sogar ein wenig Eitelkeit, denn ich traf ihn damit beschäftigt, seinen fürchterlichen Schnurrbart mit größerer Sorgfalt als sonst zu drehen.

Die Frau beeilte sich, meinen Säbel zu nehmen, sobald ich ihn abgelegt hatte, und trug ihn mit großem Eifer in das schönste Zimmer, als wenn er in meinem Namen davon Besitz ergreifen sollte. Dann kam sie wieder und bat mich mit zitternder Stimme, ich sollte doch um Himmels willen nicht auf ihren Mann böse sein, er sei ein ehrlicher Mann, ein Mann mit einem guten Herzen, obwohl er mich nicht zum besten empfangen habe. Ich beruhigte sie und sagte, ihr Mann könne aus seinem Versteck wieder hervorkommen, ich würde ihm nichts Böses zufügen, unter der Bedingung, daß er mich von allem unterrichtete, was er über die Pläne der Feinde und über die der Einwohner erführe. Um ihn zu erschrecken, fügte ich hinzu, daß ich ihn hängen lassen würde, wenn er es nicht täte; und legte mich schlafen.

Am nächsten Morgen stand ich sehr früh auf, und als ich die Türe meines Zimmers öffnete, fand ich meinen Wirt davorstehend, der mich erwartete, um mit mir Frieden zu schließen. Noch ehe er ein Wort zu mir gesprochen hatte, präsentierte er mir eine Tasse Schokolade mit Biskuit, die ich mit sehr herablassender Miene annahm, dann sagte ich ihm, daß ich von nun an mein Verhalten ganz nach dem seinen richten werde. Er antwortete mir mit einer tiefen Verbeugung, er und sein ganzes Haus ständen mir zur Verfügung

An diesem Tage, dem 15. März, erfuhren wir, daß die Serraños[24]) am vorhergehenden Tage, eine Stunde nach unserm Abmarsch, in Ronda eingezogen waren und sich zu einem Angriff auf uns in Campillos vorbereiteten.

Am 16. schickte unser Oberst ein aus 100 Husaren und 40 Mann Infanterie bestehendes Detachement ab, um

[24]) Serraño = Bergbewohner

den Feind zu rekognoszieren. An dieser Expedition nahm auch ich teil. Zwei Stunden vor Sonnenaufgang setzten wir uns in Bewegung und stießen auf die Bergbewohner 4 Meilen vor Campillos; wir machten zwei Flintenschußweiten davon entfernt Halt, um ihre Stellung und ihre Zahl zu prüfen. Diese taxierten wir auf ungefähr 4000. Und als wir dann unsere Rekognoszierung beendet hatten, schlugen wir ruhig den Weg wieder ein, den wir gekommen waren.

Als die Serraños uns umkehren sahen, glaubten sie, wir fürchteten uns vor ihnen. Sie stießen daher laute Schreie aus, kamen alle auf einmal und ohne die geringste Ordnung zu beobachten von den Bergen herab und verfolgten uns eine Stunde lang in einer felsigen und unwegsamen Gegend. Frauen, nach der Mode des Landes in hellblauen und roten Kleidern, waren uns in Massen gefolgt und hatten sich auf den Felsen niedergelassen, um von einem sichern und nahen Platz aus das Gefecht zu beobachten, das ihrer Vermutung nach in kurzem beginnen mußte. Sogleich sammelte unser Peloton seine Schützen und begann die Brücke zu überschreiten. Da erhoben sich die Frauen alle miteinander und sangen eine Hymne an die Jungfrau Maria. Das war das Signal zum Angriff. Die hinter den Felsen verborgenen Spanier überschütteten uns sogleich mit einem Regen von Kugeln aller Tragweiten, aber wir setzten unsern Marsch über die Brücke unter dem Feuer des Feindes fort, ohne darauf zu antworten. Da sich jedoch unser Peloton der Nachhut zu sehr bedrängt sah, machte er eine Wendung, und die Husaren der ersten Linie richteten ein gut unterhaltenes Karabinerfeuer auf die zunächst befindlichen Serraños. Sie töteten zwei, was die Kühnheit der Menge ein wenig abschwächte.

Am andern Tage fand ein Detachement von 50 Husaren die Serraños auf der andern Seite der Holzbrücke gelagert, oberhalb des Dorfes Teba. Unsere Absicht war, sie in die Ebene bei Campillos zu locken, um sie nieder-

zusäbeln. Denn da die Insurgenten größtenteils nur mit Jagdflinten bewaffnet waren, hatten sie in den Bergen, wo wir sie mit unsern Pferden nur sehr schwer verfolgen konnten, immer große Vorteile vor uns voraus. In der Ebene hingegen gestattete ihnen ihre ungeregelte Art zu kämpfen nicht, den Stoß unserer Kavallerie auszuhalten, so gering sie auch an Zahl war.

Gegen zehn Uhr morgens sah ich meinen Wirt in großer Eile herbeikommen. Auf seinen Lippen spielte ein glückliches Lächeln, und er rieb sich vergebens die Augen, um eine Träne hervorzubringen. Er sagte mir, alles sei für uns verloren, unsere Posten seien zurückgeworfen worden, 1500 Bergbewohner kämen wutschnaubend in die Ebene herab, um uns einzuschließen, während die aufständischen Bewohner uns im Zentrum der Stadt angriffen. Und er schloß mich eng in seine Arme, als hätte er Mitleid mit dem Schicksal, das mir bevorstand.

Und in der Tat, im selben Augenblick hießen sich Flintenschüsse, verworrene Rufe, Trompetentöne und Trommelwirbel hören. Von allen Seiten lief man zu den Waffen. Ich bestieg sofort mein Pferd und sammelte mein Detachement. In demselben Augenblick kam der Oberst herangesprengt und befahl mir, die zurückgeworfenen Posten zu unterstützen. Wir machten in der Ebene einen Angriff, der auch glückte; 40 unserer Husaren säbelten einige 100 Insurgenten nieder. Diejenigen, welche die umliegenden Höhen besetzt hielten, ergriffen in der höchsten Bestürzung die Flucht. Darauf zogen wir uns zurück, und die Ebene, die noch kurz zuvor von dem Geschrei einer Bande Schützen widerhallte, lag schweigend mit den Feinden übersät da, welche die Todesschel dahingemäht hatte.

Während wir aufgesessen waren, um die Feinde zurückzuwerfen, hatten die Einwohner, die überzeugt waren, daß wir alle vernichtet seien, unsere verspäteten Soldaten in den Straßen ermordet. Unsere Husaren fielen daher bei der Rückkehr ins Dorf über alle bewaffneten Einwohner her, und man konnte nur mit Mühe die Plünderer aufhalten.

Am 19. März kam der General Peremont aus Malaga, um sich mit drei Bataillonen Infanterie, einem polnischen Regiment Lanciers und zwei Kanonen mit uns zu vereinigen. Wir erhielten die uns fehlende Munition, und am 20. um sechs Uhr in der Frühe brachen wir alle miteinander auf, um von Ronda Besitz zu ergreifen.

Der Oberst ließ sein Regiment am Fuße des Berges, auf dessen Gipfel Teba gelegen ist, und stieg, gefolgt von nur 50 Husaren, ins Dorf hinauf. Die von unserm Nahen unterrichteten Einwohner hatten sich alle mit ihren kostbarsten Sachen in die Felsen geflüchtet; hier und da verlorene Kleidungsstücke deuteten auf eine plötzliche Flucht.

Fast zwei Stunden brachten wir im Dorfe zu, ohne ein einziges menschliches Wesen zu entdecken, das man zu den Einwohnern hätte schicken können, um sie zu beruhigen und ihnen sagen zu lassen, daß wir nichts Böses mit ihnen bezweckten und ihnen verziehen, wenn sie dem König Joseph eine Kontribution zahlten. Wir wollten uns in ihnen keine unversöhnlichen Feinde schaffen und sie durch eine harte Strafe zur Verzweiflung treiben, durften aber ihre Erhebung nicht ganz ungestraft lassen. Wir schlugen folgenden Ausweg ein, um sie aus ihren Verstecken herbeizulocken. Die Husaren verbrannten feuchtes Stroh in den Öfen einiger Häuser; dadurch entstand ein dicker Rauch, der durch den Wind in die Berge getrieben wurde und die Einwohner überzeugte, daß wir ihr Dorf anzündeten. Sie beeilten sich, uns eine Deputation zu schicken, und bald sahen wir den Alcalden kommen, gefolgt von 4 der reichsten Grundbesitzer des Dorfes. Er trug einen roten Mantel und einen betreßten Frack. Ohne Zweifel hatte er sich mit allen Abzeichen seiner Würde herausstaffiert, weil er glaubte, sich auf diesem Gang zu den Franzosen dem Tode zur Rettung seines Dorfes zu weihen. Der Alcalde versprach, die Einwohner wurden die ihnen auferlegte Kontribution zahlen.

Am 21. setzten wir uns mit Tagesanbruch in Bewegung, um nach Ronda zu marschieren, wo wir ohne Widerstand einzogen. Die Insurgenten verließen bei unserer Ankunft eiligst die Stadt und warfen ihre Flinten und Mäntel in die Straßen, um das Gebirge auf Seitenwegen zu erreichen. Die Nachzügler wurden von den Husaren unserer Vorhut niedergesäbelt.

Wir wurden in Ronda von einem Teil der Einwohner wie Befreier empfangen. Die Parteigänger hatten nämlich während unserer Abwesenheit auf dem großen Platze einen Galgen errichtet, um die Bürger der Stadt zu bestrafen, welche die Franzosen begünstigt hatten. Und wenn wir nur einen Tag später angekommen wären, hätten mehrere den Tod erlitten; auf diese Weise befriedigte man persönlichen Haß unter dem Vorwande öffentlicher Bestrafung.

Die Bergbewohner waren an demselben Tage, an dem wir Ronda verließen, in die Stadt mit großem Geschrei eingezogen und hatten vor Freude darüber ihre Flinten in den Straßen abgeschossen. Alle Einwohner aus einem Dorfe kamen zusammen an, marschierten ohne die geringste Ordnung, gefolgt von ihren Frauen, die sich, wie ich schon bemerkt habe, von den Männern nur durch die Kleidung, durch ihre hohere Gestalt und durch etwas mehr Rauheit unterschieden. Sie behaupteten, ihre Männer hätten Ronda von den Franzosen erobert, und alles, was in der Stadt wäre, gehörte Ihnen. Alles, was sie in den Häusern fanden, luden sie auf Esel, und die Damen hörten nicht früher auf zu plündern, als bis ihre Tiere unter der Last der Beute fast zusammenbrachen. Mehrere Schmuggler stahlen die Pferde und den Mantelsack eines englischen Leutnants, ohne daß dieser die Schuldigen bestrafen lassen konnte. Die Gefängnisse wurden gesprengt, und die Gefangenen rächten sich im selben Moment ihrer Befreiung an ihren Richtern und Anklägern. Schuldner erzwangen mit Gewalt von ihren Gläubigern Quittungen und verbrannten alle Papiere der Staatskanzlei, um die Akten

der Hypotheken zu vernichten, welche die Einwohner auf den Besitzungen der Bergbewohner stehen hatten.

Der Oberbefehlshaber der Serraños hatte Ronda nicht früher erreichen können als 6 Stunden nach unserm Abmarsch. Er versuchte zuerst mit Hilfe seiner sogenannten geregelten Truppen eine Art Ordnung in die Stadt zu bringen, da ihm das aber nicht gelingen wollte, griff er zu folgender List. Durch den öffentlichen Ausrufer ließ er verkünden, daß die Franzosen kämen, und im Handumdrehen waren die Bergbewohner gesammelt, und die Einwohner der Stadt hatten Zeit, sich in ihren Häusern zu verbarrikadieren.

Der General Peremont war mit seiner Brigade nach Ronda gekommen, um eine Expedition bis ins Innere des Hochgebirges zu machen, mußte indes, ohne etwas unternommen zu haben, wieder nach Malaga zurückkehren. Er erfuhr nämlich, daß diese Stadt während seiner Abwesenheit von andern Insurgentenbanden angegriffen worden war, und unsere Husaren blieben wiederum in Ronda mit 200 braven polnischen Infanteristen, die man uns an Stelle des Gardebataillons des Königs Joseph gab.

Die Insurgenten hatten ihr Lager auf den Gipfeln des nahen Gebirges aufgeschlagen und beobachteten Tag und Nacht, was in der Stadt vorging. Sie verbrachten ganze Tage damit, unsere Vorposten zu beunruhigen, aber sobald wir gegen sie marschierten, zogen sie sich zurück, um bald darauf wieder zum Vorschein zu kommen. Wenn die Serraños sich zum Angriff vorbereiteten, stießen sie laute Schreie aus, um sich zum Kampfe zu ermuntern, und schossen lange Zeit auf uns, bevor nur eine Kugel uns erreichen konnte ... Der liebste Zeitvertreib der Arbeiter der Stadt war, sich hinter die Felsen zwischen die Olivenbäume zu stellen und ganz gelassen auf unsere Schildwachen zu schießen, indem sie dazu ihre Zigarren rauchten. Am Morgen zogen sie mit Handwerkszeug beladen aus der Stadt, als wenn sie an ihre Arbeit gingen; ihre Flinten hatten sie hinter den Felsen oder in Bauerngehöften

verborgen, und am Abend kamen sie ohne Waffen zurück, um in unserer Mitte zu ruhen. Wir konnten keine zu strengen Untersuchungen vornehmen, aber wenn man den Befehl des Marschalls Soult gegen die Insurgenten hätte ausführen wollen, so hätte man die ganze Bevölkerung des Landes zum Tode verurteilen müssen. Obwohl die aufständischen Spanier schnell dabei waren, die französischen Gefangenen lebendig zu verbrennen, waren unsere Soldaten nur sehr selten gegen die Spanier unerbittlich, die sie mit den Waffen in der Hand erwischten.

Die Detachements, die Ronda verließen, um irgendwelche Expeditionen oder Rekognoszierungen zu machen, waren von dem Augenblick ihres Abmarsches bis zu ihrer Rückkehr von einer dichten Wolke von Schützen umgeben, und jede Zufuhr von Lebensmitteln, die wir von außerhalb holten, kostete uns das Leben einiger Männer. Unsere Reiter waren auf diesen Expeditionen nicht immer stark genug, um die Feinde zurückzuwerfen, und wir suchten daher ihre Wachsamkeit zu täuschen, indem wir lange Umwege machten, um die gefährlichen Defileen zu vermeiden; oft aber mußten wir uns mitten durch die Insurgenten hindurch, die fortwährend die Stadt umgaben, einen Weg bahnen.

Am 1. Mai nahm ich an einem Detachement von vierzig Husaren teil, das von einem Rittmeister befehligt wurde. Wir sollten klares Stroh vier Meilen von Ronda in den Bauernhöfen holen, die sich in der Nähe des Dorfes Setenil befinden. Einige hundert Bauern und Maultiertreiber, welche die Esel und Maultiere trieben, waren mit uns. Wir hatten uns morgens um fünf Uhr auf den Weg gemacht, und der Rittmeister und ich marschierten an der Spitze der Truppe. Als wir eine halbe Meile von der Stadt entfernt an einem gefährlichen Defilee vorbeikamen, sagten wir uns beide sehr erstaunt, die Feinde müssen sehr schlecht unterrichtet sein, daß sie noch keinen Hinterhalt an diesen Ort gelegt haben, sie könnten uns viel Übles zufügen, ohne selbst das geringste zu riskieren. Da sah

ich in der Entfernung, zuerst in Staub gehüllt, dann aber immer deutlicher, rechts von uns 4 oder 5 bewaffnete Männer, die sich im Tale nach dem Dorfe Ariate zu bewegten. Ich teilte dem Rittmeister sofort mit, daß ich Feinde sähe und sie an ihrer ungeordneten Art zu marschieren erkannte.

Ein Unteroffizier behauptete, die Männer, welche man im Tale unterscheide, seien Maultiertreiber, die nach Ossuña zurückkehrten und am vorhergehenden Tag unter Eskorte von 200 Mann Infanterie Biskuit und Kartuschen nach Ronda gebracht hätten. Ich hingegen verharrte auf meiner Ansicht, daß die, welche ich sah, Feinde seien, und fügte hinzu, daß ich, wenn ich der Chef der Abteilung wäre, direkt auf sie losmarschieren würde, um sie, während sie sich noch in der Ebene befänden, anzugreifen; denn wenn wir zurückgeworfen würden, so wäre unser Rückzug gesichert, während wir so unsern Marsch nicht fortsetzen könnten, ohne uns der Gefahr auszusetzen, auf unserm Rückzug in einem Defilee angegriffen zu werden, was für die Kavallerie sehr ungünstig sei. Aber der Rittmeister war nicht meiner Ansicht; wir setzten unsern Weg fort und gelangten bald in die Nähe des Dorfes Setenil.

Als wir mit Fouragieren fertig waren, schlugen wir wieder denselben Weg ein, den wir gekommen waren. Wir ließen die Maultiere vor uns zwischen einer Vorhut von zwölf Husaren und dem Gros des Detachements hergehen, an dessen Spitze der Kapitän und ich marschierten. Auf zwei Flintenschußweiten an dem Defilee angekommen, das wir am meisten fürchteten, bemerkte ich einen Bauer, der mit einer großen Axt Zweige von einem Olivenbaume abschlug. Ich ritt meiner Abteilung voraus und näherte mich dem Bauer, um ihn zu fragen, ob er keine Serranos gesehen habe. Wie ich nachher erfuhr, war er selber einer und schnitt die Zweige, um una den Weg im Defilee zu versperren. Er antwortete mir, daß seine Arbeit ihm nicht gestattete, sich mit dem zu beschäftigen, was um ihn her vorgehe. Auch der Rittmeister hatte in

demselben Augenblick einen 5 bis 6jährigen Jungen gefragt, der ihm mit zitternder und leiser Stimme geantwortet hatte, als fürchte er, gehört zu werden. Bald sahen wir unsere Vorhut und die Spitze des Zugs der Maultiere am andern Ende des Defilees herauskommen und den gegenüberliegenden Berg ersteigen. Wir hatten nur noch einen engen schlüpfrigen Weg zurückzulegen, wo man im Gänsemarsch gehen mußte. Er war 4—500 Schritte lang und von sehr dichten Gartenhecken umgeben. Der Rittmeister, an dessen Seite ich marschierte, sagte mir wie am Morgen, wir könnten uns glücklich schätzen, daß der Feind uns in diesem Defilee nicht aufgelauert hätte. Aber kaum hatte er diese Worte beendet, als vier oder fünf Schüsse hinter den Hecken abgegeben wurden. Sie töteten die drei letzten Maultiere des Zugs und das Pferd des Trompeters, der vor uns ritt. Unsere Pferde machten sofort Halt.

Der Rittmeister mußte zuerst vorüber, aber das Pferd, das er ritt, hatte einem Offizier gehört, der einige Tage vorher bei einer ähnlichen Gelegenheit getötet worden war, und das Tier zögerte. Als ich das sah, gab ich dem meinigen die Sporen und überholte den Rittmeister. Mein Pferd sprang über das des Trompeters, sowie über die Maultiere, die mit ihrer Last dalagen, und ich ritt allein durch das Defilee. Die hinter den Hecken verborgenen Serraños glaubten, mein Detachement folge mir in unmittelbarer Nähe und feuerten ihre ganze Ladung auf einmal auf mich ab. Ich wurde indes nur von zwei Kugeln getroffen, wovon ich die eine in den Schenkel, die andere in den Oberkörper erhielt.

Einige Augenblicke später folgte mir der Rittmeister, kam heil und ganz auf der andern Seite des Defilees an, und von der ganzen Abteilung wurden nur die letzten vier Husaren getötet, weil die Feinde einiger Minuten bedurften, um ihre Flinten wieder zu laden, um noch ein zweites Mal Feuer zu geben. Dem Unteroffizier, der am Ende des Detachements ritt, ward sein Pferd getötet, er selbst aber stellte sich, als wenn er tot wäre, schlüpfte dann in

das Gebüsch und kehrte um Mitternacht nach Ronda zurück, ohne verwundet worden zu sein.

Als wir auf der andern Seite des Defilees unser Detachement wieder gesammelt und geordnet hatten, sagte ich meinem Obersten, daß ich verwundet sei, meine Kräfte sich erschöpfen fühle und auf einem sehr abschüssigen, aber äußerst kurzen Wege nach Ronda zurückkehren wolle. Er riet mir jedoch, bei dem Detachement zu bleiben, das einen Umweg von einer halben Meile im Tale machen sollte, um sich nicht unnützerweise einem zweiten Angriff auszusetzen. Allein ich fühlte, daß ich einen so langen Marsch nicht aushalten würde, und betrat den abschüssigen Seitenweg in Begleitung eines Husaren, der mein Pferd am Zügel führte. Da ich sehr viel Blut verlor, war ich gezwungen, alle meine Kräfte zusammenzunehmen, um nicht ohnmächtig zu werden. Denn wenn ich vom Pferde gefallen wäre, so hätte man mich gewiß erstochen. Ich hielt mich mit den Händen am Sattelknauf fest und machte vergebliche Versuche, mein Pferd zu einer schnelleren Gangart zu veranlassen, denn ich hatte nur ein Bein, das ich gebrauchen konnte. Das arme Tier konnte nicht schneller und strauchelte bei jedem Schritt: es war ebenfalls von einer Kugel getroffen.

Eine Viertelmeile vor der Stadt konnte mein Pferd kaum noch vorwärts. Der Husar ritt im Galopp davon, um den Posten zu benachrichtigen, der auf dem Berge stand, und ich tat noch ein paar Schritte allein vorwärts. Vor meinen Augen flimmerte es, und kaum hörte ich noch die Schüsse, welche die Bauern in dem nahen Wald von weitem auf mich abgaben. Endlich kamen mir Soldaten zu Hilfe und trugen mich in der Decke meines Pferdes nach meinem Quartier.

Meine Wirtsleute kamen mir entgegen und wollten nicht leiden, daß man mich ins Militärkrankenhaus brächte, wo gerade eine Epidemie herrschte. Dort hätte ich wahrscheinlich, wie viele andere, den Tod anstatt Heilung gefunden. Meine Wirte hatten mich bis dahin mit kalter,

zurückhaltender Höflichkeit behandelt, da sie in mir einen der Feinde ihres Landes sahen. Aus Rücksicht für dieses patriotische Gefühl war ich gleichfalls gegen sie wenig mitteilsam gewesen. Als ich aber verwundet war, bewiesen sie mir das lebhafteste Interesse und behandelten mich mit jener Großmut und Barmherzigkeit, die den spanischen Charakter so sehr auszeichnet. Sie sagten mir, daß sie mich, seitdem ich ihrem Lande keinen Schaden mehr zufügen könnte, als zur Familie gehörig betrachteten, und ohne sich auch nur einen Augenblick während meiner 50tägigen Krankheit gehen zu lassen, verschwendeten sie wirklich an mich alle nur mögliche Sorgfalt.

Am 4. Mai kamen die Insurgenten zu früher Stunde, um Ronda mit größeren Kräften als je anzugreifen. Die Kugeln sausten so nahe an dem Fenster vorbei, an dem mein Bett stand, daß man gezwungen war, mein Bett in das Zimmer nebenan zu schieben. Bald kamen der Hausherr und seine Frau, um mir mit erzwungener Ruhe zu verkünden, daß die Insurgenten schon am Ende unserer Straße seien und immer mehr Terrain auf unserer Seite gewännen. Die alte Stadt werde wohl bald mit Sturm genommen werden. Sie wollten alle Vorsichtsmaßregeln ergreifen, um mich vor der Wut der Serraños bis zur Ankunft des Generals Lerrano Valdenebro, ihres Verwandten, zu schützen. Hastig versteckten sie darauf meine Waffen, meine Uniformen und alles, was die Aufmerksamkeit der Feinde auf sich hätte ziehen können. Dann transportierten sie mich mit Hilfe ihrer Dienstboten in ein oberes Stockwerk des Hauses hinter eine kleine der Jungfrau Maria geweihte Kapelle, denn sie betrachteten diesen heiligen Ort als ein unverletzliches Asyl. Meine Wirtsleute holten noch schnell zwei Geistliche, die sich an die Haustür stellten, um den Eingang zu verteidigen und mich, wenn es nötig sein sollte, durch ihre Gegenwart zu schützen.

Eine alte Dame, die Mutter der Hausherrin, blieb mit mir allein und betete. Je nachdem die Rufe der Kämpfenden und das Geknatter der Feuerwaffen verkündeten,

daß die Gefahr sich vermehrte oder verringerte, drehte sie die Perlen ihres Rosenkranzes schneller oder langsamer herum. Gegen Mittag entfernte sich das Feuern allmählich und bald hörte es ganz auf. Der Feind wurde auf allen Punkten zurückgeschlagen, und meine Kameraden kamen, mir das Gefecht zu erzählen.

Einige Tage darauf erhielt das 2. Husarenregiment den Befehl, sich nach Santa Maria zu begeben; es wurde durch das 43. Linienregiment ersetzt, und ich blieb als einziger von meinem Korps in Ronda zurück. Ich kannte keinen der Offiziere der neuen Garnison und erhielt seitdem keine andern französischen Besuche als den eines Oberfeldwebels der Infanterie, der von Zeit zu Zeit zu meinen Wirtsleuten kam, um sich zu erkundigen, ob ich noch nicht gestorben oder abgereist sei, er wartete nämlich ungeduldig auf mein Quartier.

Nach der Abreise meiner Kameraden verdoppelten meine Wirtsleute ihre Fürsorge und Aufmerksamkeit noch für mich. Sie brachten mehrere Stunden des Tages in meinem Zimmer zu, und als ich meiner Genesung entgegenging, luden sie jeden Abend einige ihrer Nachbarn ein, die an meinem Bett plauderten oder auch Musik machten, um mich ein wenig zu zerstreuen; sie sangen nationale Lieder und begleiteten sich dazu auf der Gitarre.

Am 18. Juni stand ich zum ersten Male auf und war genötigt, die traurige Kunst, an Krücken zu gehen, zu erlernen, denn ich konnte das eine Bein nicht mehr gebrauchen. Mein erster Weg war zu dem Pferd, das mit mir verwundet worden war, aber es erkannte mich nicht gleich, und daran merkte ich, wie sehr ich mich verändert haben mußte. Ich verließ Ronda am 22. auf einem Munitionswagen, der unter starker Eskorte Kartuschen aus Osuña holte. Ich trennte mich von meinen Wirtsleuten mit demselben Bedauern, das man empfindet, wenn man zum erstenmal das Elternhaus verläßt.

Von Osuña ging ich nach Ecija und von da nach Cordoba. Zwei bis dreihundert Mann starke Truppen von

spanischen Parteigängern durchzogen das Land in allen Richtungen. Wenn sie verfolgt wurden, zogen sie sich in die Gebirge zurück, die Andalusien von La Mancha und Estremadura trennen, oder auch in die Berge an den Küsten. Diese Parteigänger, Guerillas genannt, dienten dazu, die im Lande herrschende Gärung zu unterhalten, und sie sicherten die Verbindungen zwischen Cadiz und dem Innern Spaniens. Man machte das Volk glauben, der Marquis La Romana habe die Franzosen unterhalb Trujillo geschlagen, oder besser, die aus Gibraltar gekommenen Engländer hatten sie in der Nähe des Meeres vollkommen vernichtet. Diese geschickt ausgestreuten Gerüchte, so unwahrscheinlich sie auch waren, wurden stets mit großer Begeisterung aufgenommen.

Nachdem ich Andalusien hinter mir hatte, durchreiste ich La Mancha, wo ich genötigt war, mich mehrere Tage auf jeder Station aufzuhalten, um die Rückkehr der Eskorten abzuwarten, die regelmäßig Munition zur Belagerung nach Cadiz brachten. Die Kommandanten des Postverkehrs konnten nur für den notwendigsten Dienst der Armee Eskorten hergeben, denn sie verloren oft, um nur einen einzigen Kurier einige Meilen weit zu begleiten, mehrere Soldaten.

Dem König Joseph war es nicht möglich, regelmäßige Steuern zu erheben; vergebens schickte er im ganzen Lande fliegende Korps umher — die Einwohner retteten sich in die Berge oder verteidigten sich wohl auch in ihren Wohnorten. Die Soldaten plünderten die Dörfer, aber die Kontributionen wurden nicht eingezogen. Manchmal zwar bezahlten die Friedlicheren für alle, doch wurden sie nachher sehr hart von den Anführern bestraft, weil sie bei der Ankunft der Franzosen nicht geflohen waren. Durch derartige Gewalttätigkeiten waren die Bewohner von La Mancha und der umliegenden Provinzen aufgereizt, und die Zahl unserer Feinde wuchs von Tag zu Tag. Auch Neucastilien, das ich auf meiner Reise berührte, war nicht ruhiger als die Provinz La Mancha. Beinahe wäre

es den Parteigängern gelungen, den König Joseph in einem seiner Landhäuser bei Madrid gefangen zu nehmen, und oft entführten sie an den Toren und in den Straßen Madrids die Franzosen.

Ich selbst blieb in Madrid ungefähr einen Monat, da ich auf Reisegelegenheit warten mußte. Wenn man von Bayonne kam, war es leicht, in die Hauptstadt zu gelangen, weil man immer unter Eskorte der zahlreichen Detachements reiste, die zur Verstärkung der Armeen geschickt wurden; um aber die Erlaubnis zu erhalten, nach Frankreich zurückzukehren, mußte man ein Krüppel sein. Die Gesundheitsräte hatten die strengsten Befehle erhalten, und man gewährte nur den verwundeten Offizieren und Soldaten Urlaub, die keine Hoffnung mehr auf Heilung hatten. Zu denen, die nach Frankreich zurückgeschickt wurden, gehörte auch ich, und ich war sehr froh, um welchen Preis es auch sein mochte, einen Krieg verlassen zu können, der ungerecht und ruhmlos war und in dem ich im Innern meines Herzens unaufhörlich das Schlechte fühlte, das mein Arm zu tun gezwungen war.

Ich verließ Madrid mit einer ungeheuren Karawane von außer Dienst gestellten Offizieren, die, nur von einer Eskorte von 75 Infanteriesoldaten begleitet, nach Frankreich gingen. Wir bildeten ein Peloton Offiziere, der von dem ältesten Verwundeten befehligt wurde, um wenigstens bewaffnet zu sterben, wenn man uns angriff; denn wir waren außerstande uns zu verteidigen. Viele von uns waren gezwungen, sich auf ihren Pferden festzuschnallen, um sich darauf zu halten.

In unserm Zuge befanden sich auch zwei Wahnsinnige. Der eine war ein Husarenoffizier, der den Verstand infolge schwerer Kopfwunden verloren hatte. Er ging zu Fuß, weil man ihm sein Pferd und seine Waffen genommen hatte, da man befürchtete, er werde entfliehen und Schaden anrichten. Aber trotz seines Irrsinns hatte er die Würde seines Grades und den Namen seines Regiments noch nicht vergessen. Eines Tages wurde unser Zug

während des Marsches angegriffen. Es gelang dem Irrsinnigen, seine Wächter zu täuschen, er fand seine alte Kühnheit wieder und stürzte sich, mit einem einfachen Stock bewaffnet, den er das magische Zepter des Königs von Marokko, seines Vorgängers, nannte, auf den Feind.

Der andere unserer Irrsinnigen war ein alter flämischer Musiker der leichten Infanterie, in dessen Gehirn der heiße spanische Wein für den Rest seiner Tage eine unverwüstliche Fröhlichkeit zurückgelassen hatte. Er hatte seine Klarinette gegen eine Violine eingetauscht, die er seit seiner Kindheit spielen konnte, und nun marschierte er in der Mitte unseres traurigen Zugs, unaufhörlich spielend und tanzend.

Niemals trafen wir auf unserm langen, schweigsamen Marsch einen vereinzelten Wanderer, nur alle zwei bis drei Tage begegneten wir Munitionszügen oder einigen Eskorten, die mit uns unter den Trümmern der verlassenen Häuser übernachteten, deren Fenster und Türen herausgenommen waren, um der französischen Armee als Feuerholz zu dienen.

Je näher wir Frankreich kamen, desto mehr liefen wir Gefahr, von den Parteigängern gefangen genommen zu werden. Auf jeder Station fanden wir daher Detachements, die aus verschiedenen Gegenden der Halbinsel gekommen waren, um mit uns zu marschieren. Bataillone, ganze bis auf einige Mann reduzierte Regimenter trugen niedergeschlagen ihre Adler und Fahnen, um sich in Frankreich, in Italien, in der Schweiz, in Deutschland und in Polen zu rekrutieren. Unser Zug verließ Spanien Ende Juli, 20 Tage nachdem die Festung Cuidad Rodrigo in Salamanca in die Hände der Franzosen gefallen war

3.

Kriegszüge in Portugal und Spanien

von

Moyle Sherer



Vorwort

Der Verfasser dieser „Erinnerungen aus Spanien" gehört sowohl dem Soldaten- als dem Schriftstellerstande an, denn er veröffentlichte außer den verschiedenen Memoiren seiner Feldzüge und Reisen auch mehrere Romane und eine Biographie Wellingtons.

Moyle Sherer ist 1789 als der jüngste Sohn Joseph Sherers in Southampton in England geboren. Er verließ mit 19 Jahren das Winchester College und trat in das 34. Regiment, jetzt Border-Regiment, ein. Kurz darauf, im Jahre 1809, wurde sein Armeekorps nach Portugal beordert und in den spanisch-französischen Krieg verwickelt. Als junger Leutnant nahm Sherer an den Gefechten von Albuera, Arroyo los Molinos und Vitoria teil. Im Sommer 1813, als Soult bemüht war, die Engländer zu zwingen, die pyrenäische Halbinsel zu verlassen, ward Sherer im Mayapaß gefangen genommen und nach Frankreich gebracht, wo er zwei Jahre hauptsächlich in Bayonne lebte. Seit dieser Zeit war seine Gesundheit erschüttert, und er erlangte sie nie vollständig wieder. Trotzdem war er bis 1836 in der englischen Armee aktiver Offizier, um sich dann vollständig vom militärischen Leben zurückzuziehen und als Privatmann und Schriftsteller auf der Claverton Farm bei Bath zu leben. Dort ist er denn auch hochbetagt im Winter 1869 gestorben.

Sherer ist sozusagen der Tonangeber für die Militärmemoiren in England gewesen, die vor ihm sehr selten

waren, nach ihm aber stark in Mode kamen. Er verfügt über großes Talent, Eindrücke, Volkscharaktere und -gewohnheiten zu schildern, und weiß uns sein bewegtes Leben im Felde anziehend zu erzählen. Als weitgereister Mann — er sah später Indien, Ägypten, Italien — versteht er es, Menschen und Ereignisse mit scharfem Blicke zu erfassen, und keine Szene, mag sie für den gewöhnlichen Menschen auch noch so unbedeutend sein, entgeht seinem geübten Schriftstellerblick. Seine Beobachtungen über die Eigenheiten der Portugiesen und Spanier, die er gründlich studiert zu haben scheint, sind von großem Interesse, und die von ihm erstrebte Unparteilichkeit berührt angenehm, obwohl sie ihm nicht immer vollständig glückt.

Ich hoffe mit dem vorliegenden Auszug eine gute Wahl getroffen zu haben, um dem Leser von den Verhältnissen auf der spanischen Halbinsel — durch die Brille eines Engländers, eines Freundes des unterjochten Volkes gesehen — ein genügendes Bild zu geben. Das diesem Auszug zugrunde liegende Originalwerk „Recollections of the Peninsula" erschien zum ersten Male in London 1823 und erlebte viele Auflagen. Übersetzt wurde es ins Deutsche zuerst 1832.

F. M. K.



1. Kapitel

Ankunft der englischen Truppen in Lissabon. Land und Leute in Portugal. Marsch der Engländer nach Spanien

Es war in der ersten Woche des Junis im Jahre 1809, als ich mich in Portsmouth einschiffte, um mich meinem Regiment, das bereits nach Portugal abgesegelt war, anzuschließen. Am zehnten Morgen nach meiner Abreise aus England fuhr das Schiff, das mich trug, von einem günstigen Winde getrieben, unter dem Felsen von Lissabon hin und ankerte nach wenigen Stunden im Hafen, dem Schlosse Belem gegenüber, ungefähr eine halbe Stunde von der Küste entfernt.

Bald sammelten sich Boote vom Ufer um unser Schiff, und ich lehnte mich über seinen Rand, um zum ersten Male auf Eingeborene von Portugal zu blicken. Die schwarzbraune Gesichtsfarbe, der nackte, stämmige Hals, das ausdrucksvolle Auge, die weißen Zähne, verbunden mit ihrem lebhaften Wesen, all das überraschte den Engländer sehr, auch ihre Kleidung ist ihm ganz neu, und, wie mir scheint, sehr malerisch. Kurze Pumphosen von weißer Leinwand, eine rote Schärpe und die nackten Beine und Arme bezeichnen den auffallenden Unterschied zwischen den Bootsleuten des Tajo und den Schiffern an der Temse.

Die britischen Truppen in Lissabon hatten sich zu dieser Zeit alle im Prinzenparke, einer großen, sorgfältig

gepflegten Anlage oberhalb der Vorstadt Belem, gelagert.

In einem alten, verfallenen Hause, dem einzigen Gebäude in oder bei dem Lager, hielt die Tischgesellschaft meines Regiments noch ihre fröhlichen Sitzungen, und hier genossen wir, um einen kunstlos aus Fässern und Brettern errichteten Tisch, auf Mantelsäcken, Steinen und Tornistern gelagert, den Abend weit mehr, als es oft an einer besser versorgten Tafel und in dem bequemsten Speisezimmer der Fall gewesen war. Die Unterhaltung drehte sich nicht mehr auf dieselbe träge und einförmige Weise um Schilderungen törichter Verschwendung und ermüdender Vergnügungen — die Würde unseres Berufes, die natürlich bei solchen Schilderungen verdunkelt wird, stieg wieder im Glanze ihrer schönsten und stolzesten Farben vor uns auf. Neue Aussichten und frische Hoffnungen gaben dem Gespräch, das durch trefflichen Wein gewürzt wurde, eine Lebhaftigkeit und einen Reiz, bei denen die Zeit schnell verstrich, und es war Mitternacht, als ich mein Zelt betrat. Hier lud mich ein Lager von frisch gesammeltem Heidekraut, worauf mein Tornister als Kopfkissen und ein leinenes Tuch als Decke lag, zum Schlafe ein; ich war jedoch viel zu glücklich, um schlafen zu können.

Die Nacht war heiß, ich öffnete den Vorhang meines Zeltes, zog alle Wände desselben auf, warf mich auf mein Heidebett und überließ mich wachenden Träumen...

Um vier Uhr früh erfrischte ich mich durch langsames Ankleiden in der freien Luft, und um fünf Uhr stand das Heer unter Waffen, um vom General Catlin Crawford gemustert zu werden.

1070 Bajonette, Männer von schöner, kräftiger Gestalt, sammelten sich unter unseren Fahnen. Mein Regiment hat nie sehr im Felde gelitten, obgleich es an rühmlichen Gefahren ehrenvollen Anteil genommen hat. Aber ach, wie viele unterlagen Krankheiten, Strapazen und dem Schwerte, wie wenige von diesen Männern sind

jetzt noch am Leben! Wir bekamen jährlich neue Leute zur Ergänzung; auch sie sind größtenteils verschwunden.

Als unsere Musterung vorüber war, machte ich mich mit einigen Begleitern auf, um einen Tag in Lissabon zuzubringen. Von der Brücke von Alcantara führte una eine ununterbrochene Straße durch die Vorstädte in die Stadt.

Alle Dinge, die mich umgaben, waren mir so neu, daß es mir unmöglich ist, den eigentümlichen, aber angenehmen Eindruck zu schildern, den sie auf mich machten. Unter einem Volke umherzugehen, das an Gesichtsbildung, an Farbe und Kleidung so sehr von den Einwohnern Englands abstach, immer den Klang einer Sprache zu hören, die ich nicht verstand, und zu sehen, mit welch ehrfurchtsvoller Neugier man mich, als einen britischen Offizier betrachtete, obgleich ich nur ein jugendlicher Fremdling war: all dies war mir zugleich neu und ergötzlich. Die malerische Kleidung der gemeinen Landleute, die langen Reihen beladener Maultiere, die Kabriolette, die von Ochsen gezogenen Karren, roh und altertümlich in ihrer Bauart, wie man sie auf den Titelkupfern in den ältesten Ausgaben von Vergils Georgica sieht, die Wasserträger, die Limonadenverkäufer und vor allem die Mönche und Klosterbrüder in der Kleidung ihrer Orden, die Bauart der Häuser, die schönen Eingänge, die zierlichen Balkone, die seltenen und schönen Gewächse, die in ihnen aufgestellt sind — alles bildete um mich her ein Gemälde, das trotz seiner Wirklichkeit eine Theatertäuschung zu sein schien. Auf dem kleinen San-Paulo-Platze machten wir Halt und frühstückten in einem hellen, freundlichen Zimmer, das auf den Strand hinausging. Hier hatte ich, meinen Kaffee schlürfend, die Aussicht auf den schönen Hafen, der mit Fahrzeugen angefüllt war, während viele Piloten und Fischerbarken mit ihren schönen, dreieckigen Segeln auf und nieder fuhren und in der Nähe des Ufers Hunderte

von schmalen, netten Booten, mit weißen oder gemalten Schirmdächern, Reisende von einer Gasse zur andern zu den entferntern Vorstädten Alcantara und Belem brachten. Das ganze Gemälde ward von einer Sonne erhellt, wie man sie nur in einem südlichen Klima sieht, ihr Licht war so glänzend, daß es alles, worauf es fiel, zu beleben schien. Unmittelbar unter dem Fenster unseres Kaffeehauses verrichteten einige Mauren, deren es in Lissabon viele gibt, ihre in Erstaunen setzende Arbeit als Lastträger. Ihre herkulischen Gestalten, ihre kleinen Turbane und auffallenden Züge und ihre wundersame Kraftäußerung im Heben und Tragen ungeheurer Lasten boten uns ein neues, ungewohntes Schauspiel dar.

Obgleich wir täglich einen Marschbefehl erwarteten, blieb unser Regiment doch fast einen Monat in diesem Lager. Unter Wanderungen nach Lissabon und Belem und täglichen Streifereien in der Nachbarschaft verlebte ich diesen Zeitraum sehr angenehm.

Indes bedauerte ich mit vielen anderen, daß wir in Lissabon verweilen mußten, während wir vor Ungeduld brannten, vorwärts zu marschieren. Aber die Zeit nutzlos mit Gedanken und Schwatzen über Dinge zuzubringen, denen ich nicht abzuhelfen vermochte, war nie meine Gewohnheit. Alles, was mich umgab, hatte überdies zu viel Mannigfaltigkeit und Neuheit, als daß ein Gefühl von Überdruß und Unzufriedenheit lange in meinem Busen hatte wohnen können.

Ich wünschte sehr, vor unserm Abmarsch Cintra zu besuchen, das alle Reisende so gerühmt haben und das wegen seiner romantischen Schönheit bei den Einwohnern von Lissabon zum Sprichwort geworden ist. Wir waren unserer sechs und verließen, nachdem wir auf zwei Tage Urlaub erhalten hatten, in drei anständigen Fuhrwerken um 4 Uhr morgens unser Lager. Unseren Rückweg nach Lissabon nahmen wir durch Oeyras, eine Stadt, die deshalb berühmt ist, weil sie dem großen Marquis von

Pombal[1]) den Grafentitel gegeben hat, und wo das Haus und die Gärten, die er lange bewohnte, noch jetzt gezeigt werden.

Als unsere Wagen ins Lager fuhren, wurden wir von der freudigen Nachricht begrüßt, daß Befehle angekommen wären, in zwei Tagen nach Spanien aufzubrechen. Der nächste Tag verging unter geschäftiger Vorbereitung. Unser schweres Gepäck war in England zurückgelassen worden, und wir bekamen neuen Befehl, uns aller Dinge zu entledigen, die nicht durchaus notwendig wären. Ich hatte gemeinschaftlich mit einem Kameraden ein kleines, leicht beladenes Maultier, das zwischen uns hertrabte, aber in der Einfalt unseres Eifers trugen wir unsere Tornister selbst. Immer vier von uns bildeten einen kleinen geselligen Tischklub; zum Labsal hatten wir ein Flaschenfutter bei uns, aber weder Offiziere noch Gemeine durften Zelte haben. Niemand, außer Stabsoffizieren und Adjutanten, war beritten. Ein mit Feldkesseln beladenes Lasttier für jede Kompagnie, die wenigen Lasttiere der Offiziere und der Zug des Brigade-Pflegeamts bildeten unser ganzes Gepäck.

Am Morgen des 28. Juli brachen wir in früher Stunde unsere Zelte ab. Die Leute erhielten auf drei Tage Vorrat, und gegen 7 Uhr verließ unser Regiment den Platz, um sich nach Santarem, einer gegen 10 Meilen über dem Tajo gelegenen Stadt, einzuschiffen, wohin wir zu Wasser gebracht werden sollten. Nie werde ich die Empfindungen vergessen, die mich ergriffen, als wir durch die Straßen von Lissabon marschierten. Sie waren mit Menschen

[1]) Dom Sebastian Joseph Carvalhoe e Mello, Graf von Oeyras, Marquis von Pombal, 1699—1782, war portugiesischer Staatsmann. Er stammte aus einer armen Adelsfamilie, gelangte aber bald durch seine hervorragenden Fähigkeiten und sein liebenswürdiges Wesen zu großem Einfluß beim König Josef II., der ihn mit Ämtern und Würden überhäufte. 1755 wurde er von ihm zum Grafen von Oeyras und später zum Marquis von Pombal ernannt.

angefüllt, in den Fenstern drängten sich Gesichter mit den freundlichsten und seelenvollsten Blicken. Laute, lange und fortwährende „Vivas" tönten von allen Seiten, Schals, Tücher und Hände winkten von jedem Balkon, und die Frauen warfen Blumen und Kränze auf unsere Häupter. Es war ein erfreulicher Anblick, die Portugiesen so öffentlich ihre Freude ausdrücken zu sehen, und ich bin überzeugt, daß das Volk mit wenig Ausnahmen den Gedanken verabscheute, sich unter Frankreichs Joch zu beugen. Es ist nicht unwahrscheinlich, sondern sogar gewiß, daß es unter den höheren Klassen einige Menschen gab, die, durch Erziehung verdorben, durch Furcht geblendet und nicht durch Teilnahme oder Vaterlandsliebe angetrieben, den französischen Waffen Widerstand zu leisten, die Rückkehr der Franzosen sowohl erwarteten als ihnen auch Erfolg wünschten. Sie bildeten aber einen sehr unbeträchtlichen und wertlosen Teil der Bevölkerung. Ich stütze diese Meinung nicht auf die „Vivas" einer Volksmenge, die unsere schönen und wohlgerüsteten Truppen anstaunte, sondern auf alles, was ich seit meiner Landung beobachtet hatte.

Vom Kai des Handelsplatzes sprangen unsere Leute in die Boote, und unsere kleine Flotte segelte bald unter günstigem Winde den Fluß hinauf. Es muß für diejenigen, die auf dem Kai und längs der Ufer standen, ein ergötzlicher Anblick gewesen sein, unsere schönen Kriegerscharen zu sehen. Die blanken Waffen, der glänzende Hutschmuck und die scharlachrote Kleidung der britischen Soldaten, die in offenen Barken zusammengedrängt waren, mussen einen schönen Eindruck gemacht haben. Auch wir staunten ein Schauspiel an, das in der Tat ein ganz anderes, aber höchst friedliches, höchst liebliches war. Das nördliche Ufer des Flusses, von Lissabon bis Villafranca, bietet eine ununterbrochene Reihe von ländlichen Schönheiten dar. Kloster, Kapellen, Garten und Weinberge, Walder und Wiesen, Herden und Gruppen von Landleuten, alles in bunter und frohlicher Mischung,

fesseln das Auge und sprechen das Herz an. Hier sah man in ihren kühlen und schattigen Kreuzgängen kleine Gruppen von Mönchen in der schwarzen und malerischen Kleidung ihres Ordens uns beobachten, als wir vorüberfuhren. Dort eilte eine glückliche Familie, Eltern, Kinder und Diener, auf ihre Gartenterrasse am Rande des Wassers und begrüßte uns mit Lächeln und Vivatrufen, während man ein wenig weiter, im Hintergrunde, eine einsame Nonne bemerkte, die aus dem hohen Gitterfenster ihres Klosters auf das seltsame und glänzende Schauspiel blickte und sich schnell zurückzog.

Als wir am Morgen eine Stunde gearbeitet hatten und fanden, daß wir zu Wasser wenig oder gar nicht vorwärts kamen, stiegen wir ans Land und marschierten nach Santarem. Das Regiment wurde für die Nacht in ein Kloster einquartiert und mir ein Privathaus angewiesen. An dessen Tür begegnete mir der Eigentümer, ein anständiger, wohlgekleideter Mann von ungefähr 60 Jahren und von freundlichem Benehmen. Er führte mich in ein sauberes Zimmer mit einer hübschen Kammer. Ich war mit Staub und Schmutz bedeckt und wollte die Wohnung als zu gut für mich ablehnen; wie groß aber war meine Überraschung, als mein Wirt mir selbst Waschwasser brachte und seine gute Gattin mir Schokolade vorsetzte, die sie selbst auf einem Schenkteller herbeitrug. Ich befürchtete, sie möchten wegen meiner zwei Epauletten meinen Rang verkannt haben, und erklärte ihnen, daß ich nur ein schlichter Leutnant sei. Indes sie kannten meinen Rang sehr wohl, erzeigten mir aber nicht weniger Aufmerksamkeit. Sie durchlüfteten mein Zimmer mit Rosenwasser, nahmen meinen Tornister mit eigenen Händen ab und verließen mich dann, damit ich mich durch Waschen und Ankleiden erfrischen und mich von der Verwirrung erholen konnte, in die mich ihre herzliche und höfliche Aufnahme versetzt hatte. Am Abend speiste meine Gesellschaft hier, und der schätzbare Wirt beschenkte uns mit kostbarem altem Wein und den

auserlesensten Früchten. Und als wir Bedenklichkeiten zeigten, besiegte er sie mit wahrer und aufrichtiger Gastfreundlichkeit; wir drangen ihm dagegen sechs Flaschen trefflichen Sauterne auf, die der Oberrest unseres kleinen Vorrats von französischen Weinen waren.

Dies war meine Aufnahme in dem ersten Quartier, das ich in Portugal gehabt habe, und auf diese Weise empfingen die Portugiesen aller Klassen, je nachdem ihre Mittel waren, im Anfang des Kriegs auf der Halbinsel die britische Armee. Reiche und Arme, Geistliche und Laien, Hidalgos und Landleute, alle zeigten Eifer, uns zu dienen, und Bereitwilligkeit, uns zu ehren. Auf unseren früheren Marschen öffnete man Haus, Kloster und Hütte bei der Annäherung unserer Truppen; die besten Zimmer, die saubersten Kammern, die schlichten, einzigen Betten wurden mit unverstellter Freude den vom Marsche ermüdeten Offizieren und Soldaten eingeräumt. Mit Bedauern muß ich gestehen, daß die Sitten meiner zurückhaltenden, aber wohlwollenden Landsleute bald eine Veränderung in der gütigen Stimmung dieses Volkes hervorbrachten. Als sie sahen, daß viele von uns sich benahmen, als hätten sie ein Recht darauf, und daß ihre ehrerbietigen Artigkeiten und freundlichen Dienstleistungen für Äußerungen der Huldigung angenommen wurden, die dem Mute, dem Reichtum und der Macht der britischen Nation gebührten, als die Einfachheit ihrer Sitten, ihre Mäßigkeit, die Sparsamkeit in ihrer Lebensordnung, die Eigentümlichkeit ihrer Kleidung und ihre religiösen Vorurteile zu Gegenständen des Spottes und Gelächters wurden, als sie Auftritte gemeiner Trunkenheit unter uns sahen und zuweilen der rohen Beschimpfung ungezogener und hochfahrender Engländer ausgesetzt waren: als dies sich alles ereignet hatte, fingen sie an, die Ansprüche der einzelnen auf ihre Achtung zu prüfen.

Sie wurden sehr bald enttäuscht, und der Geist, den wir in ihnen geweckt, zeigte sich in verschiedenen Hand-

lungen der Vernachlässigung, Unhöflichkeit und selbst der bitteren Empfindlichkeit. Die Engländer werden nicht nur in Portugal, sondern in ganz Europa als ein freies, aufgeklärtes und tapferes Volk bewundert, aber sie können sich nicht beliebt machen; sie sind nicht damit zufrieden, groß zu sein, sie wollen auch, daß man sie für groß halte und so nenne. Sie können sich nicht mit guter Laune in die Sitten anderer Völker schicken noch wollen sie sich herablassen, sich mit der harmlosen Selbstliebe freundlicher Fremdlinge zu versöhnen, schmeicheln können sie nie. —

Bei Anbruch der Dämmerung stellte sich unser Regiment in der Ebene unter der Stadt Santarem in Ordnung und begann seinen Marsch nach Golegao, einem großen, Dorfe vier Wegstunden entfernten Dorfe.

Mit einem kleinen Vortrabe traf ich an der Spitze des Regiments in Golegao ein, eben als die Frühglocke die Einwohner zum Gebete rief. Auf den Besuch des öffentlichen Gottesdienstes hält man in ganz Spanien und Portugal mit der größten Ordnung, und keine Beschäftigung oder Lebensweise darf diese heilige Pflicht stören. Zur Messe gehen die Maultiertreiber, ehe sie ihre Tiere beladen, und aus der Tür der Kapelle ziehen die Landleute zu ihrer täglichen Arbeit. Selbst die Verwandlung der Nacht in den Tag, eine Maßregel, die wegen der außerordentlichen Hitze nötig ist, trägt den Reiz der Neuheit an sich. Ich erhielt in einer schlichten, aber reinlichen Hütte ein gutes Quartier und gastfreundliche Bewirtung, und wir brachen mit der Nacht wieder auf.

Als der kühle Abendtau auf unser Biwak in der Nähe des Dorfes Gaviao sich herabsenkte, kam ein Stabsoffizier mit einem Kurier angesprengt und stieg vor dem Quartier unseres Generals ab. Es wurde bald unter uns bekannt, daß eine ernstliche und blutige Schlacht von unsern Waffengefährten bei Talavera[1] geliefert worden

[1] Lord Wellington siegte bei Talavera de la Reina am 27. und 28. Juli 1809 über die Franzosen unter Joseph Bonaparte.

war. Unzusammenhängende Gerüchte sprachen von einem teuer erkauften Siege, einem schweren Verluste und einem darauf erfolgten Rückzuge. Ich erinnere mich wohl, wie wir uns alle um das Feuer versammelten, um zu horchen und zu mutmaßen und über den glorreichen, aber blutigen Sieg zu sprechen. Wir bedauerten natürlich alle, daß wir an der Ehre eines solchen Tages keinen Anteil gehabt hatten, und sprachen lange und mit unendlichem Vergnügen von dem Blutbade. So seltsam es scheinen mag, Soldaten, und sie nicht allein, sprechen von den Metzeleien eines Schlachtfeldes mit einem Gefühle, das, wenn es auch die lebhaften Schläge eines fröhlichen und sorglosen Herzens unterbricht, doch zu den freudigsten Regungen gehört.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch rief die Trommel zum Abmarsch, und wir erreichten zu früher Stunde Niza; aber schon war die Sonne so brennend heiß, daß ich in wenigen Augenblicken dreimal zu Boden sank. Während eines kurzen Halts warf ich mich auf das ausgedorrte Gras, und der Schlaf überwältigte mich, der Hut fiel mir vom Kopfe, und die brennenden Sonnenstrahlen trafen gerade auf mein entblößtes Haupt. Durch den Ton des Horns geweckt, erhob ich mich schnell, sank aber sogleich besinnungslos nieder. Meine Kameraden riefen mich durch die gewöhnlichen Mittel wieder ins Leben zurück, auf meinen Versuch zu stehen kehrte der Anfall aber zweimal wieder.

Durch eine dreitägige Ruhe in Niza erholte ich mich völlig und war imstande, alle meine Pflichten wieder zu erfüllen. Während dieses kurzen Zeitraums hatten die Truppen zu meinem Glück Halt gemacht. Am vierten Morgen machten wir uns auf den Marsch, setzten bei Villa

Letzterer, mit einem Heer von 35000 Mann, verlor 17 Kanonen und 7200 Tote und Verwundete; die Engländer, die 28000 Mann besaßen, verloren 5300, während die 20000 Spanier, die kaum mit in den Kampf verwickelt wurden, nur geringe Verluste erlitten.

Velha über den Tajo und verfolgten unseren Weg nach Zarza la Major, der ersten Stadt an der spanischen Grenze, auf der Straße nach Plasencia. Diese Bewegung wurde ohne Sir Arthur Wellesleys[*]) Vorschrift gemacht. Sie hatte zum Zweck, Soults Armee abzulenken, von deren Ankunft in der Nachbarschaft von Corio und Plasencia man Nachricht erhalten hatte, und die, wie man glaubte, nach ihrem Rückzuge von Talavera einen Angriff auf die britischen Truppen unternehmen würde, der bei der Anzahl von Verwundeten, womit sie belastet war, nicht sogleich nach der Schlacht folgen und nur mit besonderer Schwierigkeit ausgeführt werden konnte. Das Land, durch das unser Marsch ging, nachdem wir über den Tajo gesetzt waren, besaß nichts Merkwürdiges, aber der Weg von Niza nach Villa Velha ist wahrhaft romantisch, und der Fluß, der an dieser Stelle schmal und tief ist und sich grollend zwischen hohen und abschüssigen Ufern hindrängt, die zu einem dunkeln, öden Gebirge aufsteigen, bildet ein großartiges, gewaltiges Gemälde.

Täglich biwakierten wir. Es ist ein angenehmer Anblick, eine Heeresabteilung auf ihrem Ruheplatz ankommen zu sehen. Das Lager wird gewöhnlich, wenn es die Umstände erlauben, am Rande eines Waldes und in der Nähe eines Flusses oder Baches aufgeschlagen. Die Truppen machen in offenen Kolonnen Halt, die Waffen werden zusammengestellt, Feldwachen und Schildwachen geordnet und auf ihre Posten geschickt, und in zwei Minuten scheint alles zu Hause zu sein. Einige holen große Steine, um Feuerplätze herzustellen, andere eilen mit Flaschen und Kesseln nach Wasser, während der Wald von den Schlägen der Axt widerhallt. Unter den entfernteren Bäumen sieht man die Offiziere zerstreut,

---

[*]) Sir Artur Wellesly, Herzog von Wellington, berühmter englischer Feldherr, 1769—1852, hatte von 1809 an den Oberbefehl über die britischen und portugiesischen Truppen. Später, 1813, befehligte er auch das spanische Heer.

einige mit Umkleiden, andere damit beschäftigt, sich von einigen Ästen ein Obdach für die Nacht zu bauen, und andere wiederum ihr Feuer anzündend, während man die Tätigsten, mit Brot beladen, aus dem Dorfe zurückkehren oder einen Vorrat frischer Milch von einer in der Nähe weidenden Ziegenherde herbeitragen sieht.

Die Unbequemlichkeit eines Lagers lehrte mich, auf das nächste mich zu freuen, und ich lernte — eine seltsame Lehre für den Gedankenlosen —, daß Wald und Wasser, Schatten und Gras üppige Genüsse darbieten. Ich sah jeden Abend die Sonne untergehen, sah sie jeden Morgen in ihrer Pracht aufgehen, und fühlte, daß selbst mein Dasein ein Segen war. Es ist in der Tat auffallend, wie bald sich weichlich erzogene Menschen an alle Dinge gewöhnen können. In eine Decke oder einen Mantel gehüllt, das Haupt auf einen Stein oder einen Tornister gelehnt, vom Tau der Nacht bedeckt oder vom Gewitterregen durchnäßt, schläft mancher Jüngling, der von Kindheit auf an ein Zimmer mit Teppichen und an ein Flaumbett mit Vorhängen gewöhnt ist.

Als wir über den Fluß Elja setzten, der an der Straße, die wir zogen, Portugal und Spanien scheidet, versprach ich mir viel Vergnügen von einer Stadt, die von Spaniern bewohnt wird, die, wie ich wußte, an Sprache, Sitten, Gebräuchen und Kleidung sich sehr von den Portugiesen unterscheiden; und auf diesen Unterschied hielt man aus volkstümlichem Stolze an den Grenzen so strenge wie anderswo. Unsere Heeresabteilung rückte nahe an die Stadt Zarza vor und nahm ihre Stellung auf einer nackten Felshöhe, die gegen eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und ihr gegenüberlag. Keine Seele kam uns entgegen, niemand folgte uns in unser Biwak. Alles war still, wie um Mitternacht, aber die Nachmittagssonne schien brennend heiß herab. Kaum war mein Regiment auseinandergegangen, als ich zur Stadt eilte, und ich war einer der ersten, die sie betraten. Die Straßen waren verlassen und die Häuser verschlossen,

die Kirche allein stand offen, aber den Silberschmuck des Altars hatte man entfernt.

Ich wendete mich seitwärts in einen Garten und sah an einem jenseitigen Ende einen Landmann, der, als er mich bemerkte, die Flucht ergriff und sich verbergen wollte. Ich holte ihn ein, und als ich ihn durch Worte und Gesten beruhigt hatte, wurde er gesprächig. Ich hörte von ihm, daß die Einwohner von Zarza die Franzosen diesen Morgen erwartet hatten, und, ihre Ankunft fürchtend, alle in der Nacht entflohen waren, einige nach Alcantara, andere in die Wälder und Gebirge. Ich kaufte ihm einige Bisam- und Wassermelonen ab und gab ihm eine Kleinigkeit mehr, als sie wert waren, was ihn höchlichst zu überraschen und zu erfreuen schien.

Die Ereignisse dieses Morgens machten einen tiefen und bleibenden Eindruck auf mich. Zwar erlebte ich seitdem Schrecknisse, die mich wohl hätten lehren können, eine Begebenheit zu vergessen, die, wie ich nachher fand, nicht ungewöhnlich war, aber die ersten Eindrücke sind zu mächtig, um je vergessen zu werden.

Am nächsten Morgen kehrte unser General von einer Zusammenkunft mit General Beresford[4]) zurück, der in der Nähe von Penagarcia und Penamacor mit einer Abteilung Portugiesen stand, und an demselben Abend zogen wir wieder über die Elja und betraten aufs neue Portugal — eine Bewegung, die, wie ich glaube, wegen der Macht und der Nähe des Feindes für ratsam erachtet wurde, denn wir hatten nur sechs Bataillone und waren durch keine Reiterei und Artillerie unterstützt Wir nahmen jetzt unseren Weg wieder nach Alentejo. Eines unserer Lager auf diesem kurzen Rückzuge wurde in einer der wildesten und malerischsten Gegenden aufgeschlagen. Auf dem halben Wege zwischen Villa Velha und Niza windet sich die Straße durch ein tiefes und

[4]) William Carr, Viscount of Beresford, 1768—1854, übernahm später das Kommando über Hills Korps.

enges Tal, das auf allen Seiten von wild gestalteten Felsenhöhlen eingeschlossen ist; durch dieses fließt ein kleiner Bach, der von den Höhen in das rauhe Bett eines winterlichen Waldstroms fällt und, das reinste Wasser führend, wie ein Silberfaden sanft sich hinschlängelt. Hier machten wir bei Anbruch der Nacht Halt, nachdem wir fast 18 Stunden unter den Waffen gewesen waren. Die Höhen steigen auf allen Seiten des Tales so steil und senkrecht empor, daß es unmöglich ist, ein regelmäßiges Lager hier zu bilden, und die Leute wurden alle in Gruppen auf die Hügel verteilt.

Wir hielten 14 Tage Rast in Niza und lagerten in einem Walde bei der Stadt. Am 7. September brachen wir auf und marschierten in die Kantonierungen im spanischen Estremadura. Unser Weg ging über Portalegre, Elvas, Badajoz und Talavera Real.

Die leichte Brigade unter General Crawford wurde zu dieser Zeit in Portalegre einquartiert. Die Regimenter, aus denen sie bestand, waren sehr schön und so gut als möglich geordnet. Sie hatten die Kränkung erlitten, erst am Tage nach der Schlacht mit Wellingtons Armee auf dem Felde von Talavera vereinigt zu werden. Ich wohnte hier der Musterung des 23. Regiments bei, das so allgemein und mit Recht bewundert worden ist. Wir setzten unseren Marsch am nächsten Tage fort, hielten bei Arrouches, einer kleinen unbedeutenden Stadt, und rückten von da am nächsten Morgen zu einem Biwak unter den Mauern von Elvas aus. Nahe bei der letzten Stadt starben zu Ende des Marsches zwei Leute von unserem Regiment vor Hitze und Müdigkeit. Das Thermometer stieg im Laufe dieses Tages im Freien auf 100° Fahrenheit.[1]) Elvas ist eine feste Grenzstadt und rühmt sich des Schutzes eines unbezwinglichen Außenwerkes (La Lippe), das man für ein Meisterwerk in der Be-

[1]) 100 Fahrenheit = 37,8 Celsius.

festigungskunst ansieht. In dieser Stadt waren die Hospitäler für unsere Armeen errichtet worden, und als ich durch die Straßen wanderte oder an den Klöstern vorüberging, die man dazu bestimmt hatte, ruhten meine Blicke beständig auf Männern, die in der letzten Schlacht von Talavera verwundet worden waren. Die Größe dieser tapferen Dulder erwiderned, fühlte ich meine Wange wie Scharlach erglühen. Was hätte ich nicht damals für das stolze Vorrecht gegeben, den Offizieren beigezählt zu werden, die über diese Männer den Befehl im Felde der Ehre gehabt hatten, und die jetzt, ihre verkrüppelten Beine auf Krücken stützend oder ihre zerschmetterten Arme in schwarzseidenen Tüchern tragend, gemächlich im kühlen Schatten herumwandelten, mit dem zufriedenen Blick, der immer das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit anzeigt und den hier das Bewußtsein der edeln Sache, die sie auf das Leidensbett gestreckt hatte, doppelt anziehend machte.

Ich folgte einer Gruppe derselben in den Laden eines maurischen Marketenders namens Tamet, der der ganzen britischen Armee unter der Bezeichnung „der Turke" wohlbekannt war. Dieser Mann handelte mit allem, was Offiziere im Dienste brauchen konnten, und war weit höflicher, als ich je einen Marketender getroffen habe. Während ich hier einige Einkäufe machte, horchte ich aufmerksam auf die Unterhaltung um mich her. Sie hatte viel Anziehendes für mich, denn die Leute sprachen von unseren politischen Verbindungen mit Spanien, von dem militärischen Charakter der Spanier und von dem Erfolge des Krieges; aber ich gestehe, ich errötete über ihren Mangel an Kenntnissen und Unbefangenheit. Die Verachtung, womit sie über spanische Tapferkeit sprachen, war nicht nur lieblos, sondern unverdient. Der edle, unerschrockene Eifer, mit dem die Spanier zuerst zu den Waffen griffen und furchtlos dem Manne, dem sich Italien, Österreich, Preußen und Rußland unterwarfen und die Siegespalme reichen mußten, den Fehdehandschuh hin-

warfen, die heldenmutige Ausdauer, mit der sie Beschwerden, Entbehrungen und Niederlagen erduldeten; die unerschütterliche Entschlossenheit, mit der sie, obgleich täglich geschlagen, sich immer wieder den siegreichen Scharen eines tapferen und geschickten Feindes entgegenstellten und von einem Felde flohen, um sich auf einem anderen als bereitwillige Opfer darzubieten; der beispiellose Heldenmut, mit dem Zaragoza und einige andere Städte von ihren Einwohnern, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, verteidigt wurden, all das sind Tatsachen, die meinen Landsleuten bekannt sein mußten und deren sich der unparteiische Soldat und der gerechte Mann stets mit freudiger Begeisterung erinnern wird. Sicherlich war ich in der Wahl der Gesellschaft unglücklich gewesen, denn ich glaube, in keinem europäischen Heere gibt es so viele gebildete und unbefangen denkende Männer wie in dem unsrigen. Die britische Armee darf jedoch nicht für die Torheit und Unwissenheit vieler verantwortlich gemacht werden, die durch die Zulassung in die Reihen des Heeres zu sehr geehrt worden sind. Wir dürfen nicht auf alle, die unsere Schlachten gekämpft haben, mit der eiteln Hoffnung blicken, Helden zu begegnen; wir werden nur Menschen finden.

Ich verließ die Stadt, sehr zufrieden mit allem, was ich gesehen und gehört hatte, aber etwas traurig, daß es mir, trotz all meiner Aufmerksamkeit und meines Herumschlenderns in der Nähe seines Quartiers, nicht gelungen war, Wellington zu erblicken, den ich bis jetzt noch nie gesehen hatte. Meine Waffengefährten hatten wieder einen Garten neben dem Biwak gefunden, und nach einem sehr vergnügten Abend legte ich mich auf eine Binsendecke nieder, die ein Gärtner für mich ausgebreitet hatte, und bereitete mich zum Schlafe vor, ohne selbst den Mantel über mich zu decken. So ist das Klima in Spanien.

Wir erreichten Torremajor, das für unsere Brigade bestimmte Dorf, in zwei Tagen, indem wir bei Talavera

die Nacht hindurch biwakierten. Einige Regimenter von Hills Korps[6]), zu dem unsere Brigade gehörte, lagen bei Montijo, einer auf unserer Straße gegen vier Stunden von Torremajor gelegenen Stadt, unter anderen das 29. Regiment. Es war das erste wegen seiner Tapferkeit ausgezeichnete Regiment, das ich unter den Waffen gesehen habe. Nichts aber konnte schlechter sein als seine Kleidung: man hatte sie ausflicken müssen, und da man kein rotes Tuch erhalten konnte, so hatte man graues, weißes und sogar braunes dazu genommen. Trotz diesem ungünstigen Aussehen aber konnte kein Soldat ohne Bewunderung auf diese Männer blicken. Die vollkommene Ordnung und Reinlichkeit in ihren Waffen und in ihrer Ausrüstung, ihre gerade Haltung bei der Musterung und ihr fester, ungezwungener Schritt beim Marschieren übertraf alles, was ich von der Art gesehen hatte. Kein Regiment von irgend einem Heere oder einem Volke, das ich seitdem Gelegenheit hatte zu sehen, ist dem Begriffe, den ich mir von einem musterhaften Fußvolke machte, nahergekommen, als das 29. Regiment.

Am 4. Oktober wurde unser Korps, das General Hill befehligte, von Lord Wellington in der Ebene von Montijo gemustert. Wir hatten eine Stunde bis zu diesem Ort zu marschieren und mußten lange warten, bis Wellington kam. Ich war sehr aufgeregt und begierig den Helden zu sehen, und als er langsam die Linie abritt, die Männer mit scharfem, forschendem Blicke musternd, hatte ich die bequemste Gelegenheit, meine Neugierde zu befriedigen. Sein Gesicht überraschte mich sehr, und in seinen blitzenden Augen, seiner vorstehenden Nase und seinen zusammengepreßten Lippen sah ich die Geistesgegenwart und unerschütterliche Entschlossenheit ausge-

[6]) Rowland, Viscount Hill of Hawkstone, Baron Hill von Almarez, 1772—1842, befehligte von 1808—1814 in Spanien; übernahm 1809 den Oberbefehl über Pagets Division, der verwundet worden war. Er war besonders bei Ciudad Rodrigo und bei Salamanca 1814 von bedeutendem Nutzen für Wellington.

prägt, die zu den wichtigsten Eigenschaften eines Heerführers gehören und wodurch der Name dieses großen Feldherrn einen so verdienten Ruhm erlangt hat.

Ich kehrte nach der Musterung in meine Wohnung zurück, verlebte einen sehr vergnügten Abend, sprach von nichts als von Krieg und Wellington, wurde noch dieselbe Nacht aufs Krankenbett geworfen und war nach Verlauf einiger Tage an der Pforte des Todes. Meine Jugend, ein kräftiger Körperbau und lebendiger, hoffnungsvoller Mut setzten mich indes in den Stand, die Krankheit zu besiegen, und nach drei Wochen war ich auf dem Wege der Genesung. Meine alte Wirtin, die während meiner Krankheit manche Stunde vor dem kleinen Heiligenschreine in ihrer Kammer zugebracht und täglich für die Gesundheit und Bekehrung des jungen Ketzers gebetet hatte, war äußerst erfreut und betrachtete meine Genesung als einen wunderbaren Beweis der Macht ihres Heiligen und als ein befriedigendes Zeichen ihrer eigenen Würdigkeit.



2. Kapitel

Rückkehr zum Regiment. Leben im Felde. Kriegführung der Spanier. Französische Gefangene. Gefecht bei Buzaco

Gegen Ende des März, als ich meine Gesundheit völlig wiedererlangt hatte, ging ich zu meinem Regiment zurück. Das Heer des Generals Hill, zu welchem ich gehörte, lag zu dieser Zeit in Kantonierungen verteilt in der Provinz Alemtejo. Der General hatte sein Hauptquartier in der Stadt Portalegre, wo zwei Brigaden und die Hälfte der zweiten Infanterieabteilung lagen. Mein Regiment stand in Alegrete, einer kleinen Stadt, die sehr romantisch in einer wilden und malerischen Gegend, drei Stunden von Portalegre und in der Richtung nach Albuquerque lag. Meine Reise glich einer Lustfahrt. Wir bildeten eine kleine fröhliche Gesellschaft, die aus lauter Genesenen bestand, und durch die Erfahrung etwas gewitzigt, nahmen wir viele kleine Bedürfnisse und zur Bequemlichkeit dienende Dinge mit, die wir im vorigen Jahre nicht berücksichtigt oder verachtet hatten.

Ich war wieder auf der Promenade, aber ach, wie manches liebe Gesicht suchte da mein Auge vergebens! In dem Zeitraum von vier kurzen Monaten hatte mein Regiment fast 400 Soldaten begraben, alle in der Blüte ihres Lebens und im kräftigsten Mannesalter. Alle waren als Opfer der ungesunden Jahreszeit im spanischen Estremadura gefallen. Die Offiziere unseres Korps hatten im

Verhältnis zu den Gemeinen keinen so großen Verlust gehabt, da sie imstande waren, besser zu leben, denn zu jener Zeit fanden keine regelmäßigen Verteilungen von Wein und geistigen Getränken an die Soldaten statt, und der Wein, den man zuweilen erhielt, war sehr kraftlos. Überdies war großer Mangel an Chinarinde in den Hospitälern, und viele Kranke starben dieses Mangels wegen. Ein Grund von großer politischer und militärischer Bedeutung mußte ohne Zweifel Lord Wellington veranlassen, eine Stellung einzunehmen und zu behaupten, die für die Gesundheit und Kraft seines kleinen Heeres so überaus verderblich war.

Den ganzen April, Mai und Juni hindurch blieben wir in fester Stellung, außer daß wir einmal aufbrachen und, gegen zwei Stunden vordringend, ein paar Nächte biwakierten, weil eine leichte Kolonne von der Armee des Generals Reynier[1]), der damals im spanischen Estremadura den Oberbefehl führte, einige unbedeutende Bewegungen gemacht hatte. Der Feind zog sich aber zurück, und wir bezogen wieder unsere früheren Quartiere.

Am 30. Juni wurde unser Regiment aus seiner Stellung abberufen und schloß sich seiner Brigade in Portalegre an. Alle Erscheinungen berechtigten zu dem Glauben, daß der Kampf eröffnet werden sollte. Wir blieben hier 14 Tage, und ich war hinsichtlich meines Quartiers sehr glücklich. Mein Wirt, ein ehrwürdiger alter Stiftsherr von freundlichem Benehmen und guter Bildung, gab mir ein treffliches Zimmer und erlaubte mir den Zutritt in ein kleines Kabinett, worin er eine hübsche Sammlung von französischen Schriftstellern und einige schöne Ausgaben von Klassikern hatte. Die Fenster meiner Kammer gewährten die reizendste Aussicht, und alle meine Bedürfnisse und Wünsche waren befriedigt, wenn ich die natürliche Sehnsucht ausnehme,

[1]) Jean Louis Ebenezer Graf Reynier, französischer Artilleriegeneral, 1771—1814, kommandierte 1810 das 2. Armeekorps.

ins Feld zu rücken, um der stolzen Erfahrung eines Kriegers teilhaftig zu werden.

Zu jener Zeit hatten die Heere Junots und Neys, unter dem Befehle Massenas[a]), ihre Stellung auf oder bei dem Agueda. Neys Truppen setzten indes die Belagerung von Ciudad Rodrigo fort. Reynier lag mit dem zweiten Korps des französischen Heeres im spanischen Estremadura in Kantonierung, mit großen Vorbereitungen beschäftigt, die, wie es schien, den Zweck hatten, uns in Alemtejo zu bedrohen und zu bewachen. Am 13. Juli rückten wir in ein Feld, nahe bei Alpalhao, wo wir fünf Tage hielten, in der Erwartung, daß Reynier, der sich damals dem Tajo näherte, über den Fluß setzen würde, worauf wir schnell eine entsprechende Bewegung machen wollten. Wir wurden hier alle gemustert, und ich hatte das Vergnügen, zum ersten Male eine große Abteilung Portugiesen unter den Waffen zu sehen. Die Leute waren ausnehmend schön, und, wenn man die kurze Zeit in Betracht zog, die seit ihrer Einrichtung verflossen, in sehr guter Ordnung. 24 Linienregimenter, 6 Regimenter leichter Infanterie, 10 Regimenter Reiterei und eine verhältnismäßige Menge trefflicher Artillerie bildeten damals das vaterländische Heer von Portugal; seine gesamte Macht mochte sich bis auf 35000 Mann belaufen. Von dieser Anzahl waren jedoch viele Regimenter noch nicht hinlänglich vorbereitet, ins Feld zu ziehen, und blieben daher in Garnison. Die Gesamtmacht der schlagfertigen Briten und Portugiesen mochte 58000 Mann nicht übersteigen, darunter waren 25000 Portugiesen. Gegen 8000 Briten und 6000 Portugiesen befehligte der General Hill. Alle übrigen Heeresabteilungen standen unter Wellingtons unmittelbarem Befehle und hatten die vorteilhafteste Stellung dem von

[a]) André Masséna, Herzog von Rivoli, Fürst von Eßling, französischer Marschall, 1758—1817, hatte 1810 den Oberbefehl über die Armee von Portugal

Masséna befehligten Heere gegenüber. Es ist jedoch nicht meine Absicht, dem Leser eine berufsmäßige Beschreibung der Feldzüge zu geben, sondern ihm nur, so treu ich kann, die mannigfaltigen Freuden eines tätigen Feldlebens zu schildern, die auf mich einen tiefen Eindruck machten, wiewohl ich mehr ein Reisender und ein Mann von Gefühl, als ein unterrichteter Soldat bin.

Doch kehren wir in unser Feldlager zurück. Am 18. Juli brachen wir abermals auf, marschierten vor Niza vorbei nach dem Tajo, setzten über diesen Fluß bei Villa Velha und verfolgten unsern Weg durch Sarnadas und Castello-Branco nach Atalaya, einem ansehnlichen Dorfe am Fuße der prächtigen Bergreihe, die den Namen Sierra da Estrella führt und in deren nördlicher Gegend unsere Hauptmacht unter Wellingtons Befehl lag. Durch die Entbehrungen, die sie im vorigen Jahre erlitten hatten, gewitzigt, zogen unsere Offiziere jetzt sehr gut versorgt ins Feld; viele von uns waren beritten, die meisten führten Zelte mit sich, und da die Erfahrung uns gezeigt hatte, was wirklich nützlich war, so hatten wir uns während unserer freien Zeit viele kleine Dinge verschafft, die den Aufenthalt im Lager angenehmer machen sollten. Mein Waffengefährte und ich besaßen unser Zelt, unsern Feldtisch, Stühle, Strohmatratzen, Flaschenfutter usw., und mochten wir auch in den wildesten und einsamsten Gegenden, von allen Städten und Flecken entfernt, biwakieren — unsere Mahlzeiten wurden, nachdem sich unsere Diener an das Leben gewöhnt hatten, mit der größten Ordnung, Reinlichkeit und Bequemlichkeit bereitet und aufgetragen, wenn das Wetter schon war und kein Befehl zum Abmarsch oder zur Rüstung dazwischen kam. Hatte unser Regiment eine Viertelstunde Halt gemacht, so wurde unser Zelt aufgeschlagen; der Kessel befand sich über dem Feuer, unter einem schattigen Baume wurde das Frühstück mit dem Teezeug ausgebreitet, die Ziege gemolken, und wir saßen zufrieden bei unserem fröhlichen Mahle. Auch das Mittagsmahl ließ einem

mäßigen Manne wenig übrig, was er hätte wünschen oder worüber er hätte murren können, wenn auch keine große Mannigfaltigkeit in den Speisen war; denn im Felde sieht man gewöhnlich nur zwei Gerichte, nämlich Suppe und Fleisch oder ein irländisches Schmorgericht, mit Reis, Kürbis, Tomaten und einer Flasche gutem Landwein.

Im Biwak bei Villa Velha lagerten wir uns eine Stunde von einem spanischen Korps entfernt, das unter dem Befehl des Generals Carrera stand und nach Badajoz marschieren wollte. Es war ein überaus schönes Regiment, wiewohl durch Niederlagen völlig in Unordnung gebracht und fast verzagt aus Mangel an jener Hoffnung und Aufmunterung, die nur das Kriegsglück dauernd einzuflößen vermag. Sie hatten an der unglücklichen Schlacht bei Alba de Tormes teilgenommen und waren kürzlich Zeugen des Falles von Ciudad Rodrigo gewesen [8]. Auf uns sahen sie mit dem Blick der Verachtung, den ihre Unwissenheit als Soldaten und ihr Eifer als Spanier einigermaßen entschuldigen mußten. Sie wußten wenig oder gar nichts von regelmäßiger Kriegsführung, sie wußten nur, daß wir seit der Schlacht bei Talavera keinen Schuß an ihrer Seite getan hatten, daß unsere Waffengefährten vor zwei Jahren unter dem General Moore durch Galizien geflohen waren, ohne zu fechten, und ihre ängstlichen und verächtlichen Blicke sagten uns deutlich, daß sie befürchteten, wir möchten bei der Annäherung Massénas mit gleicher Eile durch Portugal zurückkehren. Es kränkte mich, dies alles zu beobachten, ich schrieb

[8]) Am 28. November 1809 wurden die Spanier unter Del Parque vom General Marchand bei Alba de Tormes geschlagen und verloren 3000 Mann, teils in Galicien, teils bei Ciudad Rodrigo. Diese Stadt wurde im Juni 1810 von Ney mit 50000 Mann besetzt, aber die Besatzung, 4000 Spanier unter dem tapferen Andreas Herrasti, ergab sich erst am 9. Juli, da es vergeblich war, gegen eine solche Übermacht Widerstand zu leisten. Im Januar 1812 wurde Ciudad Rodrigo von den Engländern unter Wellington den Franzosen wieder abgenommen.

aber vieles der gereizten Stimmung zu, worin die ausgestandenen Leiden und Gefahren sie versetzt haben mußten, und ich vergab ihnen von Herzen.

Der General Carrera, der sie befehligte, saß mit mehreren ihrer höheren Offiziere unter einigen Bäumen und rauchte seine Zigarre. Sein Haupt war unbedeckt, und er trug einen leichten gewöhnlichen Leibrock. Er war ein überaus schöner Mann, und als unsere wohlgerüsteten Truppen an diesem Platze vorüber auf ihre Posten zogen, betrachtete er sie mit schweigendem und empörendem Stolze. Er besaß keine Kenntnisse, war aber ein feuriger junger Krieger und ein wahrer Freund seines Landes. Im Jahre 1811 oder 1812 fiel er in den Straßen von Murcia, mit Säbelwunden bedeckt, nachdem er kurze Zeit mit fünf französischen Dragonern einen höchst ungleichen Kampf geführt hatte.

Ich erwähne das Zusammentreffen mit den spanischen Truppen, um zu zeigen, was für Anführer sie oft hatten und wie wenig Ordnung und Plan in dem Marsche und den Bewegungen der Krieger war, die, wie man wohl sagen kann, zerstreut in ihrem Biwak durcheinanderliefen, ohne regelmäßige Stellung oder eine Spur von Mannszucht und Aufsicht, und den Befehlen von Generalen unterworfen, die vielleicht in den meisten Fällen von Vaterlandsliebe angetrieben, aber selten von Urteilskraft geleitet wurden.

Am 17. August rückte unser und ein anderes Bataillon in ein Lager bei San Domingo, gegen ein und eine halbe Stunde von Sarzedas entfernt, zur Unterstützung einiger Truppen leichter Infanterie und Reiterei, die vor uns lagen und Castello Branco und die umliegenden Dörfer besetzt hielten. Wir hatten ein sehr vergnügtes Biwak; die Bäume waren groß und schön, ein klarer Bach von süßem Wasser floß an unseren Linien vorbei, und die Leute erhielten bequeme und reinliche Baracken. Unser General hatte eine kleine Kapelle an der Seite der Landstraße, das einzige Gebäude in unserer Nähe,

eingenommen, und Landleute, die gehört hatten, daß unsere Mannszucht streng sei und daß wir alles freigebig bezahlten, kamen bald aus einer Entfernung von zwei bis drei Stunden, um Markt in unserem Lager abzuhalten. Sie versorgten uns mit Vorräten an Brot, Milch, Eiern, Geflügel, Honig und trefflichem Landwein. Wer einmal zwei bis drei Wochen lang nichts als seinen Teil Rindfleisch und harten Zwieback genossen hat, wird sich nicht wundern, daß ich diese Kleinigkeiten erwähne, und wer nie im Felde gedient hat, mag bei ihrer Erwähnung lächeln, vorausgesetzt, daß er es mit guter Laune tut und mich zuletzt entschuldigt.

Während wir hier lagerten, spielte sich vor unserer Front ein Reitergefecht ab, wobei einige von unserm 13. leichten Dragoner-Regiment einen feindlichen Fouragiertrupp gefangen nahmen. Die Gefangenen wurden an unserem Lager vorbei ins Hauptquartier gebracht. Ich hatte bis jetzt, obgleich ich schon ein Jahr im Lande war, noch keinen französischen Soldaten gesehen und machte mich allein auf den Weg, um der Eskorte entgegenzugehen. Ich wußte nicht, wie es kam, aber ich machte mir seltsame Vorstellungen von dem Aussehen französischer Soldaten. Was ich zu sehen erwartete, kann ich nicht genau sagen, gewiß aber nicht Männer von schöner, frischer Gesichtsfarbe und von schlanker, wohlgebildeter Gestalt. So waren jedoch die Gefangenen; es waren Jäger, gegen 60 an der Zahl, in netten, grünen Uniformen und überaus gut stehenden Mützen. Einige von ihnen schienen niedergeschlagen und traurig, andere erbost und ungehalten zu sein, die meisten aber blickten mit furchtloser und unbelangener Neugier um sich her, während ihre lachenden blauen Augen nichts weniger als Grausamkeit verrieten. Es gab zwar unter ihnen nur wenig Franzosen, aber wenn auch Deutsche, waren sie doch Soldaten des französischen Heeres, marschierten und lachten mit ihm und waren Feinde, denen wir oft begegneten. Ein großer Teil von Napoleons Reiterei

bestand aus Deutschen, und selbst die numerierten Regimenter Frankreichs aller Waffen enthielten Italiener, Belgier, Holländer und andere Fremdtruppen. Sie waren daher gleichsam Proben der Feinde, mit denen wir kämpfen sollten.

Unter ihnen war ein Mann, dessen furchtbare und wilde Gesichtszüge ich in der Tat nie vergessen werde. Er war von mittlerer Größe, stark und kräftig, sein Haupthaar und sein ungeheurer Schnurrbart waren vollkommen weiß, sein Gesicht bleich, seine Augen klein und etwas rot, und der Ausdruck seines Blickes war ebenso natürlich als mitleidslos. Seine Kameraden schienen ihn zu scheuen, und auf meine Fragen erfuhr ich, daß er aus einer österreichischen Provinz gebürtig sei. Seine Sprache, sagten sie, wäre ihnen kaum verständlich, er sei ein vollkommener Wilder, aber tapfer und ein gutes Futter fürs Pulver. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß ein solcher Mann Soldat war. Vor einem solchen Bösewichte, dachte ich, wird das weinende Weib vergeblich knien, diesen einmal erhobenen Arm wird das Lächeln des hilflosen Säuglings, der Seufzer des verwundeten Kriegers nie vom Todesstreiche zurückhalten. Er war der einzige Verwundete unter dem ganzen Haufen, denn man hatte wenig oder keinen Widerstand geleistet; aber ein solcher Mann mußte kampfunfähig gemacht werden, ehe er entwaffnet werden konnte.

Am 2. September kehrte unser Bataillon nach Sarzedas zurück. Am 12 brachen wir auf und marschierten nach Sobreira Formosa, wo wir fünf Tage blieben. Das Land war zwar gebirgig, die Luft aber drückend heiß. Wir fanden jedoch Schutz unter großen Kastanienbäumen, den schönsten, die ich je gesehen habe.

Ganz nahe bei uns hatte sich eine portugiesische Heeresabteilung gelagert. Als sie ihre Abendparade hielt, ging ich an ihrer Linie entlang. Der Augenblick schien sich zu nähern, wo wir wahrscheinlich nebeneinander fechten sollten, und von ihrer Kraft hing die

Fortsetzung des rühmlichen Kampfes auf der Halbinsel ab. Die Grenadiere der Brigade von Algarve zogen besonders meine Aufmerksamkeit auf sich. Es waren alle schöne Soldaten, und ihre braune Gesichtsfarbe, ihre schwarzen Schnurrbärte, ihre großen, dunkeln Augen gaben ihnen ein wahrhaft martialisches Ansehen. Ich hörte sie zum ersten Male ihr Abendlied singen. Die Leute standen, während die Sonne unterging, im Kreise um ihre Offiziere und sangen ihr Abendgebet in einer Melodie, die für mich neu, anziehend und feierlich war.

Am Morgen des 17. setzten wir uns wieder in Bewegung und marschierten eilig nach dem Mondego, an dessen südlichem Ufer, nahe bei Ponte de Murcella, wir Halt machten. Auf unserem Wege setzten wir bei Villa del Rey über den Zezere. Unser Biwak bei dieser Stadt war im höchsten Grade jämmerlich. Der Regen goß in Strömen herab, und das Zelt gewährte kaum Schutz. Donner und Blitz, die unser Vieh erschreckten, und ein heftiger, an unser Zelttuch schlagender Wind vollendeten unser Elend.

Doch bei einem vergnügten Sinne und aufgeweckten Lebensgeistern leidet man nichts und achtet solche Unannehmlichkeiten nicht. Ich erinnere mich, daß mein Waffengefährte mir etwas Glühwein machte, und ich kroch dann unter meine Decke, warf ein Wachstuch über mich, und es gelang mir, das Ungewitter und seine Unannehmlichkeiten in einem tiefen Schlafe zu vergessen.

Mit der Sonne erhob ich mich, aber welche Veränderung belohnte uns! Der Morgen war himmlisch, das Wetter mild, alle Bäume und Felder glänzten von Regentropfen, und die Natur zeigte ein heiteres und frisches Antlitz. Unser Marsch ging, nachdem wir den Zezere durchwatet hatten, während der ersten zwei Stunden durch ein schönes, wohlangebautes Land, mit vielen reinlichen Hütten und Weinbergen, die rot von Früchten waren. Als wir dahinzogen, brachten die Landleute Wein und Pfirsiche, Pflaumen und Trauben, die sie für einen

geringen Preis an die Offiziere verkauften und freigebig an die Gemeinen verschenkten.

Unsere Leute hatten zuletzt nur einen kleinen Teil Brot erhalten, und obgleich sie fröhlich und guter Laune waren, so wurden sie doch durch diesen erzwungenen Marsch etwas ermüdet. Nie werde ich die Worte vergessen, die einer von unsern Leuten an seinen Kameraden richtete, während sie stolpernd in der Finsternis vor mir her sich fortarbeiteten; sie schildern auf tiefsinnige Weise den Anteil des Soldaten am Feldzuge. „Wilm," sagte er, „das Parlament und die großen Herren zu Hause wissen alles, was die Armee und der große Feldherr unternimmt, aber sie wissen nichts von dem einzelnen Soldaten; sie wissen z. B. nicht, daß du verdammt müde bist und daß ich kein Brot erhalten habe." — Es liegt mehr in diesen Worten, als man anfangs zu hören glaubt, und der nachdenkende Mensch kann mit Nutzen darüber philosophieren.

Wir schlugen am 23. unser Lager bei einem kleinen Dorfe hinter der Sierra de Murcella auf und blieben drei Tage hier liegen. Unsere Feldwachen erhielten ihre Posten nahe am Kamme dieses ungeheuren Gebirges, von wo sie nordöstlich einen weiten und schönen Landstrich übersahen.

Am 26. brachen wir wieder auf, setzten über den Mondego, erstiegen die hohe Sierra de Buzaco und standen bald in Schlachtordnung rechts von Wellingtons Heere. Unsere Stellung dehnte sich gegen vier Stunden längs dem felsigen Bergrücken hin, und der Boden, den wir besetzten, senkte sich da, wo unsere Nachhut stand, zu einem Abhange und verbarg auf die trefflichste Weise unsere Stellung sowie die Stärke unseres Heeresmacht. Mein Regiment hatte kaum die Waffen zusammengestellt, als ich zu dem Rande des Berges ging, auf dem wir lagen, in der Hoffnung, etwas vom Feinde zu entdecken; ich hatte indes keine Ahnung von dem prächtigen Schauspiel, das mich erwartete. Soweit das Auge reichte,

verkündeten der Glanz des Stahles und die von der Reiterei und Artillerie aufgewirbelten Staubwolken das Anrücken eines unermeßlichen Heeres, während unmittelbar unter mir, am Fuße der steilen Höhe, bereits seine Vorposten aufgestellt waren. Tausende lagen bereits in ihren Biwaks. Im langsamen Zuge folgend nahm Kolonne auf Kolonne den ihr angewiesenen Platz ein, und immer mehr schwoll die ungeheure schwarze Masse an. Die Anzahl der Feinde war nach der niedrigsten Berechnung 75000 Mann, und diese Macht war in drei abgesonderte starke Kolonnen geteilt, während man hinter ihrem Flügel in beträchtlicher Entfernung ein großes von ihrer Reiterei gebildetes Lager sehen konnte. Das ganze Land im Hintergrunde schien von ihrem Nachzuge, ihrem Feldhospital und ihrem Heeres-Verpflegungsamte bedeckt zu sein. Es war ein französisches Heer. Hier lagen die Männer vor mir, die vor beinahe zwei Jahren die ganze englische Küste in Schrecken gejagt, die Italien erobert, Österreich überwältigt, in den Ebenen von Austerlitz gesiegt und in einem Tage auf dem Schlachtfelde von Jena Preußens Macht, Stolz und Kriegsruhm gedemütigt hatten! Morgen, dachte ich, werde ich zum ersten Male das Schlachtgetöse hören, das Niedermetzeln sehen und die Ehre eines schwer erkämpften Sieges teilen oder zu den Gefallenen gehören. Langsam kehrte ich zu meinem Regimente zurück, und als der Abend unter anziehender, lebhafter Unterhaltung verflossen war, legten wir uns, obgleich wir weder Gepäck noch Feuer hatten, zur Ruhe. In unsere Mäntel gehüllt, die felsige Oberfläche des Berges zum Kopfkissen und den Himmel zu unserm Baldachin, durchschliefen oder verbrachten wir vielmehr die Nacht mit den mannigfaltigsten Gedanken.

Zwei Stunden vor Tagesanbruch stand das Heer unter Waffen, aber die zwei Stunden vergingen schnell und ruhig. Endlich, als der Tag graute, ließen sich ein paar entfernte Schüsse zu unserer Linken hören. Sie

wurden durch Kanonendonner und das rasche, heftige, unaufhörliche Rottenfeuer der Musketen erwidert. Wir erhielten Befehl, aufzubrechen und die angegriffenen Truppen zu unterstützen. Hills ganzes Korps, gegen 14 000 Mann stark, bildete sich zu einer offenen Kolonne und marschierte in festem doppeltem Geschwindschritt und in größter Ordnung links ab.

Als wir uns bis auf eine halbe Viertelstunde einer der Angriffspunkte genähert hatten, von dem der Feind eben durch das 74. Regiment vertrieben wurde, sah ich mich nach der Nachhut unserer Truppen um. 11 000 Mann folgten uns, alle vor unsern Augen, alle in offener Kolonne, alle mit Geschwindschritt anrückend. Wir hielten genau im Hintergrunde des Platzes, von dem das 74. Regiment in schönster Ordnung, die Fahnen von Kugeln durchlöchert, zurückkehrte. Hier flogen einige Bomben über unsere Linie, die indes keinen Schaden anrichteten, aber wir hatten nicht die Ehre, in den Kampf verwickelt zu werden. In diesem Augenblick wurde der erste Verwundete, den ich im Felde sah, an mir vorübergetragen. Es war ein schöner junger Engländer in portugiesischen Diensten, der hilflos in einem leinenen Tuche dalag, beide Beine von einer Kanonenkugel zerschmettert. Er sah bleich aus, und große Schweißperlen standen auf seiner Stirn, aber er sagte nichts — sein Schmerz schien unaussprechlich. Ich wünschte ihm heimlich den Tod, ein Wunsch, der, wie ich glaube, nicht lange unerfüllt blieb.

Um diese Zeit kam Wellington mit einem zahlreichen Generalstabe herangesprengt und erteilte unmittelbar vor unserer Linie dem General Hill seine Befehle, so daß ich deutlich hören konnte, was er sagte. „Wenn sie wieder auf diesem Punkte einen Angriff machen, Hill, so geben Sie ihnen eine Ladung und dringen mit dem Bajonett auf sie ein; lassen Sie aber Ihre Leute sie nicht zu weit den Hügel hinab verfolgen." — Ich war über diese Befehlsweise sehr überrascht, die so entschieden, so männlich und so frei von jedem Zweifel war, daß

der Angriff zurückgewiesen werden konnte, und sie bestärkte sehr das Zutrauen. Lord Wellington einfaches Benehmen in der Erteilung der Befehle und beim Anführen ist ganz so, wie es einem erfahrenen Manne geziemt. Er hat nichts Barsches, nichts Prahlerisches, nichts Wichtigtuendes oder Auffahrendes an sich; seine Befehle im Felde sind kurz, bündig, deutlich und zweckmäßig.

Die Franzosen machten jedoch den ganzen Tag hindurch keine Bewegung gegen uns. Ihre beiden verzweifelten Angriffe waren glücklich zurückgeworfen und ihr Verlust, mit dem unsrigen verglichen, sehr bedeutend. Von der Höhe, die vor unserer jetzigen Stellung lag, konnten wir sie besser als den Abend vorher übersehen; Waffen-Ausrüstung, Uniformen, alles war zu erkennen. Sie waren damit beschäftigt, ihre Verwundeten fortzuschaffen. Da aber nichts von ihren Truppen aufbrach, glaubte man allgemein, sie wurden morgen ihre Angriffe erneuern. Unsere Leute gingen im Laufe des Tages, um Wasser zu holen, an einen kleinen Bach hinab, der zwischen den sich gegenüberstehenden Heeren lag, und man konnte sehen, wie französische und englische Soldaten aus demselben Flusse tranken und sich sogar hinüberbeugten, um sich die Hände zu reichen. Ein Gemeiner von meinem Regimente tauschte sogar die Mütze mit einem feindlichen Soldaten, als Zeichen der Achtung und des Wohlwollens. Als die Sonne unterging, wurden unsere Feldwachen den Hügel hinuntergeschickt, und ich sah deutlich, daß sie mitten unter den toten Kriegern aufgestellt wurden, die am Morgen gefallen waren. In unserer nächsten Umgebung erinnerte jedoch nichts an die stattgehabte Schlacht, denn der Verlust auf unserer Seite traf nur einen kleinen Teil unseres Heeres und war, in Anbetracht des Umfanges unserer Linie, so unbedeutend, daß man wenig oder gar keine Spuren davon sah. Nicht so auf seiten des Feindes. Da er indes besonders auf seiner Flucht vom Hügel

herab geritten hatte, so lagen seine Toten an dessen Abhange, von wo sie, wie gesagt, ihre Verwundeten abholten.

Jedermann hegte die volle Überzeugung, daß der Morgen einen allgemeinen und blutigen Kampf herbeiführen würde. Unsere Linie bereitete sich ununterbrochen vor, die Soldaten lagen mit ihrem Riemenzeug um den Leib in einer regelmäßigen Kolonne, Vorder- und Hintermann Kopf an Kopf, und jeder hatte seine Flinte neben sich. Früh um drei Uhr erhoben wir uns und standen auf unserm Posten unter den Waffen in einer Art Schlucht zwischen zwei der rohen, ungestalteten Felsenrücken, die sich auf dem Gebirge erheben, nahm mein Regiment mit einem andern Bataillon seine Stellung ein. Diese Schlucht wurde als der verwundbarste Punkt der ganzen Linie betrachtet, und man glaubte, der Feind würde seinen Hauptangriff darauf richten. Gegen halb vier Uhr schickten die Feldwachen die Nachricht, der Feind trete unter die Waffen. Die Feldwachen wurden augenblicklich in aller Stille eingezogen, und ein Stabsoffizier blieb auf der Lauer. Gegen fünf Uhr eilte er den Berg herauf, und als er bei dem Befehlshaber unserer Linie vorbeikam, sagte er: „Machen Sie sich bereit, Sie kommen ganz gewiß dran! Eine starke Kolonne ist eben bis zum Fuße der Anhöhe herangerückt, und Sie können sich jeden Augenblick auf einen Angriff gefaßt machen." Mein Herz schlug rasch, sehr rasch; vielleicht waren die wenigen Augenblicke meines Daseins bereits gezählt. Ein solcher Gedanke wird und muß im ersten Augenblick furchtbarer Erwartung in der Seele eines jeden Mannes aufsteigen, der noch nie gefochten hat, aber er ist weder gefährlich noch verächtlich und dient eher dazu, die Entschlossenheit eines männlichen Herzens zu kräftigen als wankend zu machen. Und jetzt, dachte ich, als der erste Klang einer feindlichen Trompete mein Ohr traf, jetzt kommen sie! Aber nein, er schwieg, der schauerliche Klang, und verkündigte nur

einen Boten mit der Waffenstillstandsfahne, der eine unbedeutende Nachricht brachte.

Die Sonne stieg auf, aber nicht über einem blutigen Schlachtfelde, denn die französischen Soldaten zogen sich in ihre Stellung zurück und schienen den ganzen Tag damit beschäftigt, Baracken zu bauen. Gegen Abend sah man etwas Bewegung unter ihnen, und um Mitternacht wußte man gewiß, daß sie alle aufgebrochen waren, um in unsern rechten Flügel einzudringen. Wir machten uns nun sofort auf. Von unserm gefährlichen Standorte herabsteigend, setzten wir über den Mondego und marschierten nach der Höhe San Miguel. Wir empfanden natürlich alle eine große Enttäuschung, so viele Strapazen erlitten zu haben, ohne die süße Belohnung zu erlangen, nach welcher Jugend und Ehrgeiz sich ewig sehnen. Viele Monate sollten indes noch vergehen, ehe uns das schätzbare Recht zuteil wurde, den wichtigsten und gefahrvollen Pflichten unseres Berufes Genüge zu leisten.

Keine Lehre in der Kriegskunst aber war vielleicht unterrichtender und anziehender, als dieser merkwürdige Feldzug. Unser Heer, an Zahl und Ausrüstung dem feindlichen nachstehend, konnte seine Hoffnungen nur auf die klugen Maßregeln und die geschickte Führung eines weisen und starken Feldherrn stützen.

Von dem Augenblick an, wo Almeida fiel[4]), erregten Wellingtons Anordnungen und Bewegungen allgemeine Bewunderung. Trefflich bediente er sich des einzigen Vorteils, den man mit einer Armee, wie die unsrige war, vielleicht erlangen konnte. Er ließ uns durch eine schnelle und geschickte Bewegung eine so feste und gebieterische Stellung bei Buzaco einnehmen, daß wir ebenso geschützt vor der Artillerie als unerreichbar für die Reiterei

[4]) Die Grenzfestung Almeida fiel im Jahre 1810 den Franzosen unter Masséna infolge Explosion eines Pulvermagazins in die Hände, aber am 8. Mai 1811, von Wellington mit 20000 Mann bedroht, sprengten die Franzosen Almeida in die Luft und verließen es.

des Feindes waren. Hier, vom hohen Rücken eines ihrer vaterländischen Gebirge, zeigte er zuerst den portugiesischen Truppen die Schlachtordnung ihrer furchtbaren Bedrücker, und dann übertrug er ihnen die leichte Arbeit, an der Seite der britischen Krieger einen der verzweifelten und hoffnungslosen Angriffe zurückzuweisen, die seine Kenntnis des französischen Charakters ihn erwarten ließ. Durch dieses Meisterstück der Kriegskunst und klugen Politik wurden die Portugiesen mit einem Vertrauen zu ihrem Anführer und zu sich selbst erfüllt, das sie in der Folge nicht wieder verließ. Lord Wellington sah aber deutlich, daß das Kriegsgeschick, da man um einen so mächtigen Satz spielte, wie es die politische Existenz eines Volkes war, nie von den rühmlichen Wagnissen eines Kampfes abhängig sein dürfte. Sobald ihm also die Stellung bei Buzaco nicht mehr haltbar schien, beschloß er sich zu den Linien in Lissabons Nähe zurückzuziehen, das längst sorgfältig befestigt worden war, um den Sitz der Regierung und die Hauptstadt des Landes zu verteidigen. Um jedoch diesem Verteidigungsplane Wirksamkeit zu geben, war es nicht nur nötig, das verbündete Heer zu den Linien von Torres Vedras zurückkehren zu lassen, sondern das ganze Land zwischen diesen Linien und der Grenze mußte, weil man voraussah, daß es in Feindes Hände fallen würde, von allen Einwohnern verlassen und sorgfältig von allen Dingen entblößt werden, die zum Unterhalt der Feinde oder zur Förderung ihrer Fortschritte dienen konnten.

Meine Feder versagt mir den Dienst, ich fühle, daß keine Schilderungsgabe dem Leser die schmerzlichen Vorgänge, die traurige Verwüstung darzustellen vermag, von denen wir auf unserm Marsche vom Mondego zu den Linien täglich Augenzeugen waren. Wohin wir kamen, war der Aufruf uns vorausgegangen, der die Einwohner nötigte, ihre Häuser zu verlassen und ihr kleines Eigentum hinwegzuschaffen oder zu zerstören. Die Dörfer waren verlassen, die Kirchen, die so oft als Zufluchts-

stätten dienten, standen leer, die Hütten auf den Bergen waren offen und unbewohnt, die Mühlen im Tale, noch gestern so geschäftig, standen still.

Wir biwakierten am 4 bei Tomar. Die Flanken unserer Linie waren, als wir von hier abmarschierten, im wahren Sinne des Wortes mit der flüchenden Bevölkerung des Landes bedeckt Am Abend des 6 machten wir bei Santarem Halt. Scharen von Einwohnern, die bis zu unserer Ankunft noch nicht glauben wollten, daß man den Feind soweit vordringen lassen würde, bereiteten sich nun mit schweigender und trübsinniger Eile zur Flucht vor.

Am folgenden Morgen zogen unsere Kolonnen durch die Stadt und verfolgten auf der Straße von Lissabon ihren Weg. Gleich unterhalb der Stadt war das Ufer des Flusses mit Flüchtlingen angefüllt, die auf die Überfahrt warteten. Nachmittags erreichten wir Alhandra, eine kleine hübsche Stadt am Ufer des Tajo, gegen 4 Stunden von Lissabon. Sie lag unmittelbar vor dem rechten Flügel unserer berühmten Linien und war von einer Brigade unseres Heeres während der ganzen Zeit, wo die Franzosen vor ihnen gestanden hatten, als eine Art Vorposten benutzt worden. Auch diese Stadt war verlassen, und wir kamen zu unserm großen Troste unter Obdach, denn das Wetter fing an, naß, kalt und unangenehm zu werden. Mein Waffengefährte und ich wurden in die Sakristei einer Kirche einquartiert. Das Zimmer war hoch, geräumig und düster. Zwölf lebensgroße Bildsäulen, Heilige vorstellend, waren in Nischen rings an den Wänden aufgestellt Man hatte ihnen die schwarze Kleidung des Klosterordens angelegt und mit ihren glänzenden Augen, ihren wehenden Gewändern und im Schimmer unserer Lampen schienen sie zu leben, sich zu bewegen und auf uns zu zürnen. Aber so lustigen, hungrigen und müden Männern wie wir konnten sie nicht die Laune verderben, den Appetit rauben oder den Schlummer verscheuchen. Unsere Mäntel und Decken waren außerordentlich feucht,

wodurch unsere nächtliche Ruhe etwas gestört werden konnte. Zu unserm Glücke indes hatten die Geistlichen in den Schubfächern der Sakristei viele ihrer Gewänder gelassen, und so schliefen wir, über und unter uns glänzende schwere Priesterröcke gebreitet, so fest wie ein Domherr in den Versammlungszimmern von York oder Durham.

Am Tage nach unserer Ankunft in diesem Orte wurden einige Gefangene gebracht, die man in einem Reiterscharmützel bei Azimbuja aufgegriffen hatte. Sie gehörten zu den schweren Dragonern, und ihr Ansehen schien mir ein sehr martialisches zu sein. Der metallne Helm mit dem hohen Kegel, dem Roßschweife und dem Aufschlage von Tigerfell machte sie sehr schön, und die dicken steifen Schnurrbärte der abgeharteten Männer, die alle verwundet waren, standen gut zu diesen kriegerischen Helmen.

Gegen 9 Uhr am Abend des 10., als ich in mein seltsames Bett stieg, erhielten wir Befehl, sogleich gegen anderthalb Stunden rückwärts und links zu marschieren, um einige befestigte Höhen zu besetzen. Der Regen ist in Portugal fast so häufig als in tropischen Ländern, und er goß in dieser Nacht in ununterbrochenen mächtigen Strömen. Auch war es ungewöhnlich finster, und ich glaube, wir tappten 6 Stunden lang auf unserm Wege fort, als wären es viele Meilen. In einem kleinen Bergdorfe, wo wir Halt machten, erhielt ich mit meinen Kameraden eine kleine Hütte, aber der Raum war so beschränkt, daß wir weder liegen noch sitzen konnten, und wir blieben zusammengedrängt stehen, bis der Tag anbrach, wo wir uns in die armseligen Hütten verteilten. Die Posten und Batterien in der Nachbarschaft, deren Verteidigung man uns auf drei Tage übertragen hatte, waren keineswegs in vollkommenem, dienstfähigem Zustande, da in einigen zu jener Zeit kein Geschütz aufgefahren und in den andern nicht für den nötigen Kriegsbedarf gesorgt worden war.

So oft ich mich an diese Periode des Feldzuges erinnere, muß ich mich wundern, daß Masséna nicht versuchte, uns aus unserer Stellung zu verdrängen. Die französische Infanterie, die vor uns bei Buzaco vereinigt lag, hätte ohne große Anstrengung am 10. unsere Linie erreichen und sie an diesem oder dem folgenden Tage angreifen können. Meine Meinung ist, daß der Feind, wenn er entschlossen gewesen wäre, alles dem großen Zwecke zu opfern, unsere Linien zu durchbrechen und gegen Lissabon vorzurücken, höchst wahrscheinlich seine Absicht erreicht haben würde. Es ist nicht zu leugnen, daß unsere Stellung durch ungeheure Schanzen und Batterien geschützt war, doch war sie sehr ausgedehnt, und ihre Verteidigung würde weder von Wellingtons Geschicklichkeit noch von der Tapferkeit des Heeres abgehangen haben.

Am 13. marschierte mein Regiment wieder nach Bucellas. Neben diesem Ort zog sich die zweite Verteidigungslinie hin, und da man den Ort für einen wichtigen Punkt ansah, so wurden sechs englische Bataillone als Reserve hineingelegt.

In der Nacht des 14. November zog sich der Feind aus der Stellung zurück, die er so lange uns gegenüber behauptet hatte, und am 15. brach unsere Heeresabteilung gegen Mittag von Bucellas auf. Wir marschierten sechs Stunden, kamen durch Alhandra, Villafranca und Villanova und machten bei Caregada Halt.

Als wir uns Villafranca näherten, waren unsere Leute eifrig bemüht, Spuren der Franzosen aufzufinden. Hier war ein Pfad von ihren Posten getreten, da hatte die Hauptmacht ihrer Feldwache gelegen, dort waren zwei Kanonen aufgepflanzt, statt der Sandsäcke oder Schanzkörbe hatte man, um eine Batterie zu bilden, große bemalte Gartenkübel aufgehäuft, von denen die Pflanzen, die sie einst zierten, abgeschnitten waren. Am Eingange von Villafranca war die Straße verrammelt, Kisten, Weinfässer und Matratzen bildeten die seltsame Verschanzung.

Hier an einem der ersten Häuser zeigte ein Kreidestrich an, daß es das Quartier einer französischen Grenadierkompagnie gewesen war, dort hatte ein Bataillonchef gewohnt, in jenem Häuschen mit den grauen Fensterladen war, wie man aus einem Gekritzel über der Tür ersah, ein Oberst des Generalstabes einquartiert gewesen. Kurz, wohin man blickte, sah man Stellen, die noch gestern von Feinden bevölkert gewesen waren, von Männern, die eine andere Kleidung trugen, eine andere Sprache sprachen und für eine andere Sache fechten und bluten wollten.

Es war spät am Abend, als wir in Caregada ankamen, und die Stadt war bereits mit unsern Truppen, besonders Artillerie und Reiterei, angefüllt. Alle Häuser und Ställe waren besetzt und in letzteren erhielten nur einige von unsern Offizieren und Gemeinen mit großer Mühe Zutritt. Der weit größere Teil von uns jedoch brachte die finstere, schauerliche Nacht auf den Straßen zu. Wir machten große Feuer, ohne sehr gewissenhaft in der Wahl des Holzes zu sein. Alte Bretter, Pfosten, Türen, Fensterladen wurden ohne Zaudern verbrannt. Viele von uns hießen sich aus den besetzten Häusern Stühle holen, und so saßen wir in mußiger Ruhe bis zum Tagesanbruch um unsere Feuer.

Wir marschierten am folgenden Morgen nach Azimbuja, wo wir erfuhren, daß der Feind seine Stellung bei Santarem genommen und Wellington bei Cartajo Halt gemacht hatte. Unsere Division unter General Hill sollte sogleich auf das südliche Ufer des Tajo übersetzen. Gegen 400 Franzosen, die von unserer Vorhut gefangen genommen worden waren, wurden durch Azimbuja nach Lissabon gebracht. Es waren alles Infanteristen, aber größtenteils schwache und kränkliche Nachzügler, außer einigen unvorsichtigen Plünderern, die allein das Ansehen von Soldaten hatten.

Am 19. wurden wir durch die Boote der Flotte, die zu diesem Zweck mit einigen Offizieren und Seeleuten

den Fluß heraufgeschickt worden war, über den Tajo gesetzt. Der Admiral Thomas Williams und Kapitän Beresford hatten die Aufsicht über die Überfahrt der Truppen, und dieser wichtige Dienst wurde mit der gewohnten Ordnung, Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit ausgeführt. Von dieser Zeit bis zu Ende Februar standen wir in Almeirim, einer kleinen, eine Stunde vom linken Tajoufer entfernten Stadt, die Santarem, dem Hauptquartiere des französischen Heeres, gerade gegenüberlag. Der Aufenthalt in Almeirim wurde unerträglich langweilig gewesen sein, aber durch die Stellung der beiden Heere einander gegenüber wurde er überaus anziehend.

Als ich eines Tages mit drei oder vier Kameraden am Rande des Flusses spazieren ging, bemerkten wir am jenseitigen Ufer eine ziemliche Menschenmenge und einige französische Offiziere. Sie grüßten uns mit den Worten: „Bonjour, messieurs!", und es knüpfte sich bald eine Unterhaltung an. Sie waren außerordentlich höflich, sprachen mit dem größten Lobe von Romana[6]), der kürzlich gestorben war, und nannten ihn „le seul général espagnol digne de son grade". Sie fragten nach Lord Wellington, äußerten, er hätte Wunder von Tapferkeit getan, und priesen ihn wegen seiner geschickten Leitung des Feldzugs. Es herrschte die heiterste Laune in unserer Unterhaltung, und wir neckten uns unaufhörlich. Sie fragten uns, wie uns der Bacallao und Accte[7]) statt des englischen Roastbeefs munde, und wir, was sie in Santarem ohne die Restaurants, Cafés und Theater ihres teuren Paris anfingen. Sie erwiderten lachend, sie hätten ein Theater, und fragten, ob wir nicht heute abend herüberkommen wollten, um das Stück zu sehen, was gespielt würde, es hieße: „l'Entrée des Français dans Lisbon." Ein Freund von mir erwiderte schnell, er empfehle ihnen lieber die Wiederholung eines andern Stückes: „La

[6]) Siehe 11. Anmerkung im ersten Bericht (Grolman).

[7]) Bacallao = Schellfisch, Accte = Essig

fuite des Français!“ Lautes und allgemeines Gelächter erschallte — der Witz war zu gut, als daß er nicht hätte treffen sollen. Ihr General hielt es jedoch nicht für angebracht, noch länger zu verweilen. Er zog seinen Hut, grüßte uns in vollkommen guter Laune, stieg die Anhöhe hinauf, und alsbald zerstreute sich die ganze Gruppe.

Am 21. Februar entstand einiger Lärm, weil ein Teil des Feindes zu einer großen Insel im Tajo übersetzte, die ungefähr eine Stunde oberhalb Santarems und Alpiacas, einer kleinen Stadt am südlichen Ufer, lag. Sie wollten jedoch nur Fourage holen und zogen wieder ab, ohne zu wagen, mit Alemtejo Verkehr anzuknüpfen; wir aber besetzten hierauf die Insel mit einem Posten, um sie gegen fernere Angriffe zu schützen.



3. Kapitel

General Beresford übernimmt den Befehl über Hills Korps. Reitergefecht bei Campo Major. Belagerung von Olivenza und Badajoz. Gefechte bei Albuera und in den Felsen von Montanches. Abberufung nach England

Es war jetzt offenbar, daß ein zweiter Feldzug eröffnet würde, und daß wir die engen Schranken, die wir seit Oktober innegehabt hatten, verlassen sollten, um neue und anziehendere Schauplätze zu sehen.

Am 6. gegen Mittag marschierten wir in der heitersten Stimmung von Alpiasa ab. Nach einem viertägigen Marsche durch ein schönes Land machte unsere Brigade in einem kleinen, sauberen Dorfe Halt, das zum Bezirk Alemtejo gehörte. Ich habe vergessen zu erwähnen, daß der Befehl über alle am südlichen Ufer des Tajo stehenden Truppen in Abwesenheit des Generals Hill, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in die Heimat zurückgekehrt war, dem General Beresford anvertraut worden war. Dieser war auf Wellingtons Befehl mit einem großen Teil seiner Truppen aufgebrochen, um Masséna zu verfolgen, der sich nach Tomar zurückzog, wo er, wie man aus seinen ersten Bewegungen schloß, eine Heeresmacht zu sammeln beabsichtigte. Der französische Feldherr nahm jedoch seinen Weg nach dem Mondego und wurde von der Hauptmacht der Ver-

bündeten verfolgt, die Wellington persönlich anführte. Die beabsichtigten Unternehmungen unseres kleinen Heeres im spanischen Estremadura wurden natürlich durch diese Vorkehrungen bis zur Rückkehr des Generals und seiner Truppen aufgeschoben. Während dieses kurzen Zeitraums blieben wir in unseren ruhigen Kantonierungen.

Am 18. desselben Monats waren wir wieder in Bewegung und marschierten über Portalegre nach Arronches, wo wir drei Tage blieben. Als Masséna am 5. von Santarem aufbrach, hatten wir den Plan, auf dem südlichen Ufer der wichtigen Festung Badajoz im spanischen Estremadura zu Hilfe zu eilen, die damals vom Herzog von Dalmatien belagert wurde. Dieser Plan, den wir gewiß ausgeführt hätten, wurde durch den Befehlshaber der Festung vereitelt[1]), der sie plötzlich einem schwachen feindlichen Trupp unter den entehrendsten Bedingungen übergab. Gleich nach dem Falle von Badajoz folgte die Belagerung und Einnahme von Campo Major, einer Festung, die keines Widerstandes fähig war und aus der wir selbst den Feind zwei Tage nach seinem Einzuge vertrieben.

Am Nachmittag des 25. machten wir in einem sehr angenehmen Biwak an den Ufern des Caya Halt. Wir lagerten uns in einem reizenden, von Hügeln eingeschlossenen Tale, an dessen Seiten das Fußvolk sich verteilte, während die Reiterei die grünen Ebenen an den Ufern des Flusses einnahm.

Am Morgen des 26. marschierten wir gegen Campo Major, und als wir ungefähr eine Stunde von seinen

[1]) Marschall Soult, Herzog von Dalmatien, belagerte Badajoz im Februar 1811 und zwang den feigen Gouverneur der Festung, Imas, nachdem er die spanische Armee von Estremadura unter Mendizabal in der Schlacht von Gebora am 19. Februar geschlagen, zur Übergabe am 11. März. Erst am 6. April 1812 eroberte Wellington die Festung wieder und gelangte mit ihr auch in Besitz Portugals. Die Engländer verloren bei dieser hartnäckigen Belagerung über 3000 Tote und 7000 Verwundete.

Mauern entfernt waren, machten wir Halt, um die Reiterei vorzulassen. Es waren gegen 2000 Mann, sie zogen in flottem Trabe reihenweise an uns vorüber. Ihre Pferde waren in schönem Zustande und fielen zuweilen mit einem stolzen Bäumen in einen leichten Galopp.

Wir wußten, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach einen tüchtigen Strauß mit den Feinden zu bestehen haben würden, die natürlich die Stadt räumen und sich nach Badajoz zurückziehen mußten. Aber die Beschaffenheit des Bodens war so günstig für ein Reitergefecht, daß es schien, als wenn sich der Kampf gänzlich auf diese Truppen beschränken würde. Unsere Vermutungen waren begründet; kaum wurden die Franzosen unser gewahr, als sie sich schnell hinter die Stadt zurückzogen. Vier Regimenter von ihrer Reiterei stellten sich unsern Leuten gegenüber, während ihre Infanterie — eine Abteilung von ungefähr 1200 Mann — mit einigen Geschützen ihren Rückzug begann. Unser 13. leichtes Reiter-Regiment machte, von den Portugiesen unterstützt, einen glänzenden Angriff auf die feindlichen Dragoner. Unsere Leute zeigten großen Mut, aber der Kampf wurde unserseits mit so wenig Geschicklichkeit geführt, daß die Franzosen den Rückzug ihres Fußvolks und Geschützes sicherten, indem sie zwar einen Verlust erlitten, der indes nicht so schwer als der unsere war. Unsere schöne schwere Reiterbrigade gelangte nie vor den Feind, und unsere Infanterietruppen folgten langsam im Hintergrunde. Alle hundert Schritte saben wir Spuren dieses schlechtgeführten Kampfes, der bis zu den Toren von Badajoz fortgesetzt wurde, in deren Nähe einige von unsern Leuten sich gefangen nehmen ließen.

Trotz den an einem solchen Tage erweckten stolzen Gefühlen ist es kränkend für den mutigen und peinlich für den gefühlvollen Soldaten, mit kaltem Blute zu folgen und das traurige Schauspiel mit anzusehen, das die auf dem Wege verstreuten Toten und Sterbenden darbieten. Unter anderm ist mir besonders folgendes noch erinner-

lich. Einige Schritte von der Straße entfernt sah ich einen schönen, ganz nackten Leichnam liegen, dessen Gesicht zu Boden gekehrt war. Ich wußte nicht, wie es kam, aber der Leichnam sprach gewaltig zu Herzen; er sah so trostlos, so ergeben, so verlassen aus. Ein englischer Dragoner, der ein verwundetes Pferd führte und zwei Gefangene brachte, von denen der eine eine Menge Säbelhiebe auf der Wange und der Schulter hatte, ging an mir vorüber, als ich den Toten betrachtete. „Erinnerst du dich, mein Freund," fragte ich ihn, „was hier vorgefallen ist?" — „O ja, Herr; die Franzosen standen hier in Front und wir griffen sie an und schlugen sie in die Flucht; dieser Mann aber, der ein Offizier war, suchte sie zum Stehen zu bringen und wurde, denke ich, von unserm Adjutanten niedergehauen." — In diesem Augenblick beugte sich einer der französischen Reiter herab und rief: „C'est le colonel!" — „Comment diable," sprach der andere. — „C'est bien lui," erwiderte sein Kamerad, „il est mort. Ah! qu'il était brave soldat; ce vilain champ de bataille n'est pas digne d'une telle victime." Sie gingen vorüber. So geht es im Kriege.

An demselben Tage geriet ein französischer Offizier durch den Sturz seines Pferdes in unsere Gefangenschaft. Er war von der erlesenen Kompagnie des 26. Dragoner-Regiments, ein schöner junger Mann mit einem äußerst zarten Gesicht. Ein Sergeant brachte ihn an unserer Division vorüber, die eben Halt gemacht hatte. Nie werde ich die traurige Niedergeschlagenheit vergessen, die in seinen Zügen lag. Der Zügel hing am Halse seines Pferdes herab, und der Offizier saß gedankenvoll im Sattel, ohne auf seine Umgebung zu achten. Als er an uns vorüberkam, nahmen einige unserer Offiziere den Hut ab, und er erwiderte den Gruß mit einem sehr höflichen Schwenken seiner Bärenfellmütze, aber ich merkte, daß seine Augen mit Tränen gefüllt waren. Einige Schritte hinter uns mußte er an einer portugiesischen Heeresabteilung vorbei, deren Offiziere sich hervor-

drängten, um ihn mit einer Art triumphierender Neugier zu betrachten. Obwohl er mir den Rücken zukehrte, sah ich doch, daß das seinen ganzen Stolz und Mut wiedererweckte, denn er setzte sich aufrecht in seinem Sattel, ergriff die Zügel, spornte sein Pferd an und ritt langsam und stolz an ihnen vorüber.

Aber zurück zu meinem Bericht. Nachdem wir den ganzen Tag in Bewegung gewesen waren und uns bald an dem Anblick gefangener Soldaten und aufgegriffener Pferde, bald an unsern Dragonern ergötzt hatten, die den sonderbaren Inhalt der erbeuteten Felleisen auspackten, lenkten wir wieder unsern Weg nach Campo Major und lagerten uns unter seinen Mauern.

Am nächsten Tag marschierten wir nach Elvas, wo wir bis zum 1. April blieben. Von da zogen wir nach Borba, einer hübschen, sechs Stunden von Elvas gelegenen Stadt, die ihres Weines wegen berühmt ist. Während wir hier in Kantonierung lagen, waren unsere Ingenieure eifrig beschäftigt, bei Jurumenha eine Brücke über den Guadiana zu bauen. Diese Arbeit ging wegen des großen Mangels an Baumaterial nur langsam vonstatten und wurde durch die starken und plötzlichen Anschwellungen des Flusses, welche das Schmelzen des Schnees verursachte, sehr erschwert. Endlich war jedoch die fliegende Brücke geschlagen, und unser Heer gelangte sicher und ohne Hindernisse in der Nacht des 5. April ans spanische Ufer.

Am 6 marschierten wir ein paar Stunden und lagerten uns auf einer mit Cistus bedeckten Ebene. In einem kleinen, nicht weit von uns gelegenen Dorfe wurde das Hauptquartier aufgeschlagen. Hier fiel ein ungewöhnliches Ereignis vor, das schwer zu erklären ist. Ein feindlicher Trupp hatte die Wachsamkeit der portugiesischen Außenposten getäuscht und eine englische Dragonerschwadron überrascht, die sämtlich gefangen genommen wurde. Diese Dragoner waren 24 Stunden zuvor auf der Grenzfeldwache gewesen und hatten gewünscht, vom Dienste be-

frei zu werden, obwohl sie sehr nahe an der Linie der Feldwachen hielten, eine Anordnung, die, verbunden mit dem gänzlichen Mangel an Vorsicht auf seiten der Außenposten, ihre Gefangennahme herbeiführte. Doch dies war nicht alles: der Feind kam bis ins Quartier des Marschalls Beresford. Sie nahmen einige Pferde aus den Ställen des Generalstabs, zogen sich aber unangefochten wieder zurück, als sie den Alarm hörten, den eine Unteroffizierswache gab. Wären sie dadurch nicht aufgeschreckt worden, so hätten sie sich wahrscheinlich unseres ganzen Generalstabs bemächtigt.

Am Morgen des 8. brachen wir wieder auf, um auf Olivenza zu marschieren, wohin der Feind eine kleine Besatzung gelegt hatte. Diesen Ort brauchten wir sehr nötig als Waffenplatz, denn die Franzosen hatten eine starke Besatzung in Badajoz, die unser Vordringen benutzen konnte, um unsere Verbindungen abzuschneiden, und aus derselben Ursache hatten wir auch bei Jurumenha einen Brückenkopf gebaut.

Unsere Marschordnung am Morgen des 8. war sehr schön. Wir ruckten in vier parallelen Kolonnen vor, die durch einen wohlabgemessenen Zwischenraum getrennt waren. Die beiden Flügelkolonnen bestanden aus Reiterei, die durch Avantgarden und Flankenreiter geschützt waren, die beiden mittleren Kolonnen aus Fußvolk mit ihren Kanonen. Die Plänkler des 13. Dragoner-Regiments zogen auf einer Anhöhe zu unserer Linken hin und beobachteten die Straße von Badajoz, während die Avantgarde der schweren Reiterei zu unserer Rechten eine der Straßen verfolgte, die unmittelbar nach der Stadt Olivenza führten, welche unsere Annäherung durch ihre Kanonen verkündete. Die Beschaffenheit der Gegend, durch die wir zogen, erlaubte allen Kolonnen, sich einander deutlich zu übersehen, und wir bekamen alle die Festung fast in demselben Augenblick zu Gesicht. Auf den Höhen haltend, von denen man sie außerhalb der Schußweite übersah, hatten wir eine unbegrenzte Aussicht auf die

Festung, während die Aufforderung zur Übergabe in die Stadt geschickt wurde.

Da der Gouverneur die Bedingungen verwarf, wurde General Cole[*]) mit der vierten Division abgeschickt, die Belagerung zu beginnen, und am Nachmittag des 10. rückte das Heer vor.

Ich befand mich beim Nachtrabe, und da die Hauptmacht zwei Stunden vor uns aufgebrochen war, erreichten wir das Biwak erst bei Anbruch der Nacht. Die Nacht war äußerst finster, und schon durch diesen Umstand würden die üblichen Wachtfeuer an sich einen schönen Anblick geboten haben, aber sie waren überdies größtenteils in hohlen Korkbäumen angezündet, und das rote Feuer in den phantastischen Höhlungen mit verzehrenden Flammen lodern zu sehen, welche die Zweige beleuchteten und alles, die Truppen und ihre Pferde, wie mit Purpur übergossen, war ein so malerisches, ein so bezauberndes Schauspiel, daß man es kaum beschreiben kann.

Olivenza, das nur eine Besatzung von 400 Mann hatte, ergab sich, sobald wir das Geschütz darauf richteten, und wurde von den Belagerern eingenommen; wir übrigen zogen einige Stunden südwärts. Bei los Santos de Maimona fiel ein anderes Gefecht zwischen unserer Kavallerie und einem kleinen feindlichen Reitertrupp vor. Die Unsrigen töteten und verwundeten mehrere Feinde und machten gegen 70 Gefangene, waren aber nicht in dem Grade glücklich, als sie es hätten sein können, wenn sie flinker gewesen wären. Die Gefangenen waren französische Husaren, schön gekleidet und ausgerüstet, vorzüglich die vom 10. Regiment. Dieses Korps trug hellblaue oder französischgraue Pelzjacken, die mit weißen

*) Sir Galbraith Lowry Cole, britischer General, 1772—1842, kommandierte die berühmte 4. Division der englischen Armee, die stets mit der 3. und der leichten Division vereinigt war, Wellingtons drei besten Divisionen, deren Abwesenheit er es zuschrieb, daß er bei Burgos zurückgeworfen wurde. Cole sollte die kleine Festung Olivenza belagern, die sich ihm am 15. April 1811 ergab.

Schnüren und schwarzem Pelz besetzt waren. Ihre Mützen, Stiefel und Wehrgehänge saßen vortrefflich, ihr Haar war auf eine nicht ungefällige Weise geflochten, und ihr ganzes Ansehen soldatisch.

Wir lagen einige Tage bei Zafra, einem hübschen, sauberen Städtchen an der Straße nach Andalusien. Mit froher Hoffnung, daß wir bald triumphierend über die Sierra Morena, jene wildmajestätische Grenzscheide des südlichen Spaniens, marschieren würden, blickten wir in die nahe Zukunft. Die Türme des schönen Sevilla schienen sich schon vor uns zu erheben, und im Geiste wandelten wir bereits in den romantischen Gegenden an den Ufern des Guadalquivir. Erst mußte jedoch Badajoz genommen werden, eine Festung, deren Besitz uns höchst wichtig war, mochten wir nun Kriegsunternehmungen in Spanien oder die bloße Verteidigung Portugals im Sinne haben.

Wir brachen am 3. Mai aus unserer Kantonierung auf, und am Abend desselben Tages kam unsere Division bei Talavera Real an, einer fünf Stunden von Badajoz entfernten Stadt. Der Tag brach am 4. eben an, als die Avantgarden aller Kolonnen, die zur Belagerung von Badajoz bestimmt waren, jede kleine Höhe um die Stadt besetzten und sie einschlossen. Der Himmel war wolkenlos und heiter, die Morgenluft mild und angenehm. Die feindlichen Feldwachen scharmützelten wacker mit unserer Avantgarde, und man schoß Kugeln und Bomben aus der Stadt, jedoch mit wenig oder gar keinem Erfolg. Die Besatzung schickte die wenigen Dragoner aus, die sie besaß, um unsere Heeresmacht auszukundschaften, und diese Leute verrichteten ihr Amt mit einer unvergleichlichen Kaltblütigkeit und Kühnheit. Einige von ihnen sah ich nur einen Pistolenschuß weit von unsern Plänklern herumreiten, und einer galoppierte fast ebenso nahe bei einer Kolonne vorbei, nicht weit von der Höhe, wo mein Regiment stand. Die Mauern von Badajoz waren mit Zuschauern angefüllt, und vom Gipfel des Schlosses wehte ruhig die dreifarbige Fahne, die über halb Europa

Schrecken verbreitet hatte. Unser Regiment lag vier Tage in einer kleinen engen Schlucht, zwar vor dem feindlichen Feuer geschützt, aber innerhalb der Schußweite der Stadt.

In der Nacht des 8. eröffneten wir die Laufgräben, jedoch in so beträchtlicher Entfernung, daß wir keinen Verlust erlitten, sondern die erste Parallele eröffnen und uns vor Tagesanbruch decken konnten. Eine Belagerung hat viel Anziehendes; die täglich fortschreitenden Arbeiten, die mit Soldaten angefüllten Laufgräben, das Feuer der Batterien, der schöne Anblick der Bomben und Granaten bei Nacht, das Rufen der feindlichen Schildwachen, der Klang ihrer Trommeln und Trompeten, alles verleiht einem solchen Unternehmen einen Reiz und eine Lebendigkeit, die in beständiger Aufregung erhalten. Die Arbeiten eines Belagerungsheeres sind indes sehr hart und ermüdend, und ich weiß nicht, wie es kommt, der Tod in den Laufgräben trägt nie den Stempel des Ruhms, der das Andenken der im tapferen Kampfe Gefallenen verklärt.

Die täglichen Heldentaten der Nordarmee unter Wellington und der Sieg Grahams[1]) bei Barrosa machten uns unruhig und mißmutig, wenn wir unser ungünstiges Schicksal damit verglichen. Denn bis jetzt hatten wir nur mit Entbehrungen, Ungemach und Krankheiten zu kämpfen gehabt. Als wir indes am 13. nachmittags uns in unserm ungefähr zwei Stunden von den Laufgräben entfernten Lager ausruhten, überraschte uns der Befehl, uns in Bereitschaft zu halten, um gleich auf den ersten Wink aufzubrechen. Bald verbreiteten sich Gerüchte, daß Soult an der Spitze einer bedeutenden Macht in Eilmärschen anrücke, um Badajoz Beistand zu leisten, daß

[1]) Thomas Graham, Lord Lynedoch, 1776—1843, kämpfte als Divisionsgeneral von 1808—1813 in Spanien. In der Schlacht von Barrosa befehligte er eine 4500 Mann starke englische Division gegen 7000 Feinde und schlug die Franzosen mit einem Verlust von 2000 Mann, 6 Geschützen, 1 Adler, seine eigenen Verluste beliefen sich auf 1100 Verwundete und Tote

ein Regiment Spanier unter dem Befehle Blakes von Ayamonte heranmarschiere, um sich mit uns zu vereinigen, daß die Belagerung augenblicklich aufgehoben werden musse und daß man in kurzem eine Schlacht erwarten durfe.

Wir brachen daher am 14. auf und marschierten in der Richtung nach Valverde, übernachteten und setzten am 15. mittags unsern Weg nach Albuera fort, das wir gegen 5 Uhr abends erreichten. Unsere Reiterei hatte sich bereits hierher zurückgezogen, da sie am Morgen von der feindlichen, die ihr an Zahl bedeutend überlegen war, aus Santa Marta vertrieben worden war.

Albuera, der Schauplatz eines mörderischen Kampfes, verdient eine Beschreibung. Es ist ein kleines unbedeutendes Dorf, unbewohnt und verfallen, und liegt an einem Flusse, von dem es seinen Namen hat. Über denselben führen zwei Brucken, die eine ungefähr 200 Schritt rechts vom Dorfe, breit, schön und aus Steinen gebaut, die andere an der linken Seite, klein, eng und unbequem. Der Fluß ist nur knietief, seine Ufer sind links von der schmalen Brucke abschüssig und uneben, und auf dieser Seite würde es für die Artillerie und Kavallerie schwierig, wenn nicht unmöglich gewesen sein, überzusetzen, aber zur Rechten der Hauptbrucke ist der Fluß für jede Truppenart zugänglich. Der Feind hatte an der andern Seite des Flusses, nicht ganz eine halbe Stunde entfernt, einen großen Wald inne und stellte seine Feldwachen ganz in unserer Nähe auf. Der Raum zwischen dem Walde und dem Flusse war eine Ebene, aber auf unserer Seite erhob sich der Boden beträchtlich, obwohl es noch keine Anhöhe genannt werden konnte, denn von Albuera nach Valverde ist jeder Zoll des Bodens für die Kavallerie günstig — kein Baum, keine Schlucht hindern ihre Bewegungen.

Am Morgen des 16. wurden unsere Truppen auf folgende Weise geordnet. Das spanische Heer, das sich am Abend des 15. mit uns vereinigte, stand, vom General

Blake angeführt, zur Rechten in zwei Linien; sein linker Flügel lehnte sich an die Straße von Valverde, an der im Rücken einer Anhöhe, welche von der Hauptbrücke emporstieg, der rechte Flügel unserer zweiten Division aufgestellt war, während der linke sich auf der Straße von Badajoz auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe hinzog General Hamiltons portugiesische Abteilung deckte den linken Flügel des Ganzen. General Cole kam mit zwei Brigaden der 4. Division — der Füsilierbrigade und einer portugiesischen — kurze Zeit vor dem Kampfe an und bildete mit denselben unsere zweite Linie. Der Feind nötigte uns jedoch bald, diese Stellung zu ändern.

Um 8 Uhr morgens begann er sich in Bewegung zu setzen, und indem er, durch zwei Reiterkolonnen gedeckt, das Dorf und die Brücken bedrohte, ließ er die Hauptmacht seines Fußvolks über unsern rechten Flügel hinaus den Fluß passieren und griff mit großer Übermacht und Heftigkeit diese Flanke an. Der größte Teil der Spanier bildete rasch eine Front, um den Angriff abzuwehren, wurde aber nach kurzem tapferem Widerstande überwältigt und in die Flucht geschlagen. Der Feind beherrschte und bedrohte jetzt unsere ganze Stellung; das Feuer seiner Artillerie war heftig, aber zum Glück für uns nicht gut gerichtet. Es war jetzt durchaus notwendig, um jeden Preis die wichtige Stellung wiederzuerlangen, die die Spanier unglücklicher- aber nicht schimpflicherweise verlassen hatten. Die drei Brigaden des Regiments, das Stewart befehligte, rückten unter diesem General im Geschwindschritt vor. Die 1. oder rechte Brigade, vom Oberst Colborne*) angeführt, wurde dabei unter den ungünstigsten Umständen mit in den Kampf verwickelt. Als sie an den Feind herankam, teilte sie sich, feuerte und war eben im Begriff, tapfer mit dem Bajonett in die starken Kolonnen seines Fußvolks ein-

*) Sir John Colburne, Baron Seaton, 1778—1863, führte bei Albuera das 52 englische Regiment.

zudringen, als ein Trupp polnischer Lanciers, der in diesem unglücklichen Augenblicke in ihren Rücken gesprengt war, sie überfiel und ein entsetzliches Blutbad anrichtete. Das 31. Regiment, welches sich nicht entwickelt hatte, entging diesem Schicksal, und die dritte Brigade unter General Houghton, sowie die zweite unter Oberst Abercromby[5]) rückten nacheinander vor und erneuerten den Kampf. Mit Hilfe der Füsilier-Brigade unter dem Ritter Myers ward das Glück dieses blutigen Tages wiederhergestellt, und die Franzosen flohen nach allen Richtungen vom Schlachtfelde.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß während des ganzen Tages ein heftiges Scharmützel bei dem Dorfe stattfand, das von einem leichten deutschen Infanterieregiment unter Generalmajor Alten[6]) besetzt gehalten und behauptet wurde. General Lumley[7]), der die Reiterei der Verbündeten befehligte, legte große Geschicklichkeit an den Tag und vereitelte jeden Versuch der feindlichen Reiterei, unsern rechten Flügel anzugreifen, obwohl sie der unsern weit überlegen war und wiederholt alle ihre Kräfte aufbot, ihren Zweck zu erreichen.

Die portugiesischen Truppen hatten — mit Ausnahme einer Brigade — wenig Anteil an dem Gefecht, und eine große Anzahl der spanischen Truppen kam überhaupt nicht ins Feuer. Den heftigsten Kampf hatten die Eng-

---

[5]) Oberst **Alexander Abercromby**, 1784—1853, wurde mit 24 Jahren schon Oberstleutnant vom 28. Regiment und nach Portugal zur Unterstützung Wellingtons nach der Schlacht von Talavera gesandt. Er focht in den Schlachten von Busaco, Torres Vedras und als Oberst bei Albuera; ferner bei Arroya de Molinos und nahm teil an dem Sturm auf die Forts von Almarez.

[6]) Graf Karl von **Alten**, 1764—1840, Generalmajor in englischen Diensten und später kgl. hannoveranischer General, leistete an der Spitze der berühmten „light division" in Spanien hervorragende Dienste. In der Schlacht von Albuera kommandierte er eine englische Brigade.

[7]) Sir William **Lumley**, 1769—1850, kommandierte mit Beresford die verbündete Kavallerie.

länder zu bestehen; sie verloren 4103 Verwundete und Tote, mit Einschluß von 120 Mann der deutschen Legion.[8]) Die Portugiesen verloren 400, die Spanier 1800 Mann; die Gesamtsumme betrug also ungefähr 6300 Mann. Die Franzosen büßten wenigstens 9000 Soldaten ein. Soult besaß gegen 24000 Mann, und wir waren ihm vielleicht im ganzen an Zahl überlegen, doch waren es nur 7000 Engländer. Die zwei britischen Brigaden, die sich an diesem Tage besonders auszeichneten, waren die vom Ritter Myers befehligte Füsilier-Brigade und die 3. Brigade der zweiten Division, angeführt von General Houghton.

Der Sieg war gewiß nicht nutzlos, denn durch ihn wurde die Absicht des Marschalls Soult, Badajoz zu Hilfe zu kommen und unsere Truppen aus Estremadura zu verdrängen, gänzlich vereitelt. Aber er hatte auch noch einen höheren, edleren, unsterblicheren Nutzen: er gab ein glänzendes Beispiel von britischem Heldenmut, erteilte den stolzen Legionen Frankreichs eine furchtbare, unvergeßliche Lehre, und als Soult an der Seite seines kaiserlichen Herrn auf dem Schlachtfelde von Waterloo dahinritt und der Jubel der englischen Krieger sein Ohr traf, hatte er Albuera nicht vergessen.

Soviel im allgemeinen über die Schlacht. Jetzt will ich erzählen, was sich vor meinen Augen ereignete, und wenn es möglich ist, die Gefühle schildern, die mich an diesem Tage bewegten.

Eine Stunde vor Tagesanbruch standen wir unter Waffen. Es war ein herrliches Schauspiel, die Gesamtmacht der französischen Reiterei in der Ebene ausgebreitet zu sehen. Sie kehrte jedoch bald in den Wald

[8]) Infolge der Elbkonvention wurde im Jahre 1803 ein englisch-deutsches Truppenkorps unter dem Namen „Kings German Legion" aus Hannoveranern errichtet, das von 1805 an fast an allen Feldzügen der Engländer mit Auszeichnung teilnahm. 1816 wurde die Legion aufgelöst, und aus ihr entstand die hannöversche Armee.

zurück und stellte wie zuvor ihre Feldwachen aus. Als unser Bataillon auseinandergegangen war, frühstückte ich und machte mich gleich nachher auf den Weg, die spanischen Truppen aufzusuchen; ich ließ mir an diesem Tage wenig von einem allgemeinen Treffen träumen. Der Knall einiger Schüsse aber hieß mich umkehren, und ich fand, daß unsere Linie hastig nach den Waffen griff und der Feind in Bewegung war. Das Scharmützeln währte gegen anderthalb Stunden, und unsere Division verlor durch einige ins Blaue abgefeuerte Schüsse mehrere Leute. Bald aber verkündete uns das fortwährende Rottenfeuer der Musketen auf unserm rechten Flügel, begleitet von wiederholten Kanonenschüssen, daß der wirkliche Angriff auf jener Seite stattgefunden hatte. Die Brigaden unserer Division wurden nacheinander aufgefordert diesen Flügel zu unterstützen. Wir bildeten eine offene Kompagniekolonne in halber Entfernung und rückten in schnellem Doppelschritt nach dem Schauplatze des Kampfes. Ich erinnere mich, daß in rascher Folge viele Kugeln und Bomben über unsere Köpfe und durch unsere Reihen flogen, ohne uns indes großen Schaden zuzufügen. Nur ein Kapitän vom 29. Regiment war durch eine Kugel schrecklich verstümmelt worden und lag gerade auf unserm Wege. Wir gingen nahe an ihm vorüber, und er kannte uns alle. Den herzbrechenden Ton, in dem er uns bat, ihm Wasser zu bringen oder ihn zu töten, werde ich nie vergessen. Aber wir konnten ihm auf dem Marsche keine Hilfe leisten, denn an diesem entscheidenden Tage blieben die Verwundeten, die nicht weiter konnten, unbeachtet auf dem Platze liegen, wo sie gefallen waren. Alles war in Eile und im Kampfe. Jeder Arm wurde auf dem Felde gebraucht. Als wir durch die zerstreuten und weichenden Spanier kamen und in Schlachtordnung mitten durch sie dem Feinde entgegenrückten, sprengte ein junger spanischer Offizier von sehr edlem Aussehen auf mich zu und bat mich mit stolzer Besorgnis, ich möchte meinen Landsleuten sagen,

die Spanier hätten den Befehl zum Rückzug erhalten und nicht die Flucht ergriffen.

Das mörderische Musketenfeuer währte lange. Immer näher kamen wir dem Feinde, und als wir 20 Schritte von ihm entfernt waren, erhielten wir Befehl zum Angriff. Wir hatten aufgehört zu feuern, erhoben das Feldgeschrei und fällten unsere Bajonette, als ein Trupp feindlicher Reiterei hinter einer Anhöhe sichtbar wurde, der unser Ungestüm benutzen zu wollen schien. Allein das französische Fußvolk, durch das Geschrei aufgeschreckt, das immer den Angriff verkündigt, war bereits gewichen und hatte ungefähr 60 Schritte von uns einige Kanonen und Haubitzen im Stich gelassen. Da wir sie wegen der Nähe ihrer Reiterei nicht verfolgen konnten, so machten wir Halt und fingen an, auf sie zu feuern. Das Blutbad war einige Augenblicke hindurch fürchterlich. Jeder Schuß traf, und vergebens suchten die feindlichen Offiziere ihre fliehenden Soldaten aufzuhalten. Kein Befehl wirkte mehr. Zwar nahm ein Teil ihrer Artillerie eine entfernte Stellung ein, die unserer Linie sehr schadete, aber wir bewegten uns nicht früher, als bis wir unsere ganze Munition verbraucht hatten. Dann zogen wir uns in der vollkommensten Ordnung nach einem vor ihrem Geschütze gedeckten Platze zurück und legten uns in einer Linie nieder, bereit, jeden neuen Angriff mit dem Bajonett abzuwehren. Während wir langsam, aber immer weiter vordrangen, lagen bald unsere Toten und Verwundeten hinter uns, und wir kamen unter die feindlichen und spanischen Toten, die beim ersten Angriff gefallen waren. Wir schritten über sie und die Sterbenden hinweg, ohne auf sie zu achten.

So unglaublich es scheinen mag, General Beresford hielt offenbar eine Erneuerung des Angriffs am 17. für möglich, denn er ließ uns zwei Stunden vor Tagesanbruch unter die Waffen treten und traf Anordnungen, die auf nichts Geringeres deuteten als auf die Absicht, vorwärts zu rücken. Hätte der General das schreck-

liche Blutbad geahnt, das wir in den Reihen der Feinde angerichtet hatten, und die darauffolgende Verwirrung und Unzufriedenheit im französischen Heere bemerkt, so würde er vermutlich in den Wald eingedrungen sein, wohin sich der Feind am Abend zurückgezogen hatte, und auf diese Weise den vollkommensten Sieg errungen haben, der je bis dahin auf der Halbinsel erfochten worden war. Man sagt, Blake habe sehr darauf gedrungen. Unser Heer war am Abend des 16. sicher einem Kampfe gewachsen, denn wir waren durch eine britische Brigade, die der Oberst Kemmis befehligte, nach dem Kampfe verstärkt worden. Der Verlust unserer leichten deutschen Bataillone war unbedeutend gewesen, unsere portugiesischen Truppen waren noch ganz frisch, ebenso zwei spanische Regimenter, und die Reiterei, die unter der geschickten Leitung des Generals Lumley stand, hatte wenig oder keinen Verlust gehabt. Hätte Wellington an diesem Tage den Befehl geführt, er würde Soults Armee gänzlich geschlagen und alle seine Geschütze erobert haben, und die Männer, die in den Reihen jener beiden ausgezeichneten Brigaden kämpften, würden vielleicht jetzt nicht die Kränkung erlitten haben, unbemerkt und ohne Auszeichnung neben den glücklichen Helden von Waterloo einherzugehen.

Am 17. wagten wir den ganzen Tag nicht, über den Fluß zu gehen, sondern standen da und sahen auf die feindlichen Feldwachen und Außenposten, die keck auf der kleinen Ebene zwischen uns und ihrem Biwak aufgestellt waren. Am 18. zogen sie sich zurück. Um die Fortschaffung ihrer Verwundeten zu erleichtern, vernichteten sie den Inhalt vieler Karren und Vorratswagen, und unsere Reiterei und leichte Infanterie folgte ihnen in respektvoller Entfernung. Nicht eher als am 19., also drei Tage nach der Schlacht, nahmen wir von dem Walde Besitz, wohin sich der Feind nach seiner blutigen Niederlage in der größten Verwirrung geflüchtet hatte.

Unsere Verwundeten wurden so schnell wie möglich

nach Valverde gebracht, aber die Feldlazarette boten nach dem Treffen Szenen dar, bei deren Erinnerung einen schaudert. Nie werde ich die kleine Kapelle vergessen, die mit Verwundeten angefüllt war, von denen viele amputiert werden mußten und in schmutzigem unbehaglichem Zustande auf den harten Steinen lagen, selbst des Strohes entbehrend. All dies war unvermeidlich, denn wir hatten nichts für sie zur Hand, und wegen Mangels an Fuhrwerk mußten sie warten, bis unsere eigenen Leute fortgeschafft waren.

Denselben Tag ging ich noch einmal nach dem mit Toten bedeckten Teile des Schlachtfeldes. Die Gebliebenen lagen noch gräßlich verstümmelt und unbeerdigt da, nur hier und da bemerkte man ein leicht aufgeworfenes Grab, wo einige Offiziere oder Soldaten ihren Freunden die letzte Ehre erwiesen hatten. Sehr überraschte mich ein rührender, wenn auch einfacher Beweis der Nächstenliebe unserer Verbündeten; die Hände einer großen Anzahl Leichen waren von den Spaniern ineinandergelegt worden, als waren sie zum Gebet gefaltet, eine Sitte, die sie abergläubischerweise bei der Ausstellung ihrer Toten für wichtig halten.

Am 22. marschierten wir nach Solano und nahmen am 23. unsere alten Quartiere in Alemdralejo wieder in Besitz. Wir fanden hier 300 verwundete französische Soldaten, die man in einem Kloster zurückgelassen und unserm Schutze empfohlen hatte. In den verschiedenen Kantonierungen des Heeres wurden unter gleichen Umständen einige hundert Gefangene gemacht, aber General Gazan brachte 4000 Verwundete sicher nach Sevilla. Unser General Stewart widmete den in Alemdralejo zurückgelassenen Feinden große Aufmerksamkeit. Er besuchte fast täglich ihre Hospitäler und überzeugte sich persönlich, ob man sie gut pflege. Ich selbst war mehr als einmal bei diesen Besuchen zugegen. Die Dankbarkeit der Unglücklichen drückte sich deutlich auf ihren Zügen und in allem aus, was sie sagten. Wenn sie von ihren

Befehlshabern sprachen, nannten sie Soult blutdürstig und geizig und sagten, es wäre ihm gleichgültig, ob er seine Leute opfere, all sein Trachten ginge nach Würden und Reichtum.

Am 25. Mai hatte General Lumley einen glänzenden Kampf bei Usagre mit der feindlichen Kavallerie. Da er ihn, wie immer, mit Mut und Geschicklichkeit führte, schlug und zerstreute er sie, obgleich sie ihm an Zahl weit überlegen waren, hieb einige Reiter auf der Stelle nieder und machte gegen 100 Gefangene. Sie bestanden aus lauter französischen schweren Dragonern, von denen viele am Kopfe und im Gesicht schwere Wunden hatten. Mit wenig Ausnahmen waren es alles schöne, kriegerisch aussehende Männer, die offenbar eine lange Reihe von Jahren gedient hatten.

Während der ganzen Zeit, wo wir in Almendralejo verweilten, wurde die Belagerung von Badajoz unter der persönlichen Leitung Wellingtons von zwei Abteilungen der Nordarmee fortgesetzt, die zu unserer Verstärkung von Beira gekommen waren. Es wurden zwei tapfere Angriffe auf das Fort San Christoval gemacht, dessen Besitz die Übergabe der Festung sicherte. Unsere Truppen zeigten großen Mut, wurden indes zurückgeworfen, weil sie auf Hindernisse stießen, die keine Tapferkeit besiegen konnte.

Am 10. Juni ward die Belagerung aufgehoben, denn man erhielt die Nachricht, daß Marschall Marmont im Begriff sei, die Gegend von Ciudad Rodrigo zu verlassen und sich mit Soult zum Entsatz von Badajoz zu vereinigen. Wir zogen uns daher am 11. von Almendralejo zurück, biwakierten am 14. und 15. bei Albuera, setzten am 17. drei Stunden südlich von Badajoz über den Guadiana und marschierten auf Elvas zu. An demselben Tage sah ich auf dem Marsche einen Trupp des estremadurischen Korps, das ein gewisser General Downie — ein Engländer, der ehemals Kommissar in unsern Diensten gewesen war — ausgehoben, gekleidet und seinem Be-

fehle unterstellt hatte. Nie sah ich etwas Seltsameres und Lächerlicheres als die Kleidung dieser Soldaten; sie sollte eine Nachahmung der alten spanischen Tracht sein. Der aufgekrämpte Hut, das geschlitzte Wams und der kurze Mantel hätten sich wohl auf der Buhne sehr gut ausgenommen, aber fur ein rauhes, rasch eingenommenes Biwak schienen sie abgeschmackt und unpassend. Mitten in unserm Mißmut konnten wir uns des Lachens nicht enthalten, wenn wir an die armen Teufel dachten, die in ihrer phantastischen Kleidung demselben heftigen Regenschauer ausgesetzt waren, der unsere Feuer auslöschte, den Boden erweichte und uns bis auf die Haut durchnäßte.

Am 18. zogen wir in Elvas ein, um uns zu trocknen und eine Nacht unter Obdach zu ruhen. Viele von unsern verwundeten Offizieren und Gemeinen lagen im Lazarett oder in Quartieren in der Stadt, und der Tag war natürlich ein Freudentag für uns. Es war seltsam anzusehen, wie in den gefüllten Räumen der Hospitäler englische und französische Soldaten hilflos nebeneinanderlagen oder hier und da mit freundlicher Miene sich Liebesdienste erwiesen. Ihre Bedürfnisse und Gedanken teilten sie einander, wie ich bemerkt, in spanischer Sprache mit, die vielen französischen Soldaten geläufig war und von unsern Leuten gut verstanden wurde, wenn es allgemeine Dinge betraf.

Am 19. marschierten wir nach den Ufern des Caya und nahmen unsere Stellung in einem Orte, der Torre de Moro heißt und ungefähr zwei Stunden von Elvas unmittelbar an der Grenze liegt. Hier blieben wir bis zum 21. Juli und führten ein regelmäßiges, gesundes und angenehmes Lagerleben. Fast alle Truppen des verbündeten Heeres lagen in Campo Majo zerstreut oder biwakierten in solchen Stellungen, daß sie schnell zusammengerufen werden konnten. Ich glaube, wir würden gewiß an den Ufern des Cayo gefochten haben, hätte der Feind gewagt, über den Fluß zu setzen. Seine über-

legene Stärke aber, besonders an Reiterei, machte es uns unmöglich, in den Ebenen des spanischen Estremadura etwas zu unternehmen.

Am 22. Juni unternahmen Soult und Marmont eine starke Rekognoszierung. Da jedoch ihr Zweck, Badajoz zu schützen, erreicht wurde, zeigten sie weiter keine Angriffsbewegungen mehr. Gegen Mitte Juli kehrte Marmont mit seinen Truppen nach Norden zurück, und Lord Wellington setzte bei Villa Velha über den Tajo. In Alemtejo überließ er seine Truppen dem General Hill und begab sich nach Beira.

Unsere Division lag vom 22. Juli bis zum 3. September in Villa Vicosa, einer schönen, wohlgebauten Stadt, gegen fünf Stunden von Elvas gelegen. Von Villa Vicosa zogen wir nach Portalegre, einem beliebten und oft besuchten Quartier. Um diese Zeit nötigten uns die Bewegungen einer französischen Division unter General Gérard[*], der bei Merida über den Guadiana gegangen war und den Norden von Estremadura heimsuchte und plünderte, ins Feld zu rücken. Die Truppen wurden daher am 22. Oktober bei dem Dorfe Codiceira in ein Biwak zusammengezogen. Das Wetter war, wie ich mich erinnere, in dieser Nacht so rauh, daß zwei portugiesische Soldaten an der Wirkung des heftig herabströmenden Regens im Lager starben.

Nach einigen Märschen und Waffenübungen, die gut und ruhig abliefen, kamen wir am 27. in der Dämmerung bei dem Dorfe Alcuescar an, das nur zwei Stunden von der kleinen Stadt Arroyo de Molinos entfernt ist, wo Gérards Truppen in dieser Nacht unbesorgt schliefen. Sechs Stunden lang lagen wir vollkommen bewaffnet und ohne Wachtfeuer im Biwak und marschierten am 28. früh um 2 Uhr in tiefer Stille auf einer engen schlechten Straße nach Arroyo de Molinos. ½7 Uhr machten wir

[*] Etienne Maurice Gérard, französischer General, 1773 bis 1852.

in der Nähe der Stadt und an einer Stelle Halt, die für uns sehr günstig war. Hier wurden wir in drei Kolonnen geteilt. Die erste Brigade wurde geradeaus nach der Stadt geschickt, die unsrige marschierte mit einer Abteilung Portugiesen schnell auf einem Umwege nach der rechten Seite von Arroyo und machte, in Nebel und Regen gehüllt, einige Schritte von der Landstraße entfernt Halt, die dem Feinde allein zum Rückzuge übrigblieb und auf der er sich eben marschfertig machte, ohne unsere Annäherung zu ahnen.

Das Geschrei der ersten Brigade, die in die Stadt eindrang und die feindliche Nachhut mit dem Bajonett vertrieb oder gefangen nahm, verkündete dem Feinde die drohende, unerwartete Gefahr. Er wollte sich schnell zurückziehen, aber vergebens; unsere Reiterei sprengte vorwärts, zerstreute, tötete seine wenigen Reiter oder nahm sie gefangen, die nach einem Versuche, sich zur Linken des Fußvolks zu sammeln, das einen Augenblick eine verteidigende Stellung annahm, in großer Verwirrung flohen. Ungefähr 200 Schritte hinter der Stelle, wo die feindlichen Kolonnen standen, erhob sich die felsige rauhe Sierra de Montanches. Nach dieser eilten sie, als sie unsere Brigade rasch anrücken sahen. Wir folgten ihnen auf dem Fuße nach, wurden mit ihnen in den Felsen handgemein und machten bei jedem Schritt Gefangene, bis wir von der Verfolgung abstanden, da sich unsere Anzahl wegen Erschöpfung verminderte und wir mit den Waffen, Kriegsvorräten und Tornistern belastet waren, während die feindlichen Flüchtlinge das alles von sich warfen. Ein Kavalleriegeneral, der Fürst von Aremberg — Oberst des Jägerkorps und ein Verwandter Napoleons —, ferner ein Generalstabschef, zwei Oberstleutnants, 30 Offiziere und gegen 1200 Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht. Dies und die Eroberung einer halben Geschützbrigade, sowie all ihres Gepäcks war der Lohn für unsere Mühe und Entbehrungen, und wir kehrten frohen Herzens nach Arroyo zurück. Die Franzosen er-

litten einigen Verlust durch das Feuer der ersten Brigade und das Geschütz, das diese bei sich hatte. Für uns aber war das Gefecht in dem Gebirge eher belustigend, als blutig und gefährlich, denn obwohl einige feindliche Grenadiere, ehe sie sich ergaben, ihre Musketen auf uns abfeuerten, so war doch unser Verlust sehr unbedeutend und die Gefahr zu gering, um davon zu sprechen.

Hier lernten wir den französischen Charakter so recht kennen. In der feindlichen Division hieß eins der Regimenter das 34., im britischen Heere war es ebenfalls das 34. Regiment, das die Verfolgung unternahm und sich völlig mit dem Feinde vermischte. Als die französischen Offiziere ihre Säbel abgaben, umarmten einige die Offiziere des englischen Regiments und riefen: „Ah, messieurs, nous sommes des frères, nous sommes du 34me régiment. — Vous êtes des braves — les Anglais se battent toujours avec loyauté et traitent bien leurs prisonniers. Ah, messieurs, la fortune de la guerre est bien capricieuse!“ —

Die gefangenen Truppen waren auffallend schöne Männer und zu dem Dienst auserlesen, den sie verrichtet hatten. Gérard selbst entkam mit dem kleinen Reste einer Brigade, und ware die erste Brigade seiner Division nicht um 5 Uhr morgens unter dem Befehle des Generals Remond abmarschiert, so hatte sie wahrscheinlich dasselbe Schicksal ereilt, welches die unter Gérards unmittelbarem Befehle stehenden Truppen erlitten. Soult hieß ihn verhaften, als er zur Sudarmee stieß, und erstattete dem Kaiser einen strengen Bericht von seiner Nachlässigkeit und seinem Verhalten. Aber Gérard war ein Liebling Bonapartes und zog sich ohne den Verlust seines Kopfes oder seines Amtes aus der Schlinge. Napoléon kannte den Charakter seiner Offiziere und wußte, wann und wem er verzeihen sollte und wessen Dankbarkeit und Verdienste ihm nützlich sein würden.

Nach diesen Unternehmungen kehrte unsere Division

nach Portalegre zurück, und gegen Ende November erhielt ich Befehl aus England, nach Indien aufzubrechen. Ich mußte also für eine Zeitlang ein Regiment, einen Dienst und ein Land verlassen, an denen ich mit inniger Liebe hing. Trauernden Herzens trat ich mit einem Waffengefährten, der ebenfalls bestimmt war sich dem ersten Bataillone anzuschließen, am Morgen des 27. November meine freudlose Reise nach Lissabon an.



4. Kapitel

Rückkehr zu den britischen Truppen in Portugal. Ein Besuch in Madrid. Rückzug aus der Gegend von Madrid. Winterquartiere

Am 29. Dezember 1811 war ich vom Tajo aus nach England gesegelt und zu Anfang August 1812 landete ich noch einmal am Kai von Lissabon, nachdem ich der Verbannung nach Indien durch eine glückliche und willkommene Beförderung entgangen war. Die Nachricht von dem glorreichen Siege bei Salamanca[1]) begrüßte mich bei meiner Ankunft. Die Freude der Portugiesen über diesen Sieg, der für ihre Truppen ebenso rühmlich war als für die unsrigen, kannte keine Grenzen. Messen, Aufzüge, Illuminationen und die Theatervorstellungen, die einen Abend nach dem andern vor einem zahlreichen Publikum gegeben wurden, zeugten von ihrem Patriotismus. Die außerordentliche Geschicklichkeit, die Wellington bei dieser denkwürdigen Schlacht an den Tag gelegt hatte, mußte in dem Herzen eines Soldaten, der im Begriff war, unter seinem Befehle wieder das Feld zu betreten, stolze und schmeichelhafte Ahnungen er-

[1]) Am 22. Juli 1812 siegten die Engländer und Spanier unter Wellington bei Arapiles in der Nähe von Salamanca über Marmont. Die Kräfte waren ziemlich gleich, jeder hatte ungefähr 42000 Mann. Die Franzosen verloren 8000 Tote und Verwundete, 7000 Gefangene, 2 Adler und 12 Kanonen.

wecken, und trotz allen Ohrenbläsereien, die ich in England anhören mußte, blickte ich mit der zuversichtlichen Erwartung in die Zukunft, daß diesen merkwürdigen Krieg ein ehrenvoller und rühmlicher Ausgang krönen wurde.

Als eifriger Bewunderer des spanischen Charakters hatte ich auch meinen Glauben an die Tapferkeit und Beharrlichkeit dieses Volkes nicht ganz erschüttern lassen. Zwar wurden die spanischen Heere fast in jedem Treffen geschlagen, und von den spanischen Festungen, obwohl sie oft tapfer verteidigt wurden, fiel eine nach der andern in die Hände des Feindes, aber daran waren meist der Mangel an Klugheit bei einigen ihrer Anführer und Verräterei bei den andern schuld, deren gerühmten Talenten sie blindlings die Leitung ihres Mutes anvertrauten. Spanien nämlich, das Land und das Volk, leistete noch Widerstand, die Einwohner der von Franzosen besetzten Städte und Flecken sammelten Geld zu diesem Zwecke und waren immer bereit, ihren bewaffneten Brüdern nützliche Nachrichten zukommen zu lassen. Die mutigen Gebirgsbewohner, verabschiedete Soldaten und begeisterte Freiwillige aus allen Teilen Spaniens versammelten sich um entschlossene Anführer, und ihre unermüdlichen und kühnen Anstrengungen für die Sache wurden teilweise von höchst nützlichen Erfolgen gekrönt.

Die Nachricht von der Schlacht bei Salamanca trieb mich an, so schnell als möglich zu meinem Regimente zu stoßen, das General Hill noch befehligte. Denn dieses Ereignis und Wellingtons Vorrucken ins Innere Spaniens mußten, wie sich denken ließ, entweder Soult nötigen, die Belagerung von Cadiz[2] aufzugeben und sich aus Andalusien zurückzuziehen, oder ein feindliches Unternehmen unsererseits zur Folge haben, um die südlichen Gegenden von der Gegenwart des Feindes zu befreien. Ich verließ Lissabon und reiste, zum Glück ohne eine Ab-

[2] Soult belagerte Cadiz vergebens, das von 8000 Engländern unter dem General Graham verteidigt wurde

teilung anzuführen, nach Estremadura. In der Nähe von Abrántes begegnete ich einem Trupp von 3000 bei Salamanca gemachten Gefangenen. Sie waren durch den langen Marsch, das heiße Wetter und den Mangel an Schuhen und andern Bedürfnissen erschöpft und konnten weder sprechen noch lachen, um ihren Mißmut zu verbergen. Nie sah ich niedergeschlagenere Franzosen. Sie wurden, was ihren Ärger noch zu vermehren schien, von 400 tolpischen, schlecht gekleideten portugiesischen Soldaten geführt, und die stolze und wichtige Miene, womit diese die Bewegungen der „Vainqueurs d'Austerlitz" anordneten, war wirklich belustigend. Es ist nicht edel, über gefallene Feinde zu frohlocken, aber schwer, sie zu bemitleiden, wenn unsere Blicke auf Szenen der Zerstörung und Verwüstung fallen, die von denen angerichtet wurden, deren Erscheinen vielleicht sonst eine für sie günstige Teilnahme in uns erwecken würde.

Endlich, in Zafra, konnte ich wieder meine Regimentskameraden umarmen. Wohin er auch wandern mag, ein Regiment ist stets für den ledigen Mann die beste Heimat. Ich erfuhr hier, daß Lord Wellington am 12. triumphierend in Madrid eingezogen war und daß Joseph Bonaparte sich nach Valencia zurückgezogen hatte.[a] Soult machte Vorbereitungen, Andalusien zu räumen, und man vermutete, daß er durch Granada und Murcia marschieren und wahrscheinlich sich mit dem König vereinigen werde.

Am 28. August marschierten wir auf der Straße von Sevilla nach Bienvenida. Am folgenden Tage zogen wir

[a]) Der Sieg von Salamanca erschütterte die französische Herrschaft in Spanien. Josephs Armee des Zentrums, 15000 Mann, mußte eilig zurückgehen, sobald bekannt ward, daß Wellington auf Madrid rückte, und der König und sein Hof mußten fliehen. Er befahl den Rückzug auf Valencia, wo er sich mit der siegreichen Armee Suchets decken konnte. Am 12. August zog Wellington triumphierend in Madrid ein und zwang am nächsten Tag die in dem Fort Buen Retiro zurückgelassenen 1200 Mann Garnison, die Waffen niederzulegen.

nach Herena und hörten hier, daß Oberst Skerret in Sevilla eingezogen sei und die Franzosen den Weg nach Cordoba genommen hatten. Unser Marsch nach Süden wurde bei der kleinen Stadt Ayllones unterbrochen, und wir zogen uns auf dem Guadiana über Maguille, el Campillo und Zalamea nach Quintana zurück, wo wir 3 Tage Halt machten. Dann marschierten wir nach einem Dorfe, 5 Stunden von dem Guadiana entfernt, und verweilten hier 7 Tage, um die Befehle Wellingtons zu erwarten.

Am 13. September war das Heer wieder in Bewegung, und meine Brigade marschierte nach der Stadt Medellin. Am 14. ging es nach Escurial und am 15. nach Santa Cruz. Dann ging es weiter nach Naval Moral, wo wir einer reisenden spanischen vornehmen Familie begegneten — ein sehr ungewöhnlicher Anblick. Die Frauen und Dienerinnen saßen in einem schweren, altmodischen Wagen, der von Schnitzwerk und Vergoldung bedeckt war. Er wurde von 8 Maultieren gezogen, die wiederum von 2 schönen Männern geführt wurden. In Wahrheit lenkten sie sie nur mit der Stimme, indem sie ihre Namen riefen, worauf die Tiere mit großer Gelehrigkeit durch ihre Bewegungen zu antworten schienen. Die Männer der Gesellschaft ritten mit den Dienern zusammen, alle im freundlichen Gespräch begriffen. Wie ich oft bemerkt habe, sind die Spanier, so hoch auch ihr Rang sein möge, überaus gütig und freundlich gegen ihre Diener und Untergebenen. In der Tat haben auch die niederen Klassen viel natürliche Sitten, und es gibt nichts Widriges und Abstoßendes in ihrer Sprache oder ihrem Benehmen. Sie haben nichts Gemeines in ihrer Freiheit und nichts Knechtisches in ihrer Ehrfurcht. Ich saß oft um das Feuer einer Posada unter Spaniern aller Klassen, die der Zufall zusammengeführt hatte, und freute mich stets über die allgemeine gute Laune und das leichte, unbefangene Benehmen der Landleute.

Talavera de la Reina, wo wir am 27. Halt machten, ist oder war vielmehr eine schöne Stadt und berühmt

wegen ihrer Seiden- und Porzellanfabriken. Aber die Lage der öffentlichen Angelegenheiten erlaubte uns nicht lange, hier zu verweilen. Im Norden widerstand Burgos mit Erfolg allen Versuchen, es zu erobern, und das von Clausel befehligte Heer[4]), das hinter dem Ebro eine sichere Stellung eingenommen hatte, fing an, wieder Mut und Vertrauen zu fassen und diejenigen unserer Truppen zu bedrohen, die die Belagerung der Festung unterstützten und leiteten. Auf unserer Seite rückte Soult, der sich in Almanza an der Grenze von Valencia mit Joseph Bonaparte vereinigt hatte, mit großer Heeresmacht nach Madrid vor, während Ballesteros[5]), der einen wichtigen Dienst hätte leisten können, wenn er Soult auf seinem Wege bedroht und seine Truppen mit den unsrigen am Tajo vereinigt hätte, hartnäckig in Granada verweilte. Ballesteros war ein Mann, dem es weder an Mut noch an Geschicklichkeit fehlte, aber sein dummer Stolz ließ es nicht zu, von Wellington Befehle zu empfangen. Seine lächerliche Eitelkeit schadete der Sache sehr in einem der entscheidendsten Augenblicke und machte es uns unmöglich, im Herzen Spaniens zu bleiben oder Madrid zu verteidigen. In der Nacht des 22. Oktober marschierte unsere Brigade von Yepes nach Aranjuez. Am 26. setzten wir über den Tajo und manövrierten bis zum 30. an diesem Flusse und dem Jarama. Der Feind machte am 30. einen Versuch, sich in Besitz der Puente Carga am Jarama zu setzen, wurde indes von einer englischen Brigade unter Oberst Skerret mit einem unbedeutenden Verluste auf beiden Seiten vertrieben.

---

[4]) Graf Bertrand Clausel, 1772—1842, führte als Divisionsgeneral im Jahre 1810 ein Heer aus Portugal zurück, übernahm dann, 1812, nachdem Marmont in der Schlacht von Salamanca verwundet worden war, den Oberbefehl über dessen Korps und deckte 1813 den Rückzug nach Frankreich.

[5]) Francisco Ballesteros, 1770—1832, kämpfte in den spanischen Freiheitskriegen tapfer für die Sache seines Volkes. 1811 wurde er Generalleutnant.

In der Nacht des 30. begannen wir unsern Rückzug, und am 31. früh um 9 Uhr zog unsere Division unter den Mauern Madrids hin. Ich hatte die Stadt noch nie gesehen, und es war daher sehr ärgerlich, daß Befehl erteilt wurde, niemand dürfe die Reihen verlassen und niemand, welchen Grund er auch haben möge, die Stadt betreten. Ich brannte vor Neugier und wurde einer Musketensalve getrotzt haben, um Madrid zu sehen. Ich bin zwar ein Freund der Disziplin, aber ich konnte nicht widerstehen. Unbemerkt stahl ich mich von meiner Kolonne weg, setzte über eine Brücke und ritt eine halbe Stunde auf den Straßen und Plätzen herum. Nur eine halbe Stunde!

Ich stieg auf dem großen Platze ab und ließ mir in einem weiten Saale, der mit Madrider Herren angefullt war, Kaffee geben. Einer von ihnen näherte sich mir und sagte mit Tränen in den Augen: „Ich weiß, die Engländer sind brave und treue Untertanen — ich weiß, dieser Rückzug ist eine notwendige Maßregel, aber warum, warum kamen sie hierher, wenn sie nicht auf bleibenden Besitz rechnen konnten? Sie wissen wenig von dem Kummer und Elend der Einwohner Madrids. Wenige Stunden noch, und wir können der Rache der Todfeinde Spaniens preisgegeben sein. Die Verräter in diesen Mauern haben uns wohl bewacht, sie werden jede Handlung der Vaterlandsliebe als ein Verbrechen, jedes ‚Viva‘ als ein Geschrei des Aufruhrs gegen die verhaßte Regierung Josephs darstellen.“ — Das Herz blutete mir bei diesen Worten; ich konnte nur erwidern, daß die Politik der Franzosen nicht gestatten würde, alle Beleidigungen zu rächen, daß diese ihren eigenen Aufenthalt für unsicher halten und unsere baldige Rückkehr erwarten müßten, wir aber bei unserm Vorrücken nie daran gedacht hätten, die Hauptstadt auf eine so krankende Weise zu verlassen, wozu wir nur durch das törichte Benehmen ihres Landsmannes, Ballesteros, gezwungen wären. Er druckte mir die Hand mit einem „Viva mil años“, und

ich bestieg mein Pferd und war bald seinen Blicken entschwunden.

Am 6. machten wir für einen Tag auf den Höhen von Cantaracilla Halt, erreichten Alba de Tormes am Abend des 7., und am 8. wurde das ganze Heer der Verbündeten in und bei Salamanca und längs dem Ufer des Tormes aufgestellt, so daß einige Briten und eine Abteilung Portugiesen auf dem rechten Flügel die Stadt Alba besetzt hielten. Die französischen Truppen aus dem Norden, Süden und der Mitte Spaniens, die uns auf der einen Seite von Burgos, auf der andern von Madrid aus verfolgt hatten, kamen nach und nach anmarschiert und stellten sich uns gegenüber. Man glaubte allgemein, daß Wellington es zu einer Schlacht kommen lassen würde. Am 10. machte eine Kolonne Infanterie mit Kanonen einen Angriff auf die Stadt und das Schloß Alba, wurde aber zurückgeworfen. Am 14. ließ Soult, der für Joseph befehligte, eine ungeheure Armee oberhalb Albas über den Tormes setzen. Unsere Division zog sich darauf aus dieser Gegend auf ihren rechten Flügel zurück und rückte näher gegen Salamanca heran. Vor einem hohen, felsigen Bergrücken, hinter dem unsere Division in geschlossenen, dichten Kolonnen aufgestellt war, sahen wir das Fußvolk des Feindes eine kleine, waldige Anhöhe, ungefähr eine Stunde von uns entfernt, besetzen. Sie zeigten gegen 5000 Reiter in der Ebene vor uns, während hinter uns unsere ganze Reiterei aufgestellt und zum Kampfe bereit war. Es wurde ein wenig gescharmützelt und geschossen, aber sonst fand nichts von Belang statt.

Am 15. bei Tagesanbruch stand unser ganzes Heer in Schlachtordnung; unsere Division hatte ihren Posten hinter den Arripeten, und jeder erwartete einen heißen und allgemeinen Kampf. Die Franzosen hatten 90000 Mann und fast 200 Geschütze. Unsere Division war bei dem glorreichen Sieg bei Salamanca nicht dabeigewesen und verlangte sehnlichst nach einer Schlacht, denn die Leute glaubten natürlich, daß ein glänzendes und erfolg-

reiches Gefecht, auf weit großartigere Weise und auf demselben Boden geliefert, ihnen ein Recht geben würde, von dem Felde von Salamanca mit Soldatenstolz zu sprechen. Diese Ruhmeseifersucht, dieser Ehrgeiz ist im Felde gewöhnlich, und ich brauche kaum hinzuzufügen, von nicht zu berechnendem Vorteil für Herrscher und Oberbefehlshaber. Soult hatte jedoch keine Lust zum Kampfe; er lehnte die Herausforderung ab, manövrierte zu unserer Rechten und nötigte uns, indem er unsere Verbindung mit Portugal bedrohte, zum Rückzuge. Es ist klar, daß Wellington, der vom 8. bis zum 15. all seine Macht am Tormes zusammenzog, begierig einen allgemeinen Kampf wünschte und erwartete. Man hat in der Tat gesagt und es ist wahrscheinlich, daß er, wenn er Soults Weigerung geahnt hätte, den Kampf zu beginnen, am Morgen des 15. den Angriff selbst begonnen haben und kühn gegen die Höhen von Mozarbes angerückt sein würde. Nicht früher als um 10 Uhr morgens wurde der Befehl zum Rückzug gegeben, der, hätte er ursprünglich in Wellingtons Absicht gelegen, ohne Zweifel 6 Stunden früher angetreten worden wäre.

Gegen 2 Uhr nachmittags machte unsere Kolonne eine Rechtsschwenkung und gelangte auf die Landstraße von Ciudad Rodrigo und marschierte nach Agueda. Gegen Mittag goß der Regen in Strömen und durchnäßte uns bis auf die Haut, er war aber nicht ohne Nutzen, denn er verbarg auf wunderbare Weise unsere Bewegungen.

Da wir in unserm Biwak unsere Waffen nur eine Viertelstunde von uns entfernt zusammengestellt hatten, waren wir sogleich wieder in Schlachtordnung. Der Feind machte einen Flankenschuß weit von uns Halt. Die Reiter waren gegen 2000 Mann stark, alle mit großen weißen Mänteln bedeckt, was sich sehr schön ausnahm. Es war gewiß ein Anblick, der bei anderer Gelegenheit wert gewesen wäre, eine Mahlzeit darum stehen zu lassen. Aber hungrig und erschöpft, wie wir waren, kam uns der Lärm, den sie verursachten, sehr ungelegen. Sie ließen uns

ungestört durch das Dorf und über die Ebene unsern Rückzug nach dem Walde nehmen, wo unsere Division lag, denn da sie keine Kanonen hatten, wurde es ein gefährliches Unternehmen gewesen sein, gegen ein rüstiges Bataillon Fußvolk etwas zu wagen. Zur Linken des Dorfes warfen sie jedoch 6 Schwadronen zurück, hatten ein unbedeutendes Scharmützel mit einigen unserer Reiter, die hastig aus ihrem Lager sprengten, und zogen sich hierauf zurück, um für die Nacht Mantilla und die Höhen zu besetzen.

Am 17. mußten wir in unserm Biwak wegen einer Kanonade, die sehr entfernt von uns gegen die rechte Kolonne gerichtet war, zwei Stunden lang, vor Kälte zitternd, unter den Waffen stehen, worauf wir unsere Ration kochten und uns in einem Sumpfe, wo uns das Wasser fast bis an die Knöchel ging, zur Ruhe legten. An demselben Tage wurde Sir Edward Paget[*]), unser zweiter Befehlshaber, gefangen genommen, als er ruhig in einem Zwischenraume zwischen zwei Divisionen ritt, von denen die eine hinter ihm marschierte. Einige polnische Lanciers, die, auf Abenteuer ausgehend, durch den Wald an unserer Flanke herumgeschweift und auf die Landstraße herabgekommen waren, hatten ihn unbemerkt durch das Gestrüpp fortgeschleppt.

In der Nacht des 18. hörte der Regen für kurze Zeit auf, aber eben als wir uns zur Ruhe legen wollten, wurde jedem Manne eine Hand voll Mais gereicht, den sie alsbald zwischen zwei großen Steinen zu zerreiben anfingen und dadurch einen solchen Lärm verursachten, daß wahrscheinlich niemand im ganzen Lager schlafen konnte — Der Verlust unseres Heeres auf diesem Rückzuge war sehr bedeutend, ganz ähnlich einer durch einen

*) Henry William Paget, Earl of Uxbridge, Marquis von Anglesey, englischer General und Staatsmann, 1768—1854. In Spanien war er Befehlshaber der englischen Reservekavallerie und unterstützte die Operationen des Generals Moore mit großem Geschick

allgemeinen Kampf verursachten Niederlage, und wir verdankten es nur der Nachlässigkeit der Franzosen, die uns nie ernstlich zusetzten, daß er nicht noch größer war.

In der Nacht des 20. wurde unsere Division südlich von der Sierra de Francia in die Gebirgsdörfer verteilt, und wir machten hier auf 8 Tage Halt. Hier wurde uns auch unser Gepäck ausgeliefert und wir waren unter Obdach. Am 28. marschierte Hills ganzes Korps nach der Coria, wo wir bis Mitte Mai in einem kleinen Dorfe in Winterquartieren lagen.



5. Kapitel

Übergang über den Duero. Scharmützel bei Hormasa. Zerstörung des Schlosses Burgos. Schlacht bei Vitoria. Gefechte auf den Majahöhen. Meine Gefangennahme

Der 20. Mai fand uns wieder im Felde am Flusse des Puerto de Banos biwakierend. Die Sonne schien heiß auf unsere Zelte im Tale, während unmittelbar über uns in ungeheurer Höhe die schneeigen und schmutzigen Felsen der Sierra de Bejar sich erhoben. Wir zogen durch eine anziehende Gegend nach Salamanca, wo wir am 26. ankamen. Der feindliche Nachtrab, bestehend aus 400 Reitern und 3000 Mann Infanterie mit vier Kanonen, räumte die Stadt, als wir uns ihr näherten. Wir aber marschierten nicht in die Stadt, sondern durchwateten eine halbe Stunde rechts von ihr den Tormes. Die Franzosen feuerten einige Schüsse auf unsere, an der Spitze befindliche Kavallerie ab, die, nachdem sie den Fluß überschritten hatte, sich in Schlachtordnung stellte. Die Franzosen zogen sich darauf eiligst längs dem Tormes nach Babila Fuente zurück. Sie wurden von unserer Reiterei und Artillerie verfolgt, beschossen und stark bedrängt, wobei sie einen Verlust von 200 Toten und Verwundeten und ebensoviel Gefangenen erlitten. Wir waren an diesem Tage mit der Heeresabteilung vereinigt, die unter Wellingtons Befehl marschierte, der bei dem Gefechte mit dem feindlichen Nachtrabe persönlich zugegen war.

Unsere Division lagerte sich an demselben Abend in einem Walde bei Orbada, ungefähr 8 Stunden von Salamanca. Hier und in der Umgegend verteilt machte der rechte Flügel Halt, während der linke infolge der geschickten Anordnung Wellingtons auf dem Wege von Miranda und Carvajales sich dem rechten Flügel des Feindes näherte. Am 4. Juni waren wir wieder in Bewegung und am 5. setzten wir bei Toro ohne Hindernis über den Duero, denn der Feind war vertrieben und in Schrecken gesetzt. Er sah sich genötigt, das Ufer des Flusses ohne Schwertstreich zu verlassen und sich schleunigst zurückzuziehen, nachdem er die Brücken zerstört hatte.

Wir sahen den Feind nicht früher als am 12. Er hatte sich so geschickt zurückgezogen, daß wir keinen Plünderern begegnet waren und seit dem Gefecht von Toro keine Gefangenen gemacht hatten. Unser Marsch und unsere Bewegungen am 12. waren sehr interessant. Das Korps des Generals Hill brach um 5 Uhr morgens von Manzana auf und rückte in zwei Kolonnen vor — die rechte nach Celada, die linke, bei der ich mich befand, über Juntana nach Hornillo. Die Feinde scharmutzelten tüchtig mit unserer Reiterei bei Hormasa, einem kleinen Dorfe am Flusse gleichen Namens, und machten einen kurzen Halt, um den Rückzug der Hauptmacht ihres Nachzugs zu decken. Dann rückten sie langsam auf die Anhöhen oberhalb Hornillos, wohin wir ihnen folgten. Sie bestanden aus vier Schwadronen und drei Bataillonen. Ihre Infanterie bildete eine Linie auf diesen Höhen. Als wir an ihrer Flanke hinaufstiegen, zog sie sich zurück, indem sie ihre Richtung etwas veränderte, aber immer noch Front gegen uns machte. Als sie endlich merkten, daß wir sehr zahlreich waren und tüchtige Reiterscharen aufzustellen hatten, zogen sie sich in Karrees zusammen, setzten über den Fluß Arlanzon, verbanden sich mit der übrigen Mannschaft des vom Grafen Reille befehligten Korps, und alle nahmen den Weg nach

Burgos. Die Truppen bewegten sich sehr schnell und sicher und machten ihren Rückmarsch in der schönsten Ordnung angesichts unserer Reiterei und unter dem Feuer unserer Kanonen, das indes wenig Wirkung hatte.

Unsere Fußkolonnen kehrten ebenfalls zurück und lagerten sich, nachdem sie starke Feldposten auf den Höhen zurückgelassen hatten, am Ufer der Hormasa. Eine dieser Feldwachen befehligte ich. Gegen Abend fing es stark zu regnen an und goß einige Stunden lang fort. Wir hatten nichts zu essen, und auf den nackten Höhen gab es kein Brennholz. Der Morgen brachte jedoch ein wenig Trost, denn als ich in der Dämmerung mit meinem Fernrohre das ferne Schloß von Burgos betrachtete, hatte ich die Freude, es plötzlich in dicken weißen Rauch eingehüllt zu sehen, und der Knall einer furchtbaren Explosion verkündete mir, daß der Feind es angezündet hatte und es folglich verlassen würde. In 10 Minuten folgte eine zweite Explosion, und in ungefähr einer Viertelstunde konnte ich deutlich die nackten Trümmer erkennen.

Ein großes französisches Heer sammelte sich jetzt am Ebro, denn Joseph war mit allen Truppen, die in Madrid, Segovia usw. gestanden hatten, schnell durch den Engpaß von Somosierra nach Avanda und Burgos gerückt und im Begriff, sich uns gegenüber in Schlachtordnung aufzustellen. Obgleich kein Burgos mehr zu belagern oder zu blockieren war, so war es doch unmöglich gewesen, den Engpaß von Pancorvo zu bezwingen und bei Miranda über den Ebro zu setzen. Wellington rückte ebenso schleunig auf einer unbelebten Straße links vor, ging darauf bei Puente de Arenas über den Ebro und marschierte gerade gegen Vitoria, wohin sich der Feind zurückzog. Unsere Abteilung rückte am Abend des 13. nach Villarejo.

Um 1/2 8 Uhr am Morgen des 21. betraten wir die von Miranda nach Vitoria führende Landstraße, und nachdem wir durch die kleine Stadt Puebla unter dem Lebehoch der Einwohner und mit klingendem Spiel und

fliegenden Fahnen marschiert waren, machten wir nach einer halben Stunde angesichts des französischen Heeres Halt, das, zum Kampfe bereit, eine sehr feste Stellung eingenommen hatte. Sein rechter Flügel stand bei der Stadt Vitoria, das Zentrum hatte das Zadorratal inne, und sein linker Flügel lehnte sich an die Höhen, die sich über Puebla erheben.

Mit Ausnahme der sechsten, die in Medina aufgehalten wurde, waren alle Divisionen des englisch-portugiesischen Heeres und alle spanischen Truppen unter dem Befehl Girons, Longas und Murillos im Felde gegenwärtig. Wir waren nicht weniger als 74000 Mann und die Franzosen ungefähr 60000 mit einer zahlreichen Artillerie.

Das Korps des Generals Hill begann den Kampf und griff den linken Flügel des Feindes an. In dem Augenblick, wo wir durch Puebla kamen, wurde eine spanische Brigade unter Murillo auf die Höhen geschickt, und bald darauf marschierten auch das 71. Regiment, eine leichte Kompagnie und ein Bataillon portugiesischer Jäger zur Unterstützung dahin. Diese Truppen hatten lange, ehe der Kampf allgemein ward, eine harte Arbeit zu bestehen und erlitten großen Verlust, endlich aber gelang es ihnen, von den wichtigen Höhen Besitz zu nehmen, indem sie den Feind vertrieben und zurückwarfen.

Meine Brigade marschierte gegen das Dorf Subijana de Alava in der Front der Linie, mit der Absicht, es mit dem Bajonett anzugreifen. Als wir uns näherten, feuerte der Feind auf uns aus 14 Geschützen, aber nur mit geringem Erfolg. Ich konnte nicht annehmen, daß er auf einen so wichtigen Posten, wie das Dorf war, ohne Kampf verzichten würde, und als wir ganz nahe waren, glaubte ich jeden Augenblick, mit einem mörderischen Kleingewehrfeuer begrüßt zu werden und den Feind hervorbrechen zu sehen. Ich hatte daher meine Leute vorbereitet, auf einen solchen Angriff zu achten. Im Dorfe

war jedoch keine Seele, nur ein Wald einige Schritte zu seiner Linken und die Klüfte darüber waren mit leichter französischer Infanterie angefüllt. Bald war ich mit meiner Kompagnie zwischen den Klüften in ein lebhaftes Scharmutzel verwickelt und verlor von 38 Mann etwa 11 Tote und Verwundete. Die Engländer scharmützeln nicht so gut wie die Deutschen oder Franzosen. Unter mir sah ich zu meinem Schmerze, wie die anderen Regimenter unter dem Feuer der französischen Regimenter litten.

Es war gegen 2 Uhr, als die 4. leichte Division auf einer, Nanclares gegenüberliegenden Brücke über den Zadorra setzte und kühn gegen das feindliche Zentrum und die Stadt Arinez vorrückte. Um dieselbe Stunde eroberte die 3. und 7. Division die Brücke von Puentes, griff den rechten Flügel des Feindes an und schlug ihn. Die ganze Zeit hindurch unterhielt die Artillerie auf beiden Seiten ein mörderisches Feuer; als jedoch dieses erschlaffte, schien sich der Feind zum Rückzug vorzubereiten und verließ bald in großer Verwirrung Dorf, Höhen und Stellung. Wir verfolgten ihn rasch, aber mit wenig Nutzen und machten am Abend in einem Biwak, eine Stunde von Vitoria, Halt. Hier liefen alle Augenblicke Nachrichten von dem allgemeinen Erfolge der Schlacht ein, und wir fanden, daß General Graham mit den unter seinem Befehle stehenden britischen und spanischen Divisionen die Franzosen nach einem harten Gefechte von Gamarra Mayor und Abejuco vertrieben und von der Straße nach Bayonne abgeschnitten hatte, und daß sie, all ihr Gepäck und Geschütz im Stiche lassend, in der Richtung nach Pamplona geflohen waren. 150 Geschütze, 415 Bombenkisten, ihre Kriegskasse und über 3000 Fuhrwerke, Lastwagen und Karren, mit Lebensmitteln, Schätzen und Beute beladen, waren in unsere Hände gefallen. Wir hatten gegen 5000 Tote und Verwundete verloren, und der Verlust der Franzosen war nicht viel beträchtlicher. Ich gestehe, ich war mit dem Erfolge nicht zufrieden und hatte tüchtigere und weniger hochklingende Vorteile

erwartet. Es ist wahr, die Eroberung all ihres Geschützes und Gepäcks war ein glänzender Triumph und würde in diesen Tagen (1823), wo Generale, um dessen habhaft zu werden, ein Heer geopfert haben würden[1]), mit Staunen und Bewunderung angesehen werden. Ich für meinen Teil hätte lieber von großen Verlusten in den feindlichen Reihen gehört und eine tüchtige Kolonne Gefangener gesehen. Man lachte mich aus und nannte mich unvernünftig, aber dasselbe Heer, welches seines Geschützes beraubt und von seinem Gepäck entblößt war und 12 Tage nach dem Siege nach Frankreich getrieben wurde, fing 18 Tage darauf die Feindseligkeiten wieder an, überfiel uns in den Pässen der Pyrenäen, drang bis auf eine Stunde von Pamplona vor und kämpfte für die Befreiung dieser Festung. Wenn ich jedoch nach allem überlege, daß unser Heer in 45 Tagen von Portugal nach den Grenzen Frankreichs zog, also eine Entfernung von 400 englischen Meilen zurücklegte, so erkenne ich darin mit Bewunderung Wellingtons Talent und sollte vielleicht über meine getäuschte Erwartung hinsichtlich des Sieges bei Vitoria erröten.

In dieser Schlacht litt ein Regiment von unserer Division, das 71., sehr stark, indem es 400 Mann und seinen tapferen Befehlshaber, den achtbaren Oberst Cadogan[2]), verlor. Dieser tapfere Offizier, erzählt man, habe, tötlich verwundet und seiner Lage sich völlig bewußt, gebeten, daß man ihn auf einen erhöhteren Standpunkt bringe als der war, wo er fiel, damit er dem Kampfe zuschauen und zum letzten Male sehen könnte, wie unsere

---

[1]) Der Autor spricht von der Jetztzeit, er meint also das Erscheinungsjahr der englischen Ausgabe, die im Jahre 1823 erschienen ist.

[2]) Oberst Henry Cadogan, 1780—1813, befehligte bei Vitoria 1813 die 71. Hochländer. Er hatte Befehl, die Höhen über dem Dorfe Puebla zu stürmen, wo sich die französische Nachhut befand. Er war ein allgemein beliebter und von Wellington besonders bevorzugter Offizier.

siegreichen Truppen vorrückten. Ein solcher Zug von Patriotismus würde sich in der griechischen oder römischen Geschichte gut ausgenommen haben; so wie er ist, bleibt er nur eine Kriegsanekdote, die man mit Vergnügen erzählt oder anhört, ohne daß sich Männer, die Augenzeugen gewesen sind, darüber wundern, wie mit Wunden bedeckte gemeine Soldaten mit einem Freudenrufe verschieden.

Am Morgen des 22. marschierte das Heer vorwärts, nachdem von jedem Regimente eine Kompagnie mit einem Hauptmann in Vitoria zurückgelassen worden war. Auch ich wurde zu diesem unangenehmen Dienste bestimmt. Auf den Straßen der Stadt war, wie sich denken läßt, nichts als Lärm und Verwirrung. Hier brachten Karren, die ohne Unterschied mit französischen, englischen und portugiesischen Verwundeten angefüllt waren, ihre stöhnende Ladung in die zu Hospitälern bestimmten Klöster, dort ritten Offiziere, verwundet und bleich, mit blutbefleckten, schmutzigen Uniformen langsam ihren Quartieren zu, während ihre Burschen die Pferde am Zügel führten und oft ihre zusammensinkenden Herren aufrichteten, denen jede Bewegung unerträgliche Schmerzen zu verursachen schien. Da standen einige Gruppen französischer Gefangener, neugierig aus der Türe der Kirche schauend, worin sie eingeschlossen waren. Dort hielten unsere Kommandos in den Straßen, Befehle erwartend, während lange Züge von den zum Heeresverpflegungsamte gehörenden Maultieren mit Zwieback beladen an uns vorüberzogen, um dem Heere zu folgen. Zum Tore marschierten spanische Truppen ein, die die Besatzung von Vitoria bilden sollten, und auf den Gesichtern der Einwohner drückte sich Überraschung aus, da ihnen, nachdem sie so lange unter französischer Herrschaft gestanden, ihre gegenwärtige Lage neu und ihre Befreiung fast unglaublich schien.

Zwei oder drei Tage lang mußte ich mit meiner stark vom Kampfe erschöpften Mannschaft die Kanonen

und Bombenkisten sammeln, die auf den Straßen und Feldern nördlich von der Stadt zerstreut lagen. Wir brachten 174 Kanonen zusammen, darunter waren 90 Feldstücke, deren Mündung vom kürzlichen Gebrauche verdorben waren. Der Boden war fast eine Meile weit mit den Trümmern der Wagen, Karren, Kisten und des Gepäcks bedeckt, und hier und da waren ganze Felder buchstäblich weiß von den dick umhergestreuten Papieren. Um Geld oder Kostbarkeiten zu finden, hatten die Soldaten alles durchwühlt, sie hatten das Futter der Kutschen zertrennt und die Polster aufgeschnitten, alle Briefkästen der verschiedenen militärischen Ämter erbrochen und alle Papiere, Berichte und amtliche Urkunden zerstreut, die vielleicht seit Jahren aufgehoben worden waren.

Am 5. Juli brachen die Truppen unserer Division wieder auf, um sich mit dem Heere zu vereinigen. Mein Regiment und die Brigade lagen jetzt auf einige Zeit hinter den Höhen von Maya im Biwak. Ein steiler, beschwerlicher Weg von drei Viertelstunden trennte uns von den Höhen, die wir verteidigen sollten und auf die wir täglich eine Feldwache von 80 Mann stellten. Ungefähr eine halbe Stunde hinter dem Posten lagen die leichten Kompagnien der Brigade, um die Verbindungen zu decken und Unterstützung zu leisten.

Am 25. Juli erstürmte und eroberte der Feind mit großer Übermacht den Paß von Maya, und es herrschte große Verwirrung an diesem heißen Tage. Es war ein Überfall und auch kein Überfall. Insofern war es einer, weil die Truppen, die die rechte Seite dieser Höhen verteidigen sollten, drei Viertelstunden entfernt waren und nicht schnell genug ankommen und sich ordnen konnten. Nur ein Regiment kam in der Tat noch beizeiten an, um auf dem wichtigen Platze zu kämpfen, und dieses Korps war atemlos vor Anstrengung und mußte gruppenweise fechten, als es ankam. Es war aber auch kein Überfall, weil nie ein Kampf von der Feldwache und den leichten Kompagnien regelmäßiger geführt wurde,

als der vom 25. Juli. Ich selbst werde diesen Tag nicht so leicht vergessen, denn er führte mich in die Hände der Feinde und machte mich der Ehre verlustig, den britischen Fahnen zu folgen, als sie furchtlos, ja triumphierend in den schönsten Provinzen des südlichen Frankreichs vordrangen.

Ich frühstückte an diesem Tage in einer hübschen Laube am Ufer eines Gebirgsflusses. Um 7 Uhr löste ich die Feldwache auf den Mayahöhen ab und hörte von ihrem Kapitän, daß er bei Tagesanbruch einen Reitertrupp und eine Infanterie-Abteilung über eine entfernte Hügelfläche hätte ziehen und verschwinden sehen. Ich bat ihn, davon einen besonderen Bericht zu machen, wenn er ins Lager käme, was er auch tat. Bald darauf kam ein Untergeneralquartiermeister, ritt eine Strecke vorwärts und sagte, daß man allerdings gegen anderthalb Stunden weit im Tale eine Kolonne sehen könnte, daß es indes nur eine Veränderung des Biwaks oder eine unbedeutende Bewegung wäre.

Ich dachte anders, und die Folge lehrte, daß ich mich nicht irrte. Indes wurden die leichten Kompagnien von diesem Offizier heraufgeschickt, eine Maßregel, die, wie man sehen wird, schwach und ungenügend war. In weniger als zwei Stunden waren meine Feldwachen und die leichten Kompagnien im heißen Kampfe mit dem feindlichen Vortrabe begriffen, der ganz aus Voltigeurkompagnien bestand, die durch keine Tornister belästigt wurden. Ein ausgewählter Offizier führte sie an. Die Leute fochten hitzig, aber wir machten ihnen das Terrain streitig und töteten viele von ihnen. Wir hatten die Stellung selbst dann noch nicht verlassen — obwohl wir etwas gewichen waren —, als wir uns mit den eilig heranrückenden Truppen des rechten Flügels unserer Brigade, meines eigenen Regiments, vereinigten.

Die Scharen des Feindes wuchsen jedoch mit jedem Augenblick und bedeckten die unmittelbar vor uns und um uns liegende Gegend.

Der Kampf, wenn man überhaupt von einem Kampfe sprechen kann, war jetzt sehr ungleich und, wie sich denken läßt, kurz und blutig. Ich sah zwei Drittel meiner Feldwache und viele aus den leichten Kompagnien und meinem Regimente vernichten. Unter andern braven Opfern fiel auch unser Grenadierhauptmann, der mit Wunden bedeckt war, unser Oberst, ebenfalls schrecklich verwundet, und viele andere. Ich undes, der ich dieses Blutbad überlebte, wurde gefangen genommen. Ich verdanke die Erhaltung meines Lebens, das mir in diesem heißen Augenblick gleichgültig war, nur der Dazwischenkunft eines französischen Offiziers, der die Musketen der von ihm angeführten Sektion senken ließ, die bereits zu meiner Vernichtung angelegt waren und mich sicherlich dem Tode geweiht hätten, denn ich war nur sechs oder sieben Schritte von ihnen entfernt. Der wackere Mann umarmte mich und sagte ungefähr folgendes „Un Français sait respecter les braves." Darauf befahl er einer Ordonnanz, mich zum Grafen Erlon zu bringen [8])

Die Abteilung, die mich gefangen hatte, bestand aus dem 8. und 75. Regiment der französischen Linientruppen. Großer Gott, welch plötzliche Veränderung! Noch vor wenigen Minuten hatte ich „vorwärts" gerufen und rufen hören und jetzt schrie alles um mich: „En avant, en avant, vive Napoléon, vive l'empereur!" — Ich war mitten unter den Franzosen, die hastig und ungestüm an mir vorübereilten. Niemand beschimpfte mich, niemand versuchte, mich zu plündern. In einer Schlucht aber, die voll schurkisch lauernder Plünderer war, die stets die Memmen und Räuber eines Heeres sind, wurde ich von einem Burschen beraubt, der sich mir erbot, freiwillig den Kampfplatz zu verlassen und mich fortzubringen. Das Herannahen einiger leicht verwundeter Soldaten, die von der Front kamen, und eines Sergeanten veranlaßten ihn,

[8]) Jean Baptiste Graf Drouet d'Erlon, französischer General, 1765—1844, befehligte 1813 die Armee des Zentrums in Spanien

mit seiner Beute davonzulaufen. Der Sergeant führte mich zum Grafen Erlon, der auf einem naheliegenden Berge zu Pferde hielt und von einer großen Menge Stabsoffiziere umgeben war. „Un capitaine anglais, général," sagte mein Führer. Der Graf nahm augenblicklich den Hut ab und redete mich auf die höflichste und schmeichelhafteste Weise an. Er stellte nicht die geringsten Fragen, sondern sprach mit dem größten Lobe von dem tapferen Widerstande, der ihm geleistet worden ware.

Es war eine seltsame Szene — überall um mich französische Gesichter und Uniformen. Zwei Reservekolonnen hielten gleich hinter dem Grafen. Die Franzosen, die ich hier sah, waren nicht entwaffnet und zerlumpt, sie zeigten keine mißmutige Miene oder verstellte unpassende Fröhlichkeit. Ihre Kleidung war fast neu, ihre Ausrüstung vortrefflich und ihr ganzes Aussehen reinlich, rüstig und kriegerisch.

Einer von den Stabsoffizieren des Generals stieg vom Pferde und bot mir aus seiner Flasche zu trinken an, was ich indes ablehnte.

Der Feind erlitt großen Verlust; jeden Augenblick kamen Verwundete vorüber, und auf den Hohen lagen viele Tote und schwer Verwundete. Auch brachte man kleine Trupps gefangener Engländer von der linken Seite der Mayahöhen und vom Nachtrab, wo die unsrigen noch ohne Beistand tapfer und in zerstreuten Haufen kämpften. Der Graf schickte mich bald fort und sagte, er habe kein Pferd für mich, aber die Stadt, wohin er die Gefangenen beordert hatte, sei nicht weit entfernt. Darauf wandte er sich an den Sergeanten und befahl ihm, sich gegen die gefangenen englischen Offiziere — denn es wurden noch zwei andere gebracht, während ich bei ihm war — so zu betragen, als er es gegen Franzosen gleichen Ranges tun würde.

Hinter der Reservekolonne waren alle gefangenen Engländer versammelt, und ich traf hier einen Waffengefährten, einen Leutnant von unserer leichten Kompagnie,

der sich an diesem Tage sehr ausgezeichnet hatte und wenige Minuten nach mir in einer andern Gegend des Kampfplatzes gefangen genommen wurde. Er war ein sehr vertrauter Freund von mir, und es schmerzte mich tief, ihn unter solchen Umständen wiederzusehen.

Unser Trupp brach nun unter einer sehr kleinen Bedeckung auf, denn da an Flucht nicht zu denken war, so wurden wir eher geführt als dirigiert. Wir waren im ganzen 140 Engländer, aber nicht mehr als 40 von einem einzigen Regimente, und nur 4 Offiziere. Auf unserm Marsche begegneten wir noch mehr französischen Truppen, die die enge Gebirgsstraße heraufzogen. Keiner der Soldaten ließ es sich einfallen, uns zu beleidigen; viele Offiziere grüßten uns, obwohl hier und da ein mit Orden behangener Offizier mit ungeduldiger, strenger Miene seinen Schnurrbart drehte. Amüsant war es, mit welcher Schnelligkeit sich ein lügenhaftes Gerücht in den feindlichen Reihen verbreitete. Einer der übrigen englischen Offiziere und ich, die man als Bataillonsoffiziere gefangen nahm, trugen volle Epauletten. Als nun die ersten Abteilungen der französischen Brigade an uns vorüberzogen, hörten wir sie sagen: „Deux chefs de bataillon prisonniers," als jedoch der Nachtrab herankam, riefen sie: „En avant, l'affaire va bien, deux bataillons pris aux ennemis!" Vergeblich sagte ich: „Je ne suis que capitaine." Das Geschrei „Vive Napoléon, deux bataillons pris aux ennemis!" dauerte fort.[4]) —

[4]) Der Verfasser bricht merkwürdigerweise seine Feldzugserinnerungen so kurz ab, daß man annehmen könnte, er habe das Werk nicht vollendet oder die Absicht gehabt, seine ferneren Lebensschicksale in einem weiteren Bande folgen zu lassen. Er hat aber keine weiteren Aufzeichnungen darüber hinterlassen, und wir müssen uns mit diesem eigentümlichen Schluß begnügen.

4.

Erinnerungen aus dem spanischen Feldzug

von

Heinrich von Brandt



Vorwort.

Der Geschichtschreiber hat zwei Hauptbedingungen zu erfüllen, aber sehr selten geschieht dies: mit ruhiger Gleichmäßigkeit Menschen und Dinge zu beurteilen und ohne Vorurteil, vor allem aber ohne Parteilichkeit die Ereignisse zu schildern. Beides ist bei dem preußischen General und Militärschriftsteller Heinrich von Brandt, dem Verfasser der Kriegserinnerungen, der Fall, aus denen hier ein Auszug, die Erlebnisse auf der Pyrenaischen Halbinsel schildernd, vorliegt.

Diese Memoiren besitzen eine seltene Schärfe der Beobachtung und haben viel zu dem Urteil beigetragen, das man jetzt über die Napoleonische Armee und die Ursachen ihrer Niederlagen, hauptsächlich in Spanien, fällt. Besonders interessant und geistreich ist die Vorführung der einzelnen leitenden Persönlichkeiten, die Brandt mit scharfer Kritik zeichnet, sowie seine Beobachtungen über Sitten und Zustände des spanischen Landes und Volkes. Klares Denken, Belesenheit und reiche Kriegserfahrung, das sind die besonderen Merkmale des für die Geschichte und zur Belehrung so überaus nützlichen deutschen Memoirenwerkes, wie es deren leider bei uns, im Verhältnis zu unsern französischen Nachbarn, nur wenige gibt.

In kurzen Worten sei hier die Biographie des Verfassers zusammengefaßt. Heinrich von Brandt kam 1789 in Lakain in Westpreußen, wo sich seine auf der Reise befindlichen Eltern vorübergehend aufhielten, zur Welt. Mit 16 Jahren bezog er die Universitat zu Königsberg in

Ostpreußen, um auf Wunsch seines Vaters Rechtsgelehrter zu werden. Aber die großen politischen Ereignisse der damaligen Zeit interessierten ihn mehr als die staubigen, vergilbten Pandekten, und als das Unglück über Preußen hereinbrach und der König im Jahre 1807 eine Bekanntmachung erließ, die jedem jungen Manne von Bildung den Eintritt in die provisorischen Bataillone als Offizier gestattete, da war Heinrich von Brandt einer der ersten, die sich meldeten. Er trat als Fähnrich (damals die niedrigste Offizierscharge) in das 2. westpreußische provisorische Bataillon; doch sah er den Kriegsschauplatz in Preußen nie, da mittlerweile der Frieden von Tilsit geschlossen worden war. Das Unglück Preußens ging ihm zwar nahe, doch war er auch von der Größe Napoleons ergriffen; es schien ihm, „daß er alle Helden Plutarchs überflügelt und daß selbst Alexander und Cäsar ihm weichen müßten".

Die Schöpfung des Großherzogtums Warschau (1807) erfuhr Heinrich von Brandt aus den Zeitungen. Gleichzeitig hörte er durch die Briefe der Seinigen von der Lage der deutschen Bewohner, die nichts weniger als angenehm war. Denn um die Bewohner zu ängstigen, die noch Kinder oder Verwandte in Preußen hatten, ward das Räumungsrecht in Anwendung gebracht. Sein Vater rief ihn daher, den Abschied aus dem preußischen Heere zu nehmen, was der Sohn ungern tat. Er mußte indes gehorchen und reichte sein Abschiedsgesuch mit der Begründung ein, er wolle sich „dem Dienst des neuen Landesherrn nicht entziehen".

Nachdem er einige Monate ohne Anstellung gewesen war, erhielt er eines Tages vom Marschall Davout, dem Gouverneur von Warschau, den Befehl, als Unterleutnant in die neugebildete Weichsellegion einzutreten. Mit diesem Regiment machte er von 1808 bis zum Frühjahr 1812 den Feldzug in Spanien mit und begab sich dann, ebenfalls mit der Weichsellegion, nach Rußland. Auf dem verhängnisvollen Rückzuge des französischen Heeres wurde Brandt schwer verwundet, von den Russen gefangen genommen

und nach Moskau gebracht. Nach seiner Heilung wurde er als russischer Untertan der polnischen Armee einverleibt, in der er bis zur Rückgabe seiner Heimat an Preußen, 1815, blieb.

Darauf ward der nunmehrige Hauptmann als Lehrer in das Kadettenkorps und die allgemeine Kriegsschule nach Berlin berufen und 1829 zum Major im Generalstab ernannt. Seine Beförderungen gingen nun rasch vorwärts, und 1857 nahm er, nachdem er viele Ehrenämter bekleidet hatte, als General der Infanterie den Abschied, um sich ganz der Militärschriftstellerei, die er schon in früheren Zeiten gepflegt hatte, zu widmen. Er wirkte auf diesem Gebiete noch ein Jahrzehnt und starb am 23. Januar 1868 in Berlin.

Seine Erinnerungen gab sein Sohn, der Major Heinrich von Brandt, kurz nach dem Tode des Vaters, 1869 in zwei Bänden heraus; die zweite Auflage erschien 1870, 1882 folgte noch ein dritter Band. Auszüge aus den Feldzügen in Spanien und Rußland wurden vom Baron Ernouf im Jahre 1877 ins Französische übersetzt.

Die Schreibweise Brandts ist teilweise mit veralteten und französischen Ausdrücken angefüllt, die sehr gut durch bessere, deutsche, ersetzt werden konnten, ohne der Originalität des Buches zu schaden. Ich habe dies in sehr vorsichtiger und beschränkter Weise getan und hoffe so zur Erleichterung der Lektüre des interessanten Werkes beigetragen zu haben.

F. M. K.



1. Kapitel

Ankunft der Armee in Spanien. Schlacht von Tudela 1808. Zweite Belagerung von Zaragoza 1808—1809

Unsere Ankunft in Pamplona fiel gerade in die Periode der großen Operationen, welche Napoleon gegen die spanische Armee vorbereitete. Die Armeen von Estremadura und Galicien waren bereits vernichtet. Marschall Lannes war von Burgos aus entsandt worden, um einen Schlag gegen die Armeen von Andalusien und Aragonien unter Castaños und Don José Palafox[1]), die am Ebro standen, zu führen. Die beiden spanischen Generale waren voller Siegeszuversicht vorgerückt. Ihr Plan war, den Feind von allen Seiten zu umgarnen und gänzlich zu vernichten. Sie hatten Tudela bereits erreicht, aber in einer gewissen Selbstsucht, welche man oft in ähnlichen Fällen findet, es verschmäht, ihre Armeen zu vereinigen. Lannes, beauftragt, gegen sie zu marschieren, hatte das 3. Korps unter Marschall Moncey, die Division Lagrange des 6. Korps und einige Brigaden Kavallerie zusammengezogen. Wir waren mit mehreren anderen Truppenteilen über Tafalla, Olite, Peralta auf Milagro dirigiert worden, wo wir unseren Regimentern einverleibt wurden. Nach nur kurzer Rast wurde nach Lodosa marschiert, in dessen Nähe das ganze Korps vereinigt war. Mein Regiment kam zur ersten

---

[1]) Siehe Anmerkung 12 des 1. Berichts und Anmerkung 10 des 2. Berichts.

Brigade (Habert) der ersten Division (Grandjean) des 3. Korps.

Unser Marsch war zu eilig, um Betrachtungen zu gestatten. Zwischen Pamplona und Tafalla berührten wir den Schauplatz der Taten der beiden Minas[2]), den später so berühmt gewordenen Wald von Tafalla, welchen die Franzosen endlich ganz niederhieben, um den Spaniern die Gelegenheit zu Hinterhalten zu entziehen. Der Marschall Lannes hatte am 21. November seine Truppen von Lodosa auf Calahorra und Alfaro in Bewegung gesetzt, während Marschall Ney mit seinem, dem 6. Korps, dem Feinde den Rückzug auf Madrid abschneiden sollte, wenn Lannes gesiegt haben würde. Der Letztgenannte, der am 23. November schon lange vor Tagesanbruch die Kolonnen von ihren Biwaks in Bewegung gesetzt, rekognoszierte an der Spitze der von den Spaniern gefürchteten polnischen Ulanen den Feind. Obwohl leidend, sprengte er rüstig vor dieser unübertrefflichen Truppe einher. Er fand den General O'Neil mit der Armee von Aragonien auf den Höhen von Tudela, während Castaños mit der Armee von Andalusien über eine Meile davon bei Tarazona und Cas-

[2]) Francisco Espoz y Mina und Xavier Mina, Onkel und Neffe. Ersterer, geboren 1784, gestorben 1835, war Oberbefehlshaber der Armee von Catalonien. Die militärische Karriere betrat er eigentlich durch einen Zufall. Sein Neffe, Xavier Mina, geboren 1789, erschossen 1817, der mit 19 Jahren das Studium in Logrono aufgab, um ein Guerillaheer zu organisieren, fühlte bald, daß er dieser Aufgabe nicht gewachsen war und rief seinen Onkel zu sich. Bald darauf wurde Xavier gefangen genommen und Francisco vertrat ihn als Führer der Guerillas. Von da an datiert sein militärischer Ruhm. Die Art des Krieges, auf den er sich zuerst beschränkte, bestand darin, die Straße von Bayonne bis Madrid scharf zu beobachten; er ließ in der Tat kein Detachement, keinen Transport vorüber, ohne ihn anzugreifen und führte dabei bedeutende Unternehmungen aus. Ebenso fügte sein kühner Neffe den Franzosen viel Schaden zu, besonders verbreitete er in der Provinz Navarra Schrecken unter den Feinden, weniger durch Waffentaten, als durch Grausamkeiten, die sich seine Leute zuschulden kommen ließen.

cante stand. Der Marschall erkannte alsbald, daß es ihm möglich sein würde, die eine und die andere Armee zu schlagen, ohne daß sie einander zu Hilfe kommen könnten. Er warf sich daher mit der Division Maurice Mathieu und der Brigade Habert auf Palafox, sprengte dessen Zentrum und ließ durch diese Lucke die Kavalleriedivision Lefèbvre-Desnouettes dringen, den rechten Flügel des spanischen Generals attackieren, und nötigte die heroischen Sieger von Zaragoza, wie die Spanier die Aragonier nannten, zur schleunigsten Flucht. Dann führte der Marschall eine Frontveränderung aus, um sich auf Castaños zu werfen. Dieser aber wartete den Angriff nicht ab, sondern zog sich schleunigst zurück, vorüber er später von der Junta des Verrats angeklagt ward. Nur eine spanische Division, die von La Peña, die bei Bailen eine Rolle gespielt, kam zum Kampf, wobei sie stark litt und gänzlich zersprengt ward.

Der Bericht gab an, daß der Feind 4000 Tote und im Ebro Ertränkte, 30 angespannte Geschütze mit den dazugehörigen Munitionswagen und viele Gefangene verloren habe. Unser Verlust soll nur 40 Tote und ein halbes Tausend Verwundete betragen haben. Man folgte dem Feinde bis Alagon, von wo man sich aber wegen Mangel an Lebensmitteln wieder zurückziehen mußte. Der Weg bis dahin war mit Leichen bedeckt, welche die Luft noch wochenlang verpesteten, weil niemand daran dachte, dieselben zu begraben. Es waren größtenteils unmontierte Freiwillige, denen die verfolgende Reiterei keinen Pardon gegeben.

Die Schlacht hatte, alle Gefechte mit den verschiedenen Abteilungen eingerechnet, ziemlich vom Morgen bis zum Abend gedauert, ohne daß jedoch die einzelnen Truppenteile länger als ein bis zwei Stunden im Feuer gewesen waren. Die Brigade Habert, bei der mein Regiment stand, die mit der Division Maurice Mathieu die Höhen von Tudela angriff, hatte schon auf eine unglaubliche Entfernung, als die Kolonnen noch in Marschordnung waren, einige Verwundete. Später jedoch, als man die

vereinigten Voltigeure vorzog und diese durch Angriffskolonnen unterstützen ließ, blieb das hintere Treffen, in dem mein Bataillon sich befand, so außer Berührung mit dem Feinde, daß nur der Kanonendonner und ab und zu eine Kugel, welche über die Köpfe hinsauste, bemerken ließ, daß auch wir uns auf einem Schlachtfelde befänden. Die Spanier machten zwar, vom Terrain unterstützt, ab und zu Versuche, sich wieder zu formieren; in dem Olivenwalde von Tudela selbst kam es zu einem lebhaften Tirailleurgefecht, aber im allgemeinen war die Haltung des Feindes so erschüttert, daß die Vortruppen überall hinreichten, die Entscheidung herbeizuführen. Das 3 Korps (Moncey) verfolgte die flüchtigen Aragonier auf der Straße von Zaragoza, die Truppen von Andalusien wurden auf die Straße von Borja und Calatayud geworfen, doch kein Ney war da, um sie in Empfang zu nehmen, worüber im Lager viel gesprochen wurde. Das Hauptresultat der Schlacht war, daß etwa 28000 Franzosen eine spanische Armee von 40000 Mann, stolz auf die Ereignisse von Zaragoza und Bailen, ohne sonderliche Anstrengung in Zeit von einigen Stunden gänzlich aus dem Felde gesprengt und auseinandergesprengt hatten. Die Einleitung der Schlacht und diese selbst waren so schnell und überraschend, daß mir von der ganzen Sache nur eine flüchtige Erinnerung geblieben.

Ich war zur Kompagnie eines Kapitäns Matkowski gekommen, der ein wackerer, braver Mann war und sich meiner freundlichst annahm. Selbst literarisch gebildet und unterrichtet — er hatte früher in Krakau studiert —, wäre mir sein Umgang gewiß sehr nützlich geworden, aber leider sollte er uns nur zu bald entrissen werden.

Wir hatten durch den weiten Marsch eine gewisse Kriegsbrauchbarkeit erlangt, und so hatte man sich nicht gescheut, uns den verschiedenen Regimentern, ich möchte sagen noch während des Marsches zur Schlacht, einzuverleiben. Die Organisation des französischen Nachschubsystems war überhaupt so gut, daß man den Ersatz un-

mittelbar nach seiner Einrangierung kaum von den alten Soldaten zu unterscheiden wußte. Er hatte von den älteren Mannschaften vielleicht noch den Vorzug, dienstbeflissener als diese zu sein. Der Geist in den Regimentern der Legion war ein echt kriegerischer und ward durch die strenge Mannszucht, welche der Oberst Chlopicki[3]) aufrecht zu erhalten wußte, noch gehoben.

Die ersten Flüchtlinge vom Schlachtfelde waren schon 9 Stunden nach der Schlacht in Zaragoza angekommen und hatten diese 18 spanischen Leguas also beflügelten Schrittes zurückgelegt. Der Schrecken über die erlittene Niederlage war um so größer, als sie den Spaniern gegen alle Erwartung gekommen. Viele Bewohner der Umgegend, die sich den Franzosen feindlich bewiesen, eilten Sicherheit in Zaragoza zu suchen, und es sollen sich in den ersten Tagen nach der Katastrophe über 100000 Menschen, unter denen besonders viele Frauen und Kinder, daselbst befunden haben. Hätte man von Alagon, das wir am 27. erreichten, unsern Marsch auf Zaragoza fortgesetzt, so wäre unter den ersten Eindrucken des Schreckens ein Abkommen mit Palafox möglich gewesen; indes Marschall Lannes, die Seele des Unternehmens, erkrankte heftig, mußte das Oberkommando abgeben, und Moncey kehrte mit seinen Truppen — aus Mangel an Lebensmitteln, wie es hieß — zurück, während Ney, voller Besorgnis, auf Castaños zu stoßen, in Borja Halt machte.

Den 30. endlich, nachdem der Kaiser seine Marschälle wiederholt energisch zum Vorgehen aufgefordert, erschienen diese vor Zaragoza.[4]) Als die Truppen der Stadt ansichtig wurden, brachen sie in ein lautes Freudengeschrei aus. Die Schlacht von Tudela und die eilige Flucht der Spanier hatte ihnen den Mut, welchen die früheren Er-

[3]) Joseph Chlopicki, polnischer General, 1771—1854, kämpfte von 1808—1811 in Spanien unter Napoleon.

[4]) Dies war die zweite Belagerung von Zaragoza, vom 21. Dezember 1808 bis 21. Februar 1809; die erste hatte vom Juni bis August 1808 stattgefunden.

eignisse sehr niedergeschlagen, wiedergegeben, und das treffliche Betragen der Division Lagrange und der Kavallerie, die aus alten, erprobten Soldaten bestanden, hatte sichtlich belebend auf den Geist des 3. Korps eingewirkt. Man war voller Siegeshoffnung. Als daher, statt frisch an die Arbeit zu gehen, bald darauf wieder der Rückzug nach Alagon angetreten wurde, äußerte sich eine allgemeine Unzufriedenheit. Ney hatte nämlich unmittelbar nach seinem Eintreffen vor Zaragoza auf der Straße von Madrid den Befehl erhalten, die Zerstreuung des Korps von Castaños zu vollenden, und kehrte demgemäß nach Calatayud, von wo er gekommen, zurück. Moncey, der sich schon des Monte Torrero bemächtigt hatte, ging, da er sich nach Neys Abmarsch für zu schwach hielt etwas zu unternehmen, wieder auf Alagon zurück, wo die Truppen biwakierten oder in den benachbarten Ortschaften kümmerlich untergebracht wurden. Mein Bataillon stand in Mallen in einem Kloster, von wo abwechselnd Detachements zum Vorpostendienst und anderweitige Kommandos abgegeben wurden. Von den Entbehrungen, denen die Truppen hier ausgesetzt waren, kann man sich kaum einen Begriff machen. Es war empfindlich kalt; entweder wehte ein kalter, scharfer Wind, der Land und Menschen erstarrte und austrocknete, oder es regnete in Strömen.

Die ganze Landschaft von Lodosa bis Zaragoza war mit Ausnahme Tudelas gänzlich ausgeplündert. Fensterläden, Türen und das Hausgerät waren verbrannt; einzeln stehende Häuser waren niedergerissen, und wo die Truppen länger verweilt, hatte man die Olivenpflanzungen zur Feuerung verbraucht. Die Einwohner waren meistens entflohen. In diesen ruinenartigen Gebäuden wohnten wir und lagerten auf dem bloßen Fußboden oder auf notdürftig ausgeschlagenem, halb gebrochenem Hanf. Von Stroh war, da die Spanier nach Art der Mauren das Getreide gewinnen, keine Rede. Wer hier und dort vielleicht eine alte wollene Matratze erwischte, ward als besonders begünstigt angesehen. Ebenso schlecht war die Verpflegung.

Gewöhnlich waren die Brotportionen nicht ausreichend und wurden unregelmäßig geliefert, zu 1 bis 2, mitunter auch 3 Pfund. Fleisch erhielt man alle Tage, d. h. etwa 30 Mann einen bereits geschlachteten Hammel, dessen innere Teile gänzlich fehlten, dafür aber war er innen und außen oft mit einem grünen Schimmel überzogen. Ab und zu wurden weiße Bohnen und Reis geliefert. Wein war anfangs im Überflusse da, ebenso Öl, aber bei der Unordnung in allen Zweigen der Verwaltung gingen auch diese Artikel bald aus, und man war froh, wenn man später für Geld eine Flasche schlechten Wein erhalten konnte. Dabei war der Dienst im höchsten Grade angreifend. Die Truppen, die nicht anderweitig beschäftigt waren, standen oft die Nächte hindurch unter den Waffen. Regelmäßig traten gegen Abend einige Kompagnien unters Gewehr, und um 3 und 4 Uhr morgens wurde dies auf die ganze Armee ausgedehnt. Die Waffen wurden dann nicht eher aus der Hand gelegt, bis die immer sehr starken Patrouillen zurückgekehrt waren. Die Zeit zum Abkochen war spärlich bemessen. Unsere Soldaten ertrugen dies leidlich, die neueren französischen Regimenter aber, aus denen das Korps größtenteils bestand, hatten viele Kranke.

Während wir so im Lager und in den Kantonnements die Tage verlebten, wurde der nötige Belagerungspark zusammengebracht. Das 5. Korps unter Marschall Mortier (Herzog von Treviso), das in Spanien eingerückt war, hatte den Befehl erhalten, sich auf Zaragoza zu dirigieren. Den 19. Dezember brach die ganze Armee gegen Zaragoza auf; sie ging zu beiden Seiten des Ebro und des Kaiserkanals in mehreren Kolonnen vor, und nur einige tausend Mann blieben auf der Straße von Tudela zurück, um die Lazarette, Magazine und Verbindungen zu decken. Den 20. Dezember nachmittags waren wir wieder angesichts der Stadt. Die Soldaten aber, durch die verschiedenen vorhergehenden Rückzüge stutzig gemacht, ließen diesmal keinen Jubel erschallen, man hörte im Gegenteil hier und dort die Ansicht laut werden, daß man morgen wohl wieder zurück-

kehren werde. Aber man sollte bald sehen, daß es diesmal mit der Sache Ernst war. In der Nacht selbst hatte Marschall Moncey den Angriff auf den Monte Torrero vorbereitet. Nachdem einige Batterien am 21. früh das dort errichtete Fort Buena Vista eine Zeitlang beschossen, ging die Division Grandjean zum Sturm vor. Die erste Brigade unter General Habert umging die Stellung, während die zweite einen Scheinangriff auf die Front machen sollte. Die erstere, bei der auch unser Regiment stand, kam hier an einen gewölbten Gang, den Baranco de la Muerte (Schlucht des Todes), über den der Kanal von Tudela führt und den die Spanier verbarrikadiert und an seinem Ausgang stark besetzt hatten. Die französischen Voltigeure des 14. Regiments schossen, um die Besatzung zu verjagen, ohne sich sehen zu lassen, schräg in die Wölbungen, und da die Kugeln ebenso wieder abprallten, so wurde der Feind, der dies Feuer nicht erwidern konnte, vertrieben und verheß den Posten. Herr dieser Passage, drang der General Habert auf dem linken Ufer der Huerba vor und stellte sich zwischen Monte Torrero und Zaragoza selbst auf. Der Feind, hierdurch für seinen Rückzug besorgt gemacht, verließ Buena Vista mit Zurücklassung einiger Geschütze. Auch fiel eine Fahne vom Regimente Murcia in unsere Hände. Im Zentrum nahm die Division Morlot den Brückenkopf der großen Schleuse. Um 11 Uhr war man Herr der ganzen Position von Monte Torrero, welche die Besatzung bis aufs äußerste zu verteidigen versprochen hatte. Unser Verlust soll aus etwa 20 Toten und einigen 50 Verwundeten bestanden haben.

Abends verbreitete sich in den Biwaks die Nachricht, daß der Angriff auf die Vorstadt zurückgeschlagen worden sei und die Franzosen dabei viele Leute verloren haben sollten. Diese Kunde machte einen um so schlimmeren Eindruck, als man wußte, daß die Division Gazan aus lauter Kerntruppen bestand. Auch sprach man davon, daß es durch das nicht zeitgemäße Eintreffen der Division Suchet auf dem ihr bestimmten Punkte der Garnison

von Monte Torrero ermöglicht worden sei, sich zurückzuziehen.

Später abends ward die Division Grandjean auf der Straße von Valencia etabliert und hatte ihre äußersten Wachen am Ebro selbst. Sie stand mit der Division Musnier, die Monte Torrero und Umgegend besetzt hielt, in Verbindung. Die Division Morlot hatte ihre Stellung zu beiden Seiten der Straße von Madrid und lehnte sich an die Division von Suchet, deren Posten bis an den Ebro standen, so daß auf diesem Ufer Zaragoza vollkommen eingeschlossen war. Das Hauptquartier des Marschalls kam nach der Karthause la Concepcion, etwa eine Meile von der Stadt, auf der Straße von Valencia. Der Rücken der Belagerer war durch Kavallerie, die man meilenweit vorgeschoben hatte, gedeckt.

Den 22. ward ein Parlamentär nach der Stadt geschickt, und man erzählte sich, daß Palafox alle Anträge stolz zurückgewiesen — Während dieser Vorbereitungen schoß man sich tüchtig herum. Die benachbarten Bauern kamen in hellen Haufen zu jeder Tageszeit von allen Seiten heran und unterhielten ein lebhaftes Feuer, besonders um San José, während die Bewohner der Stadt die Olivenbaume vor der ganzen Front, vom Ebro bis zum genannten Kloster hin, abzuhauen bemüht waren. Auf Monte Torrero richtete der Feind ein starkes Feuer aus vielen Geschützen. Die großen und schönen Magazine, die unsere Truppen inne hatten, wurden hierbei fast gänzlich zerstort, und wir erlitten bedeutende Verluste.

Von diesem Zeitpunkt der Belagerung hörte die Verbindung unter den verschiedenen Lagern fast auf, man horte nur ab und zu voneinander; vom andern Ufer erfuhr man fast nichts mehr Alle Truppen waren auf einen ganz bestimmten Wirkungskreis, den vor sich, angewiesen. Nur wenn man beim Patrouillieren auf Kameraden der anderen Divisionen stieß, konnte man sich begrüßen und Nachrichten austauschen. Freilich hatten wir auch mit uns übergenug zu tun. Der Anfang der Belagerung hatte nach der

Versicherung alter Offiziere insofern etwas Eigentümliches, als der Olivenwald, in dem Zaragoza lag und der nur stellenweise bis auf Flintenschußweite von den Werken gelichtet war, erst von den Feinden gesäubert werden mußte. Diese aber erschienen immer sehr zahlreich, lösten sich häufig ab und ließen unsern Soldaten keinen Augenblick Ruhe. Unser Regiment verdankte es einem besonderen Umstande, daß es dem Feinde nicht allein das Gleichgewicht halten, sondern sich ihm auch bald überlegen zeigen konnte. Es gab nämlich eine Menge Leute aus dem ehemaligen Neuostpreußen, aus den Brüchen des Narew, die vortrefflich mit dem Gewehr umzugehen verstanden. Da mehrere der erschossenen Spanier bedeutende Summen bei sich hatten, so fanden diese Schützen bald so viel Vergnügen an dieser Menschenjagd, daß sie darin eine wahre Meisterschaft erlangten und unsere Front ziemlich frei von den Insulten der aragonischen Bauern hielten. Übrigens war der Dienst unglaublich anstrengend. Zu den Belagerungsarbeiten allerart waren viel Menschen erforderlich; das Einrichten der Lagerplätze nahm gleichfalls die Leute in Anspruch; hierzu kam der Wachtdienst, die täglichen Rekognoszierungen — man kann sich also denken, wie angespannt wir waren.

Den 24. abends wurde ich zum Oberst beschieden. „Ich habe den Befehl erhalten," sagte er zu mir, „einen Offizier nach Alagon zu schicken, um dort alle zurückgebliebenen Soldaten der Legion zu sammeln, diese in ein Detachement zu formieren und dies zur Disposition des Kommandanten dort zu stellen. Gelegentlich soll es mit den ersten Transporten von Lebensmitteln wieder zurückkehren. Sie werden dort zugleich eine Zufuhr von Bekleidungsstücken aus Pamplona erwarten und diese zur Ablieferung hierbei in Empfang nehmen. Sie nehmen von hier niemanden als Ihre Ordonanz mit und schließen sich einem Detachement des 14. Regiments, das morgen früh nach Alagon geht, an. Ich hoffe, Sie entledigen sich Ihres Auftrages zu meiner Zufriedenheit. — Melden Sie sich bei

Ihrem Vorgesetzten und reisen Sie glücklich — hoffentlich sehen wir uns bald wieder."

Ich kann wohl sagen, daß mir dieser Auftrag sehr unangenehm war. Der Adjutantmajor, dem ich meine Ansicht hierüber mitteilte, sagte mir aber, daß dieser Dienst zu den Kommandos de fatigue gehöre, welche reglementsmäßig von unten anfingen, und daß ich als jüngster Offizier des Regiments mich daher schon fügen müsse.

Am 19. Januar 1809 langte ich im Lager wieder an und ward freundlich empfangen. Einige Kameraden nahmen mich in ihre Hütte auf und teilten ihre Vorräte, die eine längere, gereiftere Erfahrung sie hatte sammeln lassen, mit mir. Sozusagen unter dem Feuer der Festung gelagert, hatte man sich, so gut es ging, eingerichtet. Die höheren Offiziere waren in den Trümmern niedergeschossener Garten- und Winzerhäuser untergebracht. Offiziere und Soldaten lagerten in Erdhütten, nach Bedürfnis größer und kleiner. Es waren vier Fuß tiefe, längliche Erdlöcher, die man flach überdacht und mit Baumzweigen eingedeckt hatte. Später wurden aus der Stadt Bretter und Bänke herausgeschleppt, so daß es behaglicher bei uns aussah. Regnete es jedoch, so lagen wir wie in einem Pfuhle, und es bedurfte längerer Zeit und Umdeckungen, um einigermaßen der Feuchtigkeit wieder Herr zu werden. Mit der Verpflegung war es wie früher. Sie ward jedoch dadurch erleichtert, daß eine Menge Menschen aus den französischen Baskenprovinzen mit Lebensmitteln herbeigeströmt waren, von denen man alles kaufen konnte. Der Dienst war noch immer sehr beschwerlich, mit unwesentlichen Veränderungen so, wie ich ihn früher geschildert habe.

In der Nacht vom 21. zum 22. Januar kam ich in die Tranchee auf Wache. Wir rückten mit der Reveille aus und wurden durch den daselbst kommandierenden Major verteilt. Ordonnanzen von den verschiedenen Regimentern führten die neuen Wachen auf ihre Plätze. Wenngleich ich schon oft bei Tage mit meinen Kameraden in der Tranchee gewesen war, so konnte ich mich dennoch nicht

zurechtfinden. Ich hatte 25 Leute von meinem Bataillon bei mir. Rechts neben mir stand ein französischer Posten von 20 Mann, unter einem alten Sergeanten vom 14. Regiment. Der gute Mann kam, unmittelbar nachdem wir die Wache bezogen, zu mir, um, wie er sagte, die Verbindung zu unterhalten. Er lud mich ein, ihn zu begleiten, um mich zu orientieren, und da er mir wohl ansehen mochte, daß meine Weisheit in diesen Dingen nicht weit her war, so übernahm er bald die Rolle eines, ich darf wohl sagen sehr verständigen Mentors.

Bei Tage war der Dienst in den Laufgräben eigentlich interessant. Es kamen alle Augenblicke Offiziere von hohem Rang: General Dedon[5]), der die Artillerie kommandierte, General Lacoste[6]) vom Geniekorps, der General der Trancheen, Habert[7]), und viele andere. Gegen Abend wurde das Feuer stärker. Nachts hatte man links von San José, nach der Huerba zu, einen Abstieg gemacht, um über dies Flußchen einen Übergang zu gewinnen. Das Gehen und Kommen der Arbeiter und ihr Anstellen führte mannigfaches Geräusch herbei und veranlaßte den Feind, zu feuern. Doch die dunkle Nacht und der ziemlich starke Regen begünstigte uns, und wir hatten, trotz der Nähe der Stadtmauern, fast gar keine Verluste.

Gegen Morgen fing das Feuer an, von Santa Engracia, d. h. von unserer Linken her, stärker zu werden, und es

---

[5]) François Louis Dedon-Duclos, französischer Divisionsgeneral, 1762—1830

[6]) Graf Lacoste, Brigadegeneral des Geniekorps und Adjutant Napoleons, war bei Zaragoza mit der Direktion der Belagerungsarbeiten beauftragt, wobei er große Kühnheit entwickelte. Am Tage vor der Übergabe wurde er von einer Kugel in den Laufgräben getötet.

[7]) Pierre Joseph, Baron Habert, 1773—1825, französischer General, befehligte im 3. Korps der Armee von Catalonien und Aragonien, aber obwohl er nur Brigadegeneral war, führte er fast immer eine Division an. Bei Zaragoza befehligte er verschiedene Stürme mit Erfolg und bemächtigte sich nach Einschließung der Stadt des Monte Torrero durch ein außerordentlich kühnes Manöver, wobei ihm drei Kanonen in die Hände fielen.

gab mehrere Verwundete unter unseren Arbeitern, während meine Wache keinen Mann verlor, wenngleich mehrere Standsäcke von den Kanonenkugeln weggerissen wurden und die Flintenkugeln gar tüchtig über uns wegpfiffen.

Mein alter Sergeant und Nachbar besuchte mich, noch ehe wir ins Lager zurückgingen, und riet mir, einige Stellen der Laufgraben, welche er mir näher bezeichnete, mit Vorsicht zu passieren, da sie nicht gut defiliert wären. Ich folgte dem Rate meines Mentors und fuhr gut dabei, denn an einer dieser Stellen wurde später ein Offizier, der unvorsichtig gewesen war, erschossen.

Den 23. ward ich zur Reserve kommandiert. Das Bataillon, bei dem ich stand, mußte 24 Stunden in Bereitschaft bleiben und durfte nicht abhängen. Im Lager selbst herrschte Unruhe und Besorgnis. Man sprach davon, daß die Belagerung wohl wieder aufgehoben werden konnte. Die Armeen von Valencia und Catalonien, hieß es, hätten sich vereinigt und seien im Marsch auf Zaragoza, abends verbreitete sich jedoch die Nachricht, Marschall Lannes sei angekommen und werde das Kommando übernehmen. Das gab den Franzosen frischen Mut, und sie versicherten, daß die Dinge bald eine andere Wendung nehmen würden. Bis jetzt, hieß es, hätten das 3. und 5. Korps jedes in seinem eigenen Interesse gehandelt, das 5. hatte sich damit begnügt, den Brückenkopf zu blockieren und sich sonst wenig um die Belagerung gekümmert, deren ganze Last auf dem schwachen 3. Korps gelegen.

Gegen Abend hörte man von allen unseren Batterien ein lebhaftes Feuer, und wir erfuhren, daß dies zu Ehren eines Sieges geschehe, den der Marschall Victor über den Herzog von Infantado bei Uclès davongetragen.[*]) Diese Nachricht trieb eine Menge von Offizieren in die Trancheen, sei es, um zu sehen, was die Spanier tun wurden, sei es, um etwas Näheres über das Gefecht zu hören.

*) Vergleiche Anmerkung 22 des 2. Berichts

Als ich mich einer Gruppe näherte, gewahrte ich den General Lacoste im Gespräch mit einem mir unbekannten Manne in grünem Überrock mit goldenen Knöpfen, ohne Degen. Beide hatten Fernrohre und schienen sich genau die Stadt anzusehen.

Aus der ehrerbietigen Stille, die man beobachtete, folgerte ich, daß der Fremde der Marschall Lannes sei, den ich bei Tudela nur flüchtig, in einen Mantel gehüllt, galoppieren gesehen hatte. Ich hatte mich nicht geirrt. Die ernsten Züge des noch jungen Marschalls machten einen lebhaften Eindruck auf mich — ein Haarzopf, wie ihn die Chasseurs de la garde trugen, gab ihm einen eigentümlichen Anstrich. Nachdem er längere Zeit einiges mit dem General Lacoste gesprochen, was wir nicht hören konnten, sagte er verständlich, da ein heftiges Kanonen- und Gewehrfeuer von den Spaniern auf der ganzen Front eröffnet worden war, mit lauter Stimme: „On s'est aperçu de nous, allons nous en", worauf er durch die sich ehrerbietig öffnende Gruppe schritt, ohne jedoch unsere Grüße zu erwidern. Unter stetem, anstrengendem Dienst schleppten sich die Tage dahin.

Am 26. Januar donnerten unsere Batterien den ganzen Tag gegen die Stadt — die Spanier erwiderten dies Feuer, was uns aber wenig Schaden tat.

Abends spät verbreitete sich die Nachricht, daß wir an einem anderen Punkte der Belagerung große Vorteile errungen hätten, die auf den Gang der Begebenheiten wohl Einfluß haben würden. Diese Lagerneuigkeiten wurden in der Regel morgens bei der Maketenderin, einer braven, vortrefflichen Frau, ausgetauscht. Wir genossen hier unser Frühstück, das meistens aus einer Suppe von schlechtem Mehl, noch schlechterem Zucker und Wein und nur ausnahmsweise aus einer Tasse Schokolade bestand. Die Frau hatte sich aus Steinplatten, welche man aus der Stadt genommen, einen Herd gebaut, der mit Olivenholz geheizt ward. Eines Tages entdeckte jemand eine Inschrift darauf — wir entfernten die Asche und fanden, daß es ein

Leichenstein sein müsse Er war halb zerbrochen, aber die Schlußworte: percussus morbo decessit qui intus jacet ließen keinen Zweifel. Seit dieser Entdeckung wurde jener Platz weniger besucht. Wir waren von Gefahren umgeben, und doch scheuten wir uns, auf einem Leichensteine unser Essen bereitet zu sehen. Wunderbarer Kontrast in der menschlichen Natur! —

Der 27. sollte in den Annalen der Belagerung als ein blutiger Tag bezeichnet werden. Morgens früh wußte man, daß General Vattier bei Alcañiz bedeutende Erfolge über die Insurgenten errungen hatte. Dann zeigte eine offizielle Bekanntmachung dem Korps an, daß Marschall Mortier an der Spitze der Division Suchet die Spanier bei Licñena geschlagen und die Ruhe in den insurgierten Teilen der Provinz wiederhergestellt habe.

Das Feuer, das vom Morgen ab gegen die Stadt stattgefunden hatte, erreichte allmählich eine größere Stärke. Nach 9 Uhr traten die Regimenter, wie es hieß, zum Sturm an. 400 Voltigeure des 14. französischen und des 2 polnischen Regiments, unter Oberstleutnant Stahl, versammelten sich hinter der Ölmühle, die unweit der Stadt liegt. Sie waren zum Sturm auf die Bresche, die in der Gartenmauer des Klosters Santa Monica gelegt war, bestimmt. Eine zweite, schwächere Kolonne sollte sich der Bresche in der Nähe der Batterie Palafox, dem Kloster San José gegenüber, bemächtigen. Eine dritte Kolonne wurde gegen die Casa de Gonzales, ein einzeln stehendes, aber mit der Stadt durch Werke verbundenes Haus, gerichtet Hierzu war ein Bataillon des Weichselregiments unter Oberstleutnant Bayer bestimmt. Außerdem sollte im Zentrum auf das Kloster Santa Engracia ein Sturm unternommen werden. Von den drei Angriffen auf unserer Front glückte nur der in der Nähe der Batterie Palafox. Man bemächtigte sich der Bresche und einiger Straßen in der Nähe.

Die Voltigeurkolonne unter Oberstleutnant Stahl gelangte zwar bis zur Bresche, fand sie aber zu hoch, um

sie mit Leichtigkeit in Masse ersteigen zu können, und erhielt, als ihr dies endlich doch gelang, so heftiges Artillerie- und Flintenfeuer von allen Seiten, daß sie zurückweichen mußte und nur auf der Bresche selbst eine kleine Verschanzung vorbereiten konnte. Die Voltigeure hatten Wunder getan — trotz zweier Minen, die sprangen, vollführten sie ihren Auftrag, aber sie konnten das Unmögliche nicht leisten. Oberstleutnant Stahl und ein anderer Offizier wurden schwer verwundet.

Der Angriff auf die Casa Gonzales, bei dem ich persönlich mitwirkte, mißglückte gänzlich. Zwar erreichten wir das Gebäude und drangen in dasselbe ein, aber das Feuer, das wir von der nahen Stadtmauer erhielten, war so heftig, daß die Truppen die Casa wieder verlassen mußten. Der Oberstleutnant Bayer erhielt bei dieser Gelegenheit einen Schuß durch die Backe. Mein braver Kapitän ward schwer verwundet und gelangen genommen, mit einem Zuge rechts detachiert, hatte ihn, ganz nahe dem Gebäude, eine Flintenkugel ein Bein zerschmettert. Einige Soldaten hatten versucht, ihn zu retten, waren aber ebenfalls verwundet oder getötet worden, und erst als wir, ich kann wohl sagen recht unordentlich in die Laufgräben zurückeilten und uns wieder rangierten, vermißten wir ihn. — Marschall Lannes soll aus einer Batterie der Sache zugesehen und geäußert haben: „Qu'on avait trop demandé de ces gens." Der Angriff auf Santa Engracia dagegen hatte einen glänzenden Erfolg gehabt, der größtenteils der ausgezeichneten Führung des Oberst Chlopicki zu danken war, wofür er vom Korpschef Junot, aus besonderer Anerkennung, zum Kommandanten des Klosters ernannt wurde. Zwar waren auch hier durch den überspruđelnden Mut einiger Offiziere Irrtümer vorgefallen, die Menschenleben genug kosteten, aber man sah von allem ab, weil der Hauptschlag gelungen war. Die Spanier hatten bedeutende Verluste erlitten, man hatte ihnen viele Kanonen — ich glaube zwischen 15 und 18 — genommen, gegen 600 Mann getötet und sich im Festungsgürtel festgesetzt,

aber auch wir hatten gegen 100 Tote und Verwundete, worunter mehrere Stabsoffiziere. So jung und unerfahren ich auch war, so fiel mir später doch manches in der Anordnung des Ganzen auf.

Der Angriff auf den Garten von Santa Monica war von mehreren Seiten her flankiert, und die armen Voltigeure erhielten, als sie vorruckten, von vorne sowohl als auch von der Batterie Palafox und der Casa de Gonzales, also von beiden Seiten, Feuer. Dann war die Bresche sehr unzugänglich, und als die Tapferen dennoch nach großen Verlusten in den Garten gelangten, wurden sie dort von einem solchen Kugelregen empfangen, daß ein Fortschreiten zu den Unmoglichkeiten gehorte.

Der Angriff auf die Casa de Gonzales war zum mindesten übereilt. Zwar hatte man eine Art von Bresche geschossen, aber auch sie war fast noch unpassierbar. Sowie wir in das Haus eindrangen, erhielten wir von allen Seiten her, von den Mauern der Stadt, aus den Stuben, aus allen Ecken und Winkeln des Hauses, so viele Schusse, daß selbst die entschlossensten Leute nicht standhalten konnten. Wäre es mit der Wegnahme des Hauses abgetan gewesen, so hatte dies freilich erreicht werden konnen, aber das Festsetzen darin blieb unmöglich. Hätten alle Stürme zu einer bestimmten Stunde stattgefunden und besser ineinandergegriffen, so wären die Spanier nicht in der Lage gewesen, einander unterstützen zu können.

Wahrscheinlich traten gegen den Befehl, wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt, die so unheilvoll wirkenden Verzögerungen ein.

Abends bemächtigten wir uns, wenn auch nur für kurze Zeit, der Casa de Gonzales und fanden elf Leichen der Unserigen abscheulich verstümmelt in einem unteren Geschosse. Man hatte einzelnen die Hände abgehauen, anderen waren gluhende Ladestöcke durch die Waden gesteckt, an manchen schamlose Verstümmelungen verübt. — Wenn es wahr ist, was ein Arzt wissen wollte, daß diese

Greueltaten noch an den Lebenden vollzogen, so hätte man dafür wohl kaum eine Bezeichnung.

In den folgenden Tagen fing man an, sich in den bereits genommenen Lokalitäten, wenngleich mit großen Schwierigkeiten, festzusetzen. Mit dem Beginne des Straßenkampfes ward der Dienst anders geregelt. Statt abends auf die Wache zu ziehen, bezogen wir sie morgens um 6 Uhr, damit Offiziere und Leute Gelegenheit hatten, sich auf ihren Posten zu orientieren. Das Regiment, welches die Wache hatte und einen Angriff machte, mußte zugleich immer die Arbeiter geben, das abgelöste blieb als Reserve in der Stadt. So befand sich jeder Truppenteil auf einem bestimmten Terrain, was um so nötiger war, als die engen, winkligen Straßen, in denen die Spanier nur zu gut Bescheid wußten, viele Irrungen und Verluste herbeiführten.

Am 28. wütete auf der ganzen Linie ein heftiger Kampf. Ich hatte an diesem die Wache in der Olmühle, von wo man das Augustinerkloster und Santa Monica aus vier Mörsern bewarf. Wenngleich aus jedem derselben alle Viertelstunden eine Bombe geworfen ward, so war ich doch am anderen Tage fast taub. Am 29 fand ein neuer Angriff auf letzteres statt — aber auch dieser scheiterte. Man schoß Bresche, sprengte Mine auf Mine, aber man kam nicht von der Stelle Erst am 30. gelang es einer Grenadierkompagnie des 14. Regiments unter Hauptmann Hardy, sich des oberen Gartens und der Kirche selbst zu bemächtigen Das Debouchieren scheiterte zwar einstweilen, doch wurde ein Versuch der Spanier, das verlorene Terrain wiederzunehmen, abgewiesen.

Am 1. Februar durchlief die Nachricht, daß der General Lacoste, der das Ingenieurkorps beim Angriff befehligte, durch einen Schuß tödlich getroffen und unmittelbar darauf verschieden sei, die Lager wie ein Lauffeuer. Da war niemand, der des vortrefflichen Mannes Dahinscheiden nicht mit Wehmut und einiger Besorgnis vernommen hätte. Kenntnisreich, durch und durch Soldat,

Leutseligkeit mit weiser Strenge verbindend, verstand er, mit dem gemeinen Manne umzugehen und sich seine Liebe zu gewinnen. Wo er erschien, atmete alles Vertrauen und Hingebung, und jeder ging gern mit erneuter Kraft an die Arbeit.

Oberst Rogniat[*]), der später durch seine Angriffe auf Napoleon in Frankreich so berüchtigt geworden und durch seine „Remarques" in Deutschland seinerzeit eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, war sein Nachfolger im Amt. Er war bei den Soldaten nicht so gern gesehen. Seine strengen Züge, ein gewisses, ich möchte sagen vornehmes Übersehen der handelnden Individualitäten, besonders in den niederen Sphären, hatten ihm keine Zuneigung verschafft.

Je tiefer wir in die Stadt eindrangen, eine desto ernstere Wendung nahm der Kampf. Es ward ein Barrikadenkrieg, bei dem man Feuer von allen Seiten, aus den Kellerluken, den vermauerten und mit Schießscharten versehenen Fenstern, aus allen Etagen und von den Dächern bekam. Da es unmöglich war, auf der Straße vorzudringen, sprengte man die Häuser, versuchte sich in den Trümmern festzusetzen und von hier dann vorwärts zu kommen. Als man sah, daß dies zu viel Menschen kostete, lud man die Minen schwach, legte nur die Wände nieder und verschaffte sich so den Eingang in ein Haus und drang dann, indem man die Zwischenmauern einschlug oder mittels Petarden öffnete, weiter vor. Eine Hauptsache hierbei war es, sich sofort in den gesicherten Besitz des ganzen Hauses zu setzen und sorgfältig die Umgebung zu untersuchen. Es kam vor, daß die Spanier absichtlich ein Haus räumten, um es später, von günstig gelegenen Lokalitäten aus, um

[*]) Baron Joseph Rogniat, 1767—1840, er schrieb „Considérations sur l'art de la guerre", Paris 1816, und widmete dies Werk Napoleon. Dieser versah es mit sehr scharfen widerlegenden Anmerkungen, worauf Rogniat mit der anonymen Schrift. „Réponse aux notes critiques de Napoléon, sur l'ouvrage intitulé. „Considérations, etc.", Paris 1823, antwortete

so nachdrücklicher beschießen zu können. Oft, wenn man sich in der ersten Etage bereits eingenistet hatte, erhielt man durch den Fußboden des zweiten Stockwerks oder vom Dache her plötzlich Feuer, oder es wurden Granaten von oben herunter geworfen. Die zahllosen Winkel in diesen Baulichkeiten alter Art gaben vortreffliche Gelegenheiten zu Verstecken. Vorzugsweise waren die Dächer uns gefährlich. Die leichten Aragonier in ihren Bastschuhen kletterten darauf wie Katzen umher, und oft, wenn man in einer bereits schon seit Tagen in unseren Händen befindlichen Lokalität ruhig an einem schwach glimmenden Feuer saß, erhielt man von irgendeinem Dache her ein paar Kugeln zugeschickt. Die Fensterläden waren gewöhnlich stark zerschossen. Es gab deren viele, die so durchlöchert waren, daß sie wie ein Sieb erschienen. Traf es sich nun so, daß die Spanier die eine, wir die andere Seite der Straße besetzt hatten, so lauerte der Tod, man könnte sagen, an jedem Fenster. Sowie sich nur etwas rührte, schlugen ein paar Kugeln ein. Es gehörte eine wahre Kunst dazu, durch die labyrinthischen Verbindungen der zerstörten Häuser und durch die zahlreichen Hinterhalte, die sich überall befanden, sich durchzuwinden.

Hatte man ein Haus eingenommen, so kam es vor allen Dingen darauf an, die Fenster und Türen mit Sandsäcken zu blenden, sich der Treppen zu versichern, Verbindungen zu eröffnen, sich mit einem Worte darin festzusetzen, bevor man daran denken durfte, weiter vorzugehen. Die Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaßregeln führte gewöhnlich große Verluste herbei. Nachdem wir dies wiederholt gesehen, verbot der Marschall durch einen Tagesbefehl alle Scharmützel, gebot die größte Vorsicht und befahl besonders: „Qu'à mesure, qu'on se sera emparé d'une maison, on s'y établisse avant de passer à une autre." Ebenso sollten die Truppen, die sich in den Gebäuden festsetzten, durch Reserven abgelöst werden. Die Sappeure und Mineure waren es besonders, die sich hier in ihrer ganzen Glorie zeigten. Sie waren überall, wo

Gefahr drohte: an den Spitzen der Sturmkolonnen, in den Kellern, wo der spanische Mineur arbeitete, auf den Dächern, wo feindliche Schützen lauerten, in Häusern, wo man die Petarden anhängte, Mauern sprengte, Kommunikationen schuf usw. Die Soldaten hatten zu ihnen ein blindes Vertrauen, und wenn ich den verfehlten Angriff auf Santa Monica und die Casa de Gonzales ausnehme, der viel besprochen und getadelt ward, so ist, glaube ich, diesem herrlichen Korps nichts vorzuwerfen. Man konnte die Schnelligkeit, mit der sie die Verhältnisse beurteilten, die Rüstigkeit, mit der sie an die Arbeit gingen, nicht genug bewundern. Sowie sie nur die Anzeige erhielten, daß man irgendwo Geräusch hörte, waren sie bei der Hand. Hier ward eine Petarde angehängt, dort ward ein Sack Pulver hingelegt, eilig mit Sandsäcken verdämmt, mit Zündung versehen und, ehe man es erwartete, flog ein Stück Mauer in die Luft, stürzte eine Wand ein. Oft, wenn wir in ein Haus gedrungen, hier die Zwischenmauern kreneliert und mit Gewehren wie gespickt fanden und es aufgeben mußten, weiter vorwärts zu kommen, sprengten sie dergleichen Lokalitäten schon in die Luft, ehe man daran dachte, daß sie mit den Vorbereitungen dazu fertig sein könnten, oder sie fanden Mittel, die Verteidiger durch Granaten, die sie von oben her auf sie herabrollen ließen, zu vertreiben. Die größten Schwierigkeiten hatten sie zu überwinden, wenn es darauf ankam, in den Fundamenten der Kirchen und Klöster vorzudringen. Hier sah man sie oft stundenlang arbeiten, ohne daß sie von der Stelle kamen. Am meisten mußte man ihre Fertigkeit in Auffindung geeigneter Anschläge und Hilfsmittel bewundern, um den Feind aus vorteilhaften Lokalitäten zu vertreiben. Kamen wir zum Beispiel an eine starke Mauer, hinter der man die Spanier wußte, so arbeitete man diese bis auf eine geringe Stärke ab, stürzte sie dem Feinde urplötzlich auf den Kopf und drang im Getümmel nach.

Als die Spanier sahen, daß man ihnen so zusetzte, besonders ihnen mittels der Mineure täglich näher rückte,

kamen sie auf den Gedanken, die Häuser anzustecken und so unsere Fortschritte zu hemmen. Sie hingen überall kleine, in Harz getauchte Reisigbündel an Fenster, Türposten und Balkone und zündeten diese an, ehe sie ein Gebäude verließen. Dies war oft sehr nachteilig, verhinderte tagelang jeden Fortschritt und raubte uns eine kostbare Zeit, welche die Spanier anwendeten, sich anderweitig festzusetzen. Glücklicherweise waren die Gebäude meist von Stein, und so konnte dies gefährliche Abwehrmittel nicht in seiner ganzen Furchtbarkeit in Anwendung gebracht werden.

Bis zu den ersten Tagen des Februar waren auf unserer Angriffsseite — attaque de droite — trotzdem ziemliche Fortschritte gemacht worden. In der Nähe des Waisenhauses jedoch, das den Coso[10]), die Hauptstraße Zaragozas, beherrscht, fanden wir den lebhaftesten Widerstand, und erst nach einigen Tagen ward es möglich, uns in einem Gebäude daselbst festzusetzen. Von meinen Leuten wurden dabei 7, von den mir zur Unterstützung gesandten Franzosen 8 getötet.

Der 7. Februar war für mich einer der fürchterlichsten Tage der Belagerung. Die Spanier hatten das Hospital des Waisenhauses verlassen, weil sie durch unsere Mineure, welche sie arbeiten hörten, in die Luft gesprengt zu werden fürchteten. Wir drangen auch bald nach — aber der Anblick, der sich uns hier darbot, war schrecklich. Wir fanden die Lagerstätten mit zwei und drei Toten, die an dem stark herrschenden Typhus gestorben waren, belegt, außerdem den Fußboden voller Leichname. Kaum hatten wir uns im Gebäude ausgebreitet, als die Flammen von dem einen Flügel her uns entgegenschlugen, und in einigen Augenblicken stand das Gebäude, da alle Vorbereitungen zum Feuer getroffen waren, in voller Glut. Es blieb nichts übrig, als diesen Ort des Schreckens alsbald wieder zu verlassen. Noch lange nachher, als das Hospital

[10]) Die Hauptstraße, welche die ganze Stadt durchzieht.

niedergebrannt war, erfüllte ein brenzlicher Fettgeruch, der um so unangenehmer auffiel, da wir wußten, was ihn bewirkt hatte, die Atmosphäre.

Der 8. Februar verging unter dem heftigsten Kampfe, bei dem fast alle Truppenteile der Division mitwirkten. Ein Angriff auf den Coso, der viele Stunden lang hin und her schwankte, endete damit, daß wir, nachdem die Spanier gegen das Hauptgebäude, in welches wir uns eingenistet, Geschütze aufgefahren, ihn mit Verlust von mehreren Offizieren und vielen Leuten aufgeben mußten.

Was die Soldaten bei diesem erbitterten, grauenvollen Kampfe einigermaßen ermutigte, war der Umstand, daß sie auch ihre Kameraden auf den anderen Fronten in vollster Tätigkeit wußten und so die Möglichkeit vor sich sahen, den Feind immer mehr und mehr zu umgarnen.

Ein Versuch jedoch, uns schon jetzt mit der jenseitigen Attacke in Verbindung zu bringen, scheiterte gänzlich; denn der Angriff, den man von der Ölmühle her machte, um sich der Batterien der Vorstadt zu bemächtigen, ward blutig zurückgewiesen. Man hatte jedoch die Genugtuung, daß unsere Truppen sich eines der Hauptpunkte auf dem jenseitigen Ufer, des Jesuitenklosters, bemächtigten.

Eine detaillierte Beschreibung des Kampfes zu geben, bleibt unmöglich — es war ein ewiges Geknatter, durch Kanonenschläge und Minenexplosionen unterbrochen. Hier und dort schlugen helle Flammen auf, an anderen Orten versperrte ein dichter Rauch jede Aussicht. Verwundete begegneten einander auf allen Kommunikationen. Aber daß der Angriff die Oberhand gewonnen hatte, ging aus allem hervor.

Zur Zeit dieser Ereignisse war ich mit 50 Leuten in der Nähe des Coso auf Arbeit. Wir waren beschäftigt, eine Barrikade zu bauen, um eine Verbindung von einer Reihe der Häuser der Straße zu der anderen herzustellen. Grenadiere des Regiments deckten uns, alle Fenster rechts und links waren besetzt. Plötzlich sahen wir Rauch, hörten ein gewaltiges Zischen und Rauschen, und unmittelbar

darauf erhielten wir aus nächster Nähe einige Kartätschenschüsse. Die Spanier hatten uns gegenüber ein Haus gesprengt und von einem vorbereiteten Emplacement dahinter uns beschossen. Alles ergriff die Flucht. Nur der Grenadierkapitän des Regiments, Ball, ein geborener Wolhynier, ein Mann ohne jegliche literarische Bildung, aber von den gefälligsten Formen und allen als vortrefflicher Mensch und Offizier bekannt, mit dem ich gerade im Gespräch begriffen war, blieb stehen. „Sieh da!" rief er aus, „da läuft ja alles fort, auch die Herren Grenadiere!" Und dann schritt er ruhig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, auf die Verschanzung zu, neben der der Durchbruch auf die Straße angebracht war. Als wir uns demselben näherten, schob er mich mit den Worten: „Das ist ein Kommando de fatigue, das fangt von unten an, und da müssen Sie vorangehen," in die Mauerlücke hinein, sah sich dann nochmals um und folgte mir. Darauf ordnete er die Leute und machte ihnen Vorwürfe, ohne Kommando ihren Platz verlassen zu haben. Merkwürdigerweise hatten wir nur drei Tote und keine Verwundete, obwohl die Straße, auf der wir uns befanden, voller Menschen gewesen war. Ich legte auf die Sache keinen Wert, da ich ja nur meiner Pflicht streng nachgekommen war; aber sie sollte mir dennoch bald Früchte tragen, denn Kapitän Ball hatte mit großer Emphase von meinem Benehmen zum Obersten, bei dem er alles galt, gesprochen.

Während wir unsererseits Fortschritte machten, war man auch auf unserer Linken rüstig vorgeschritten. Man hatte sich mehrerer wichtiger Punkte im Innern bemächtigt und näherte sich drohend dem Coso. Bei den Angriffen dort sprach man fast nur von Oberst Chlopicki, der bei Polen und Franzosen in gleich hohem Ansehen stand. Einige Offiziere seines Regiments waren von ihm entzückt, andere dagegen wußten nicht genug von seiner Heftigkeit und seinen Forderungen, das Unmögliche zu leisten, zu erzählen. Wir sahen ihn auch öfters bei der „Attaque de droite", wo ihn die Soldaten stets mit einer Art freudiger

Ehrfurcht begrüßten, während ihn die Offiziere, namentlich die älteren, eben nicht gern sahen.

Mit dem 12. Februar fing der Widerstand an weniger heftig zu werden. Der Angriff hatte vollkommen die Oberhand gewonnen, und nur ab und zu, in der Verteidigung einzelner Lokalitäten, zeigte sich noch die alte Hartnäckigkeit. Ein Sturm auf die Universität, den das 3. Weichselregiment unternommen, scheiterte, weil drei Minen, mit 1500 Pfund Pulver geladen, keine Breschen gemacht hatten. Sowie die Explosion erfolgt war, stürzten die zum Sturm bereit stehenden Kolonnen zum Angriff vor, aber die Gänge waren nicht weit genug geführt worden, die Trichter befanden sich vor dem Gebäude und die Soldaten, welche die Breschen suchten, gerieten dabei in ein heftiges Feuer und hatten einige vierzig Tote und Verwundete, darunter zwei Offiziere.

Nachrichten vom Anmarsch einer feindlichen Armee beunruhigten einige Tage lang die Belagerten, und Marschall Lannes marschierte selbst mit zwei Divisionen des 3. und einer Brigade des Belagerungskorps ab, um den Feind aufzusuchen. Ein Versuch der Spanier, unterdessen die Offensive zu ergreifen, führte zwar zu keinem irgend entscheidenden Resultate, jedoch verloren wir, besonders in dem blutigen Kampfe in der Calle de las Arcadas, sehr viele Leute. Die geringen Resultate, welche die Mineure gegen das Ende der Belagerung erzielten, ließen uns von den Kanonen einen größeren Gebrauch machen. Die Kommunikationen wurden erweitert, man machte, um an Ort und Stelle zu kommen, ein Loch durch die Mauern und feuerte das Geschütz ab, unmittelbar darauf schloß man die improvisierte Scharte durch einen Wollsack. War die Kanone wieder geladen, so ward dann aufs neue gefeuert und so fort, bis man die Gegner verjagte. Bei einem Hause kam es vor, daß die Kugeln durch und durch gingen, und dennoch verließen es die Spanier nicht. Sie zogen sich in die zweite Etage zurück, logierten sich außerhalb der Schußrichtung und unterhielten von dort ein lebhaftes

Feuer, daß es unmöglich blieb, vorzudringen. Jede Stunde brachte neue Schikanen, neue Gefahren.

Bis zum 18. änderte sich hierin nichts. Dieser Tag aber sollte die Entscheidung bringen. Marschall Lannes, von seiner Expedition zurückgekehrt, hatte, nachdem er schon früher den gewiß nicht genug zu lobenden Entschluß gefaßt, den Angriff auf die Vorstadt wieder aufzunehmen, diesen Tag zum Sturm bestimmt. Morgens um 8 Uhr etwa begannen die französischen Batterien auf allen Linien ein heftiges Feuer, das bis über Mittag währte.

Um diese Zeit drangen die Sturmkolonnen zum Angriff vor und bemächtigten sich nach einem lebhaften Kampfe der Straßen und im Innern der Klöster und Häuser der Vorstadt. Da eine Kolonne gegen den Ausgang der Brücke gerichtet war, so war dem Feinde hierdurch der Rückzug abgeschnitten, und 17 Kanonen und gegen 3000 Gefangene gerieten in die Hände der Sieger. Die Anzahl der feindlichen Toten soll bedeutend gewesen sein; wir verloren nur einige 80 Mann.

Während die Division Gazan diesen Sieg jenseits des Flusses erfocht, war auf unserer Front der Kampf nicht minder heftig und entscheidend. Nach längerem, fruchtlosem Kampfe am Coso und den anliegenden Straßen und Häusern wurden gegen 3 Uhr etwa zwei Minen unter der Universität, deren jede mit 1500 Pfund Pulver geladen war, gesprengt.

Drei Kompagnien von unserem und zwei vom 14. Regiment stürzten sich sogleich auf die Bresche und bemächtigten sich des großen Gebäudes, ohne daß die Spanier bedeutenden Widerstand geleistet hätten. Zu gleicher Zeit griff man, und zwar zum 16. Male, das Haus an, welches die Traverse vom Coso nach der Calle de las Arcades deckte. Der Feind verließ auch dies fast ohne Schuß, so daß die ganze Unternehmung uns nur 12 Mann kostete.

Den Angriff auf diese Werke leitete Hauptmann Ball, dessen ich schon gedacht habe. Wir hatten auch hier Ge-

legenheit, sein kaltes Blut, seine Ruhe und Umsicht zu bewundern. Er war, so oft er ins Gefecht kam, auf das sorgfältigste gekleidet. „Die Schlachttage," wie er sich etwas emphatisch ausdrückte, „sind Festtage, und an diesen muß man auch festlich gekleidet erscheinen."

Ich bekam nach Beendigung des Kampfes, bei dem uns acht Kanonen in die Hände fielen, meinen Platz mit 40 Grenadieren in einem Hause, der Puerta del Sol gegenüber, angewiesen. Das Feuer war bis spät abends sehr heftig. Die Soldaten jedoch, durch die langere Erfahrung über das, was sie zu tun und zu lassen hatten, unterrichtet, wußten sich bald Schutz zu verschaffen. Ich hatte nur einen Toten, einen alten Sergeanten, der, etwas angetrunken, sich unnütze Gänge machte und trotz aller meiner Warnungen sich ganz zwecklos bloßstellte. Der letzte Schuß, der in der Dämmerung fiel, tötete ihn.

Die Resultate dieses Tages erfüllten uns mit Hoffnung, denn wir hatten einen tüchtigen Schritt vorwärts gemacht.

Der Kampf schleppte sich in den nächsten Tagen in derselben Art wie bisher fort. Das Geknalle aber nahm, besonders unserseits, stets zu. Man nahm das Kloster de la Trinidad und drang bis zur Puerta del Sol vor, gleiche Fortschritte machte man im Zentrum, von wo man ebenfalls bis zum Coso gelangte und sich festsetzte. Abends erzählte man, die Spanier hätten auf Kapitulation angetragen. Da man jedoch mit den Arbeiten fortfuhr und am 20. längs der Häuserreihe am Ebro vorging, so nahm man dies um so mehr für eines der vielen Gerüchte, die im Lager umliefen, als Marschall Lannes selbst hier erschien und die Arbeiten beschleunigen ließ.

Vom jenseitigen Ufer her hatte man Bresche in ein Haus gelegt, das eine Barrikade von der Brücke her über den Ebro verteidigte. Eine Kompagnie des 3. Weichselregiments sollte auf Befehl des Marschalls das Gebäude wegnehmen. Sie mußte zu diesem Behuf eine Strecke von fast 200 Schritten an der Stadtmauer, die der Feind noch

besetzt hielt, unter einem starken Feuer zurücklegen. Ehe sie ihr Ziel erreichte, war ein Drittel der Mannschaft tot oder verwundet. Haus und Barrikade waren jedoch nur von wenig Leuten besetzt, und bald wurde mit Hilfe einiger Sappeure eine Verschanzung geschaffen. Die Lage des Detachements war nichtsdestoweniger ungemein gefährlich. Von allen Seiten vom Feinde umschlossen, ohne gesicherte Rückzugslinie, durfte man mit Recht für dasselbe die größte Besorgnis hegen; aber ein Waffenstillstand, der gegen Abend eintrat, überhob uns aller Sorge. Wenngleich das Feuer auf allen Seiten schwieg und nur hin und wieder einige Schüsse fielen, so brachten wir dennoch die Nacht wie gewöhnlich in alter Aufmerksamkeit, und ich möchte sagen, wachsamer denn je zu. Viele glaubten, daß die Spanier nur die Möglichkeit gewinnen wollten, irgendeinen Schlag auszuführen, daß sie wahrscheinlich Nachricht von einem heranrückenden Entsatz hätten; andere versicherten, sie würden nur eine neue Verteidigungslinie einnehmen, was um so mehr Glauben fand, als man Feuer an mehreren Orten auflodern sah, um unsere Fortschritte zu hindern.

So legte jeder, nach Charakter und Gefühl, sich die Sache aus. Alle aber erwarteten, die Waffen in der Hand, mit Spannung den Anbruch des Morgens. Alle Befürchtungen, alle Besorgnisse waren umsonst gewesen. Wir waren Herren der Stadt, wenn auch noch aus mancher Schießscharte sich uns ein Gewehr entgegenstreckte und ein trotziges „atras" („zurück") erschallte.

Am 21. um Mittag traten wir im Paradeanzug unters Gewehr, um an der Puerta del Portillo, einer Gegend der Stadt, welche ganz verschont geblieben war, die Garnison die Waffen strecken zu sehen. Ich darf wohl sagen, daß unsere Truppen noch immer einen imposanten Anblick gewährten. Dem Paradeanzug sah man die Entbehrungen und Leiden, welche wir durchlebt hatten, nicht an. Die halb verbrannten und zerrissenen Mäntel waren auf den Tornister gerollt, die schöne Sonne aber ließ die hellgeputzten Waffen im vollsten Glanze erscheinen.

Unser Marsch zur Parade war beschwerlich, denn die Stümpfe abgehauener Ölbäume, achlechte Brücken über die Huerba und kleine Wasserrinnen unterbrachen ihn jeden Augenblick. Kaum waren wir angelangt, so erschien auch Marschall Lannea mit seinem Stabe, er ritt langsam die Front entlang, ohne ein anderes Wort zu sagen als „Corrigez l'alignement", die Fahnen aber ehrfurchtsvoll begrüßend. Wir hatten vielleicht schon eine Stunde gestanden, ehe die Spanier kamen. Einige Dutzend Jungen, vielleicht von 16—18 Jahren, mit roten Kokarden an den Hüten, in grauen Manteln, ohne Montierung, stellten sich uns gegenüber, Zigaretten rauchend, auf. Dann kam ein Haufen erwachsener Leute, allmählich mehrte sich die Menge, Offiziere auf Maultieren und Eseln, in dem wunderbarsten Anzuge, alt und jung, Greise und Kinder in Montierungen und Bauernkleidern, alles bunt durcheinander. Man sah sämtliche Völkerschaften Spaniens vertreten: Aragonier, Navaresen, Castilianer, Valencianer, Catalonier, Andalusier usw., wie solche in der Armee bei Tudela gemischt gewesen waren, in Wuchs und Haltung sowohl, als in Tracht unendlich verschieden. Die Offiziere zeichneten sich fast nur durch lange und weite Mäntel, dreieckige Hüte und ab und zu durch dicke Zöpfe vor ihren Leuten aus. Von Ordnung war nicht die Rede. Die Spanier standen in kleinen Gruppen vor dem Kloster der Capuchinos descalzos — an der Puerta del Portillo, beim Castillo de la Inquisicion, auf der Straße nach Alagon, rauchten, schwatzten miteinander und schienen von allem, was sie umgab, gar keine Notiz zu nehmen. Wo sie die Waffen streckten, konnten wir von unserem Standpunkte nicht sehen. Wir fragten nach Palafox — aber es hieß, er sei krank.[11]) Von den anderen Führern nahm man keine Notiz. Man kannte nur diesen einzigen Namen. Nachdem wir so länger gestanden, brachten französische Soldaten

[11]) José Palafox war Kommandant von Zaragoza während der Belagerung.

noch eine Menge Leute aus den Häusern herbeigeschleppt, und es regnete hierbei Kolbenstoße, weil die Armen nicht den besten Willen, sich fortführen zu lassen, zeigten. Endlich setzte sich General Morlot mit dem 116 und 117. Regiment, welchen die Eskorte der Gefangenen nach Frankreich übertragen war, in Bewegung. Die ganze spanische Garnison, vielleicht 8—10000 Mann, wenn es hoch kam, defilierte an uns vorüber. Wir alle waren über den geringen soldatischen Anstand, über das Aussehen und die Bekleidung erstaunt, — freilich mochten wir dies mit einem anderen Maßstabe messen, als die Spanier. Unsere Soldaten äußerten laut, daß man sich solcher Kerls wegen nicht hätte in Paradeanzug zu werfen brauchen. Manche tadelten, daß man mit dem Lumpenpack eine Kapitulation abgeschlossen, — es wäre besser gewesen, wenn man sie des Beispiels wegen bis auf den letzten Mann niedergemacht hätte, — man würde schon sehen, wohin unsere Sanftmut führe.

Nach der Beendigung des Vorbeimarsches kehrten wir ins Lager zurück, von wo aus eine Menge Leute in die Stadt gingen und bald mit Beute allerart beladen zurückkamen. Zwar war der Eintritt verboten, die Tore waren besetzt, aber die Soldaten kannten zu genau jeden Weg und Steg, als daß man den Befehl hätte durchführen können. Überdies waren sie zu sehr voller Erbitterung, als daß sie dergleichen „Promenades en ville", wie es die Franzosen nannten, hätten verhindern sollen. Abends fand man im Lager Wein vollauf, in jedem Kessel steckte ein tüchtiges Stück Speck, Reis und Bohnen fand man Säcke voll bei den Kompagnien. Dazu kam eine doppelte Ration an Fleisch — die Soldaten schwelgten diesen Abend und die nächsten Tage.

Den 22. ward ich nach der Stadt kommandiert, um Wein zu empfangen. Wir gingen durch eine Kommunikation an der Puerta Quemada über den Platz der Santa Magdalena, nach der Calle major, wo in der Nähe des Klosters St. Jago der Empfang stattfinden sollte. Die An-

ordnungen waren jedoch so schlecht getroffen, daß abzusehen war, wir wurden noch unter vielen Stunden nicht herankommen. Ich bemerkte hier zum ersten Male selbst, wie wesentlich Ordnung beim Verteilen der Lebensmittel ist, und wie Soldaten sogar bei allgemeinem Überfluß, durch unzweckmäßige Anstalten Mangel leiden und zu Exzessen hingerissen werden konnen.

Ein Offizier, der schon die erste Belagerung der Stadt mitgemacht und hier verwundet worden war, forderte mich auf, einen Abstecher in die nächsten Straßen zu machen. Da wir uns auf unsere Unteroffiziere verlassen konnten, so ließ ich es mir nicht zweimal sagen. Vor allen Dingen hatte die Kirche Nuestra Señora del Pilar unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wir beschlossen, uns also direkt nach derselben zu wenden. Wir fanden den Weg dahin sehr leicht, indem wir uns nur nach der Ebrobrücke, die vor uns lag, und von hier durch die Puerta del Angel längs des Flusses selbst nach der Kirche zu wenden brauchten, um dahin zu gelangen. Der Weg war durch Barrikaden gehemmt, sonst durch keine sonderliche Zerstörung bezeichnet. In der Gegend am Ebro aber gewahrte man die Verwüstungen, welche das Feuer der letzten Tage angerichtet. Ich werde den Eindruck niemals vergessen, als wir den Platz vor der Kirche erreichten. Wir fanden ihn mit Särgen, Leichen, betenden Frauen und Kindern angefüllt. An einzelnen Stellen lagen 10—20 Tote beieinander und übereinander — merkwürdigerweise gewahrte ich keinen einzigen Geistlichen darunter. In einem Sarge lag ein alter, betagter Mann, in einer blauen Montierung mit rotsamtnen, reichgestickten Aufschlägen. Eine junge Dame von großer Schönheit und in ganz aufgelöstem Haar betete an seinem Sarge. Sie schien sich ängstlich nach jemand, vielleicht einem Geistlichen, umzusehen.

Als wir nach der Rückkehr zu unsern Leuten sahen, daß wir noch lange nicht an der Reihe waren, beschlossen wir unsere Wanderung fortzusetzen und begaben uns im Gefolge eines Piketts wieder in die Stadt. Wir gingen

durch die Calle de Toledo, nach dem Torre nueva. Ich glaube, daß hier alles zusammengedrängt war, was es Schreckliches gab. Unter den Arkaden lagen Kinder, Greise, Kranke, Sterbende, Leichen, Hausgerät, abgemagerte Haustiere, alles in einem bunten Gewirr durcheinander. Auf dem Platz selbst sah man zahllose Leichen, viele ganz nackt, wie sie Gott erschaffen, übereinanderliegen. Unter den Lebenden gewahrte man Jammergestalten allerart — namentlich floßten die abgemagerten Kinder Mitleid ein. Hier und dort loderte ein Feuer empor, um das kochend und bratend einige Leute saßen. Finster blickende, in Mäntel gehüllte Gestalten standen in Gruppen beisammen und brachen, als wir uns nahten, ihre Unterhaltung ab, ohne sonst von uns Notiz zu nehmen. Obwohl wir uns nur ganz kurze Zeit hier aufhielten, so erinnere ich mich doch noch heute des dort Geschehenen mit einer Art von Schrecken. Die Tausende von Toten um die große Schanze bei Moshaisk[13]) haben keinen solchen Eindruck auf mich gemacht, als das, was ich um Nuestra Señora del Pilar und hier gesehen.

Der von uns eroberte Teil der Stadt bot einen schrecklichen Anblick dar. Von San José und Santa Engracia bis zum Coso war die Stadt nur ein Trümmerhaufen. Klöster, Kirchen, öffentliche und Privatgebäude waren durch die Bomben zerschmettert, ein Raub der Flammen geworden, oder in die Luft gesprengt. Alle Straßen bis zum Coso hin waren durch Barrikaden unzugänglich gemacht, die Kommunikationen nur durch die Gebäude möglich, von denen viele, besonders die Klöster und Paläste, zu Unterstützungsaufstellungen der Truppen eingerichtet waren. Man hatte in manchen mit ellenlangen Buchstaben die Benennungen angeschrieben, hier und dort waren Wegweiser angebracht, welche die Richtung nach den verschiedenen Posten bezeichneten. Die Säle waren von der Hand der Soldaten mit

[13]) Während des russischen Feldzugs in der Schlacht bei Borodino, am 7. September 1812.

grotesken Zeichnungen in Kohle, auch mit Inschriften allerart versehen. So prangten zum Beispiel im Refektorium des Klosters San Josef, das ganz erhalten war, folgende Worte, die von allen Franzosen, die lesen konnten, beim jedesmaligen Passieren dieser Lokalität laut wiederholt wurden:

„L'amour et la m . . . . sont deux canailles
L'une gâte les coeurs et l'autre les murailles."

Solches war buchstablich wahr, denn in der Nähe war alles so verunreinigt, daß man kaum gehen konnte.

Eine Belagerung hat das Eigentümliche, daß sie Vorgesetzte und Untergebene in die nächste tägliche Berührung bringt. Unter den Generalen waren es besonders Marschall Lannes und General Junot, die unsere Aufmerksamkeit fesselten. Lannes besuchte die verschiedenen Posten öfters, hatte Augen für alles, und die Soldaten wußten, daß er gewöhnlich auch irgend etwas fragte. Die Franzosen schwarmten für ihn; die Polen betrachteten ihn zwar nicht mit ungünstigen Blicken, aber ohne jede Sympathie — diese hatten sie nur für Oberst Chlopicki, und wenn er, was oft der Fall war, bei uns erschien, obwohl er eigentlich sein Kommando beim Mittelangriff hatte, so strahlten alle Gesichter. Richtete er vollends ein: „Wie geht's euch, Jungens?" an sie, dann war alle Welt entzückt. Doch dehnte sich der Zauber, den er auf die Soldaten ausübte, nicht auf die Offiziere aus. Gegen diese war er streng, unerbittlich im Punkte der Disziplin und ab und zu wohl gewalttätig. Durch den scharfen, schneidenden Ton im Befehl und die Sparsamkeit seines Lobes hielt er alles in einer gewissen Entfernung. Man warf ihm vor, daß er einzelne Lieblinge hätte, gegen die er manchmal schwach wäre, — aber dabei gestand man doch ein, daß er brave, tüchtige Leute nach vollstem Verdienste würdigte. Von einer sehr bedeutenden Persönlichkeit, welche durch ihre ganze Haltung und Erscheinung imponierte, war er sicher, überall Achtung, wenn auch nicht Hingebung zu erwerben.

Junot kam abends öfters in die Biwaks, setzte sich auf die Trümmer oder auf ein Stück Holz und plauderte hier mit den höheren Offizieren. Seine Unterhaltung war echt soldatischer Natur; frei und offen in seinen Meinungen und Ansichten, äußerte er sich unverhohlen über alles, was ihm gerade einfiel, und „bêtise“, „maraud“, „péquin“, mit einigen noch energischeren Ausdrücken verbunden, waren Worte, die nicht lange auf sich warten ließen. Ein Stabsoffizier des Regiments, der mehr seiner Verstandeskräfte und Kenntnisse als seiner militärischen Tüchtigkeit wegen Ruf hatte, meinte schon damals, daß er verrückt sei. Ich entsinne mich noch deutlich, wie er eines Tages, als der General lange am Fenster gesessen und räsoniert hatte, bei dessen Weggehen äußerte: „Aber wie ist es möglich, daß dieser Mann, der total toll ist, noch ein Armeekorps kommandiert?“ Merkwürdigerweise aber hielt man den guten Major, der dies Urteil fällte, für ebenso närrisch, als er Junot selbst.

Eine hervorragende Stellung unter den Generalen nahm auch der General Habert ein, ein stark bebarteter, tätiger und entschiedener Mann, von martialischer Haltung und etwas brüsken Manieren, den aber die Soldaten gerade deswegen gern hatten. Ich erinnere mich in bezug auf ihn einer merkwürdigen Szene. Wir waren durch eine Kommunikation auf eine Straße gelangt, hatten nach der gegenüberstehenden Häuserreihe eine Barrikade gebaut und diese hoch mit Sandsäcken bedeckt, um von ihr aus feuern zu können. Die Passage aber unter dem ganz nahen Feuer der Spanier war gefährlich und man mußte sich sehr bücken, um nicht gesehen zu werden. Der General, ein großer Mann, mußte dies natürlich mehr, als ein anderer. Als nun eines Tages Habert hier die Posten revidierte und sehr gebückt hinter der Barrikade wegschlich, rief einer von den in der Nähe stehenden Soldaten ganz laut: „Tiens! les généraux ont donc peur aussi!“ Da kehrte sich der General schäumend vor Wut um, packte den Unglücklichen, der dies gesagt, mit beiden

Händen und zog ihn, sich dabei hoch in die Höhe richtend, aus seinem Versteck hervor. Im Nu fielen eine Menge Schüsse, — der Soldat erhielt deren gewiß 4—5 und sank entseelt nieder, während der General mit einer leichten Kontusion am Arm davon kam. Dann gab er dem blutigen Leichnam mit einem „f . . . . conscrit“ einen Stoß mit dem Fuß und ging ruhig weiter. „Parbleu,“ sagten die Franzosen, „le général a bien fait, c'était une infamie de dire cela d'un général comme celui-là!“

Der General Léval, ein kleiner, schwächlich aussehender Mann, hatte in keiner Weise etwas Auffallendes in seinem Wesen — dabei war er sehr freundlich und ohne alle Ostentation, trug immer einen grauen Überrock und ward deswegen von den Soldaten der „Muller“ genannt.

Grandjeans[13]) Persönlichkeit ist mir nicht mehr deutlich erinnerlich, — er gab auch das Kommando ab, ohne recht eigentlich viel in Berührung mit den Truppen gekommen zu sein. Was mir bei den Generalen auffiel, war deren öftere persönliche Teilnahme am Gefecht. Man sah Junot, Habert, Oberst Chlopicki, selbst Marschall Lannes Gewehre nehmen, „et changer leurs coups de fusil avec l'ennemi“, wie die Franzosen es nannten. Dem Marschall Lannes hatte solch ein Versuch einmal fast das Leben gekostet. Nach der Eroberung des Klosters Jesu nämlich war ein Spanier in den Trümmern versteckt geblieben und hatte von hier aus auf den Marschall geschossen. Ergrimmt hierüber, ließ Lannes sich ein Gewehr auf den Boden des Gebäudes bringen, zugleich mehrere andere in Bereitschaft halten und feuerte auf den Feind herab. Dieser richtete eine Haubitze gegen das Dach und eine Granate tötete den Ingenieurhauptmann, der neben dem Marschall stand, ohne daß dieser sich jedoch in seinem Beginnen stören ließ. Nachdem er lange gefeuert, verließ er seinen

[13]) Charles Louis Dieudonné Graf Grandjean, 1768—1828, französischer General, kommandierte bei der Belagerung von Zaragoza 1809 ein holländisches Korps.

Posten wieder, ebenso ruhig, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Ich weiß nicht, ob dergleichen den Funktionen höherer Befehlshaber sehr entspricht, aber ich glaube, daß ab und zu, besonders wenn die Soldaten anfangen, matt zu werden, und deren Geduld zu sehr auf die Probe gestellt wird, es wohl angebracht ist, ein Beispiel von Entschlossenheit und persönlichem Mute zu geben.

Am 24. Februar hielt der Marschall seinen feierlichen Einzug in die Stadt. Gemischte Kommandos bildeten vom Tore bis zur Nostra Santa del Pilar Spalier. Lannes war wie alle in voller Paradeuniform und hatte den Marschall Mortier neben sich, die anderen Generale, mit Ausnahme Junots, kamen hinter ihm. Von Adjutanten und Offizieren zu Pferde dicht umgeben, ritten die Herren bis in die Nähe der Kirche. Hier angekommen, saßen sie ab, wurden von der Geistlichkeit, den Bischof von Huesca an der Spitze, die ihnen aus der Kirche entgegentraten, empfangen und bis vor den Altar geführt. Die beiden Marschälle nahmen in zwei Lehnstühlen vor demselben Platz, ein dritter, angeblich für Junot bestimmt, blieb leer. Unter dem gewöhnlichen Spektakel und Getrommel, das einen französischen Gottesdienst begleitet, begann die Messe, welche mir in ihrem Rituale bedeutend von der unsrigen abzuweichen schien. Als beim Emporheben der Hostie das Getrommel wieder begann, fuhren die guten Spanier größtenteils erschrocken zusammen und sahen einander betroffen an, als sie aber gewahrten, daß die beiden Marschälle und deren Gefolge sich andächtig verneigten, schienen auch sie wieder Mut zu fassen. Nach der Messe leisteten alle Behörden dem König Joseph den Eid der Treue, und der Erzbischof hielt eine Rede über das Unglück, das Zaragoza betroffen. So gut ich auch meinen „Guide de conversation espagnole" innehatte, so verstand ich von dieser Rede ebensowenig, wie wahrscheinlich der größte Teil der Anwesenden. Auf die Spanier schien sie einen tiefen Eindruck zu machen. Ein Tedeum zu Ehren des französischen

Sieges, das der Bischof hierauf anstimmte und das unsere Kanonen begleiteten, mochte dem Unbefangenen fast als eine Entweihung des Heiligtums erscheinen. Die Soldaten sahen darin aber eine Demütigung für die Anmaßung der Spanier, dem Kaiser und seiner Armee haben widerstehen zu wollen.

An einem der folgenden Tage ward Palafox, der, als die Kapitulation abgeschlossen wurde, in einem Souterrain der Casa de los gigantes krank daniederlag, abgeführt. Er wurde auf einem Teppich, der mit einem weißen Laken bedeckt war, herausgetragen und auf einen mit vier starken Maultieren bespannten, mit Matratzen versehenen Wagen gehoben. Als man ihn herausbrachte, schlugen die Tamboure, der Trompeter der 25 Dragoner, die gleichfalls zur Eskorte gehörten, blies, die Truppen präsentierten; ein Adjutant des Marschalls ging mit dem Hut in der Hand neben dem General. Er sah krank und leidend aus, schien auf niemand zu achten, und auch die Spanier nahmen keine besondere Notiz von dem Manne, der die Stadt nicht zu retten vermocht hatte.

Wir hatten 52 Tage vor Zaragoza gelegen und davon 23 mit dem Straßen- und Häuserkampf zugebracht. Wir sollten etwa 3000 Menschen verloren haben, ungerechnet die Tausende, die in den Spitälern gestorben waren. Der Verlust der Spanier — die mitgezählt, welche der Typhus dahingerafft hatte — soll sich auf 53 600 Mann belaufen haben.

Der Ruf, den diese Belagerung erlangt hat, hat sich über die ganze Welt verbreitet. Aber es ist merkwürdig, daß man hierbei nur den Verteidigern den Ruhm zuerkennt, der doch recht eigentlich den Angreifern gebührt.

13 000 Mann, denn stärker war das Belagerungskorps nicht, hielten eine große, kriegerische Stadt mit einer 30 000 Mann starken Garnison belagert, drangen unter den größten Beschwerden und den eigentümlichsten Verhältnissen bis in die Mitte Zaragozas vor und zwangen es zur Kapitulation.

Die Stadt war durch Lage, Bauart und durch die wenn auch nur improvisierte Befestigung ziemlich stark. Etwa 80 Klöster innerhalb derselben, sowie mehrere größere Gebäude bildeten wahre Zitadellen. Unter diesen Umständen hat eine ernstliche Verteidigung doch nicht viel Befremdendes. Die Übertreibung, mit der man in jener Zeit von der Tapferkeit der Spanier sprach, hatte ihren Grund in dem allgemeinen Hasse gegen die Franzosen und sah daher in dem Widerstande der Spanier ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Merkwürdig war der Ingrimm älterer französischer Offiziere gegen die ganze Art und Weise, wie man sich hier schlug. Als ich einst, ich glaube im Augustinerkloster, auf Wache war, brachte man einen Grenadierhauptmann, einen Monsieur Hardy, der einen sehr guten Ruf hatte, tödlich verwundet getragen. Da wir befreundet miteinander waren, so trat ich an die Bahre heran und sagte ihm, daß ich hoffe, bald wieder mit ihm im Dienst zu sein. „Ah non, mon jeune ami," antwortete er, „c'en est fait de moi — je sens déjà la mort dans mes entrailles — mais je suis au désespoir de me voir tué par ces gredins de brigands — pourquoi ne suis-je pas tombé à Eylau ou à Friedland, en combattant avec des gens dignes de nous?" und fluchend und wetternd gegen die Naches und Carajos trug man ihn weiter. Die Hand, die er mir beim Abschied reichte, war eiskalt, und am anderen Tage schon ward die Leiche des tüchtigen Mannes der Erde übergeben.

Das Regiment verblieb bis zum 6. März im Lager. Exerzieren, Paraden, Entsendungen füllten die Zeit reichlich aus. Doch blieb auch Muße genug, die Punkte aufzusuchen, wo wir beim Angriff am meisten gelitten hatten. Wohl drängte sich manchem unter uns nun die Betrachtung auf, daß vieles hier und dort wohl anders hätte angefangen und vollendet werden können, — aber so groß war die Zucht, in der wir erzogen waren, daß wir hierüber kaum laut zu urteilen wagten. Wenn ich jetzt alles recht erwäge, so war es sowohl hier wie an den meisten anderen

Orten der gewaltige Geist Napoleons, welcher alles trieb und belebte. Seine Marschälle, besonders aber seine Generale, Divisions-, Brigade- und Regimentskommandeure waren so eingeschüchtert, daß sie den Tod einer Abberufung oder Rüge vorzogen. Freilich harrten ihrer auch große Belohnungen und Auszeichnungen, und somit unternahmen und wagten sie auch alles, was im Bereiche der Möglichkeit lag.

Wie sehr aber den Kaiser selbst die Belagerung jener Stadt beschäftigte, geht wohl daraus hervor, daß er am 6. März 1809 an den Kommandanten des Geniekorps der französischen Armee in Spanien, General Lery, den Befehl erließ, alles hierauf Bezügliche zusammenzustellen, um für ähnliche Fälle als Muster zu gelten.



2. Kapitel

Ausmarsch aus Zaragoza mit der Brigade Habert. Gefechte gegen Pereña. Besetzung von Monzon. Rückzug auf Barbastro. Rückmarsch nach Zaragoza. Schlacht von Santa Maria (15. Juni 1809). Schlacht von Belchite (18. Juni 1809). Verfolgung des Feindes auf Alcañiz.

Am 5. März erhielt ich für meine Person den Befehl, mich mit einem kleinen Kommando nach El Burgo zu begeben, einem Flecken eine Meile von Zaragoza auf der Straße nach Fuentes gelegen. Wenngleich ich schon voraussetzen konnte, daß es dort nicht viel zu tun geben würde, so hatte ich doch keine Idee von dem, was ich wirklich fand. Im ganzen Ort war nur eine alte, halb blinde verrückte Frau, die von Almosen der Soldaten lebte — sonst kein lebendes Wesen als Katzen, die man überall umherschleichen sah. Die Häuser waren geplündert und entsetzlicher Schmutz, welchen die Kavallerie, die hier während der Belagerung gehaust, zurückgelassen hatte, machte den Aufenthalt noch unangenehmer. Glücklicherweise aber sollte mein Exil nicht lange dauern. Am 6. nachmittags kam nämlich ganz unvermutet unsere Brigade hier an, um Alcañiz, gegen welches angeblich bedeutende feindliche Kräfte im Anmarsch sein sollten, zu besetzen, und mir ward Befehl, mich dem Regiment wieder anzuschließen. In der Nähe des nicht unfreundlichen, der Zer-

störung entgangenen Fuentes, auf dem einst die Grafen dieses Namens gehaust, deren einer dem großen Condé bei Rocroy erlegen, bezogen wir das Biwak. Am anderen Tage setzten wir unsern Marsch über San Per fort und langten vor Alcañiz am Guadalupe, einem nicht unbedeutenden, durch ein Kastell beherrschten Städtchen an. General Vattier hatte sich während der Belagerung wiederholt mit den Valencianern herumgeschlagen, wobei dann der Ort viel gelitten hatte. Zwei Kompagnien unseres Bataillons, darunter die meinige, wurden nach der sogenannten Zitadelle verlegt, in deren hohen Räumen Äolus sich mit allen Winden ein Rendezvous gegeben zu haben schien. Feuer konnte man nur in einzelnen Winkeln im Schloßhofe machen; Licht anzuzünden, selbst wenn man es gehabt, wäre unmöglich gewesen. Wir froren wie in Sibirien, denn das Holz, das wir geliefert erhielten, reichte kaum hin, die kärglichen Rationen zu kochen. Wir sehnten uns ins Lager vor Zaragoza zurück und hatten uns lieber mit dem Feinde herumgeschlagen, als hier der Ruhe zu pflegen.

Eines Tages hatte mich die Kälte schon früh herausgetrieben. Ich stand mit einem Kameraden an der Brüstung einer Mauer, und wir starrten schweigend in das Guadalupetal herunter. Da horten wir auf einmal Trommelschlag und sahen ein Detachement von einigen zwanzig Mann, durch einen Offizier geführt, erscheinen, das einen Spanier, dem man die Hände auf den Rücken gebunden hatte, eskortierte. Etwa 100 Schritte von dem Fuße des Berges, auf dem das Schloß lag, machte das Detachement Halt — der Spanier kniete nieder, neun Soldaten stellten sich ihm gegenüber auf, und auf ein gegebenes Zeichen des Offiziers streckten ihn die Schüsse der Leute nieder, worauf das Detachement unter Trommelschlag seinen Rückweg wieder antrat und den Leichnam liegen ließ, der erst in der Nacht, weiß Gott von wem, abgeholt ward. Ich hörte hinterher, daß der Unglückliche erschossen wurde, weil man ihn unmontiert, mit den Waf-

fen in der Hand, gefangen genommen hatte und daß er, wie man ihm die Augen verbunden, noch mit einem Fluch gegen die Franzosen „Viva Fernando VII!" gerufen habe. Leider hebe ich gar manche Hinrichtungen dieser Art mit ansehen müssen, bin jedoch so glücklich gewesen, nie eine zu kommandieren.

Nachdem wir über 14 Tage in unserer Aolsburg zugebracht hatten, erhielt das Regiment Befehl, im Verein mit einigen Kavallerieregimentern gegen Morella aufzubrechen. Die Valencianer, die von dorther in Anmarsch waren, wichen jedoch bei dem Herannahen dieser Kolonnen wieder zurück, und man begnügte sich, Monroyo und Val de Algorfa, nachdem sie vorher leider geplündert waren, zu besetzen. Mein Bataillon kehrte nach Alcañiz zurück, erhielt jedoch diesmal als Quartier in der Stadt ein finsteres, feuchtes Kloster angewiesen. Wir standen hier ebenso schlecht wie im Biwak. Viele Soldaten bekamen das Fieber — ich selbst hatte mehrere Anfälle zu überstehen, wurde jedoch durch unseren wackeren Doktor Gulicz, der ein wahrer Freund seiner Patienten war, bald wieder hergestellt.

Auf die Nachricht, daß sich in den Gebirgen an der Cinca und dem Segre starke feindliche Massen unter dem General Pereña gebildet hatten, erhielten wir in der zweiten Hälfte des April Befehl, dahin aufzubrechen. Wir traten den Marsch beim besten Wetter an und fanden in Caspe am Guadalupe das 3. Regiment unserer Legion. Von dort ging es, nachdem wir auf einer hölzernen gebrechlichen Brücke den Ebro passiert hatten, nach Penalva, Fraga, Belver auf Monzon an der Cinca, einem nicht ganz unbedeutenden Ort, der durch ein Kastell beherrscht wird. Die Brigade setzte am anderen Tage ihren Marsch auf Barbastro fort, zwei Kompagnien des Regiments aber unter dem Befehl des Kapitäns Solnicki blieben als Besatzung in Monzon. Ich, obwohl von einer anderen Kompagnie, ward ihm als Adjutant und Platzmajor beigegeben. Mein Chef war ein alter Soldat, einer jener „gens non lettrés",

wie sie Napoleon nannte, verstand aber sein Metier vortrefflich. Er sah wohl ein, daß ohne den Besitz des Kastells seine Stellung sehr gefährdet sein würde, und besetzte also nur dieses, ließ die Stadt während des Tages durch eine stärkere Wache huten und hielt den nahen Olivenwald durch Patrouillen rein. Zugleich ließ er sich Lebensmittel auf zehn Tage im voraus liefern. Wir fanden im Kastell zehn bronzene Kanonen und zwei Morser, deren Lafetten aber zertrümmert waren. Das Pulver hatten die Spanier in die Zisterne geworfen, doch enthielt eine Art Zeughaus eine Menge Material. Die Kasernen waren in nicht ganz schlechter Verfassung. Nachdem wir uns vergewissert hatten, daß nirgends geladene Minen vorhanden waren, bezogen wir unsere Burg. Mir wurden die Quartier- und Verpflegungsgeschäfte übertragen sowie das Aussetzen der Wache bei Tage und die Patrouillenumgänge bei Nacht. Der Alkalde (Burgermeister), ein Mann in den besten Jahren, war ein entschiedener Gegner der Franzosen, aber dabei verständig, und trug der Gewalt der Umstände klüglich Rechnung. Es war daher auch leicht, mit ihm fertig zu werden. Mir kam hierbei ein kleiner Umstand zu Hilfe, der mich in etwas nähere Beziehungen zu seiner Familie brachte. Bald nach unserem Einrücken nämlich hatte ich gegen Abend noch mit dem Alkalden zu sprechen und begab mich daher ohne jede Begleitung direkt in sein Haus. Ich fand in dessen Vorhalle die ganze Familie. Der Vater spielte die Gitarre und sang einzelne Strophen aus Volksliedern, echt spanisch vielleicht, aber ziemlich schlecht. Auf eine Frage, ob ich auch musikalisch sei, nahm ich die Gitarre, die ich schon auf der Universität gespielt hatte, schlug einige Akkorde an, sang dann ein kleines deutsches Lied und fügte einige Stanzen aus polnischen Krakowiaks hinzu. Beides schien dem Papa und den beiden Töchtern zu gefallen, und Señor Don Enrique, d. h. meine Wenigkeit, war hiermit völlig eingeführt, konnte kommen, wann er wollte, und war jedesmal willkommen.

Die Verpflegungsgeschäfte gingen hierbei ihren guten Gang. Der alte Kapitän hatte den Dienst in der Stadt und in der nächsten Umgegend organisiert. Bei Tage lugten vom Fort Offiziere mit einigen guten Fernröhren in die Umgegend. Kleine und größere Detachements durchstreiften den Olivenwald zu verschiedenen Zeiten und unterhielten die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer, wo im Fährhause eine Kompagnie sich militärisch logiert und befestigt hatte. Nachts durchstreiften bald kleine, bald größere Patrouillen die Stadt, kamen an einem bestimmten Ort zusammen und kehrten dann gesammelt bald auf diesem, bald auf jenem Wege zurück — mit einem Wort, mein alter Kommandant bewies, daß er ein tüchtiger Kriegsmann war. Der spanische General Pereña, der die nächste Umgebung besetzt hielt und in Tamarite stand, ward sogar einmal nachts von uns heimgesucht und mußte uns den Ort überlassen. Während eine Kompagnie die Verbindung mit Monzon unterhielt, blieb ich mit einem Detachement in der Stadt selbst. Wir unterhielten durch Zeichen allerart Gemeinschaft untereinander. Einzelne Gegenstände, Olivenblätter, Streifen Papiers hatten ihre Bedeutung. Bauern und Bewohner der Stadt mußten so unsere Korrespondenz vermitteln, ohne daß sie von der Bedeutung eine Ahnung hatten.

Doch war die Stellung zu gefährlich, und wir mußten sie bald wieder verlassen. Pereña aber wagte nicht ein einziges Mal, uns anzugreifen, obwohl er, wie wir gewiß wußten, mit den Bewohnern in stündlichem Verkehr stand. Auf Anraten des Hauptmanns Wiganowski, der die eine der im Fort stationierten Kompagnien befehligte, machten wir einen Versuch, die im Fort gefundenen Geschützrohre wieder zu benutzen. Balken, Taue, Bretter waren im Arsenal. Man nahm große Klötze, legte sie aufeinander und darauf die Rohre. Nach einigen Tagen schauten den Bewohnern aus den Scharten die Kanonenmündungen entgegen. Das Pulver, das man in die Zisterne geworfen, wurde gesonnt. Kugeln und Granaten waren im Fort, und

so sicherten wir uns die Möglichkeit, wenigstens einige Schreckschüsse tun zu können

Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten. Eines Tages gewahrten wir auf der Straße von Tamarite her, wo Pereña stand, einen Zusammenlauf von Menschen. Wir richteten sogleich einen 24-Pfünder gegen jene Gruppe, feuerten ihn ab — und man denke sich unsere Freude, als wir die Kugel in der Nähe aufschlagen sahen Wir waren hierbei mit aller Vorsicht zu Werke gegangen Die Leute hatten sich beim Abfeuern zurückziehen müssen und Hauptmann Wiganowski feuerte selbst mit der an einer langen Stange befestigten Lunte ab. Zwar brannte das Pulver vor und zischte, aber der Schuß erreichte doch das Ziel. Die Klötze natürlich und das Geschütz fielen beim Schuß um, aber der gute Erfolg, den wir gehabt ließ uns sogleich wieder an die Herstellung unseres Schießgerüstes gehen. Da wir die Schießscharten sofort geblendet hatten, so konnte man natürlich von außen nichts von unserm Tun und Treiben beobachten. Die Hilfsartilleristen, die von Zaragoza her verstanden, mit Geschütz umzugehen, leisteten hierbei gute Dienste. Alle Welt beteiligte sich an der Arbeit, und der alte Kapitänkommandant selbst, der die Sache anfangs als Kinderei betrachtet hatte, sah später mit Freuden, wie wir alle Geschütze so „en batterie“ brachten. Wir unterließen nicht, bei jeder Gelegenheit von unserem Geschütz Gebrauch zu machen, und hörten hinterher, daß die Spanier uns deswegen auch unbelästigt gelassen hatten.

Eines Morgens, als ich wie gewöhnlich meine Runde durch die Stadt gemacht und die Wachen, die wir des Nachts immer zurückgezogen, wieder ausgesetzt hatte, gewahrte ich eine ungewöhnliche Menschenmenge vor des Alkalden Tür. Da ich in der Stadt bekannt und eine persona grata war, so trat ich ohne weiteres unter die Menge Aus der Art, wie man mir Platz machte, erkannte ich schon, daß etwas Außergewöhnliches vorgefallen sein musse. Die Haustür des Alkalden stand offen — er selbst

lag ermordet, durch die Brust geschossen an einem kleinen Fenster, dessen Laden er zurückgeschlagen hatte. Die Damen klagten und weinten an der Leiche — niemand wußte, wer den Schuß getan hatte. Es hatte jemand an das Fenster geklopft und des Alkalden Namen gerufen. Er hatte es geöffnet und war, von der Kugel getroffen, ohne einen Laut von sich zu geben, tot zu Boden gestürzt. Die Leute auf der Straße sahen die Sache im allgemeinen gleichgültig an. „Man hat ihn für einen Afrancesado gehalten," flüsterten mir einige zu; andere meinten, ein Contrabandista, den er unlangst zur Rechenschaft gezogen, habe den Streich vollführt; mit einem Wort, jeder hatte eine andere Erklärung. Ein Priester, Verwandter des Hauses, den ich auch sonst schon dort gesehen hatte, übernahm die Leiche und die Sorge für die Familie. Als ich gegen Abend wieder vorsprach, war das Haus verschlossen.

Anfangs hielt ich den Mord für persönliche Rache, des andern Tags jedoch blieben unsere Rationen aus. Wir schrieben dies dem Tode des Alkalden zu, und ich erhielt den Befehl, mich mit dem Sindico und Escribano[14]), den beiden anderen Mitgliedern der Junta, zu verständigen. Als nun die Meldung kam, sie wären verreist, wußten wir, woran wir waren. Auf dem Wochenmarkt, der an diesem Tage stattfinden sollte, fehlten die Verkäufer, die wohlhabenden Einwohner waren abwesend — man sah fast nur Frauen und Kinder geringerer Leute auf den Straßen. Als nun vollends am 6. der Befehl einging, am 7. das Kastell und die Stadt zu verlassen, die Cinca zu überschreiten und mit der im Fährhause stationierten Kompagnie vereint nach Barbastro zu marschieren, konnten wir mit Sicherheit auf ein ernstliches Zusammentreffen mit dem Gegner rechnen.

Dies sollte auch wirklich stattfinden. Nachdem wir am 7. morgens sehr vorsichtig die Stadt und die Umgegend abpatrouilliert hatten, wurden die Kranken und die Bagage

[14]) Syndikus und Amtsschreiber

unter einer Bedeckung von einem Offizier und 25 Man
abgeschickt. Kaum hatten sie die letzten Häuser der Stad
hinter sich, als ein starkes feindliches Detachement si
angriff, einige Saumtiere niederschoß, sich eines Teile
der Bagage, darunter der meinigen, bemächtigte und da
Bedeckungskommando nötigte, sich gegen die Cinca zu
rückzuziehen, wo es eiligst die dort vorhandenen Fähre
zum Übersetzen benutzte. Nachdem wir von unsern
Kastell zu guter Letzt nach allen Seiten hin unsere Ka
nonen abgefeuert hatten, rückten wir gleichfalls in d
Stadt, um uns von dort gegen den Fluß in Bewegung z
setzen. Schon bei den ersten Häusern erhielten wir Feue
das uns bis zum Ausgang der Stadt begleitete, aber wunde
barerweise nur sehr geringen Schaden tat. Im Olivenwal
war der Kampf heftiger, wir warfen jedoch den Fein
kräftig zurück und konnten unsern Marsch fortsetzen, un
mir ward der Auftrag, den Rückzug gegen die Cinca z
decken und die Arrieregarde zu bilden. Als ich mich nac
einiger Zeit anschickte, dem Gros zu folgen, ward ich leb
haft gedrängt und im eigentlichen Sinne des Wortes gege
das Ufer geklemmt.

Hier jedoch gab mir das Terrain Gelegenheit zu eine
energischen Verteidigung. So oft der Feind auch gege
mich vordrang, mußte er mit Verlust zurückweichen, un
ich konnte zuletzt meine Leute ruhig und ohne Über
eilung einschiffen. Da ich jedoch der letzte sein wollte, de
die Fähre bestieg, so ließ ich sie erst abstoßen, versäumt
beim Nachspringen den richtigen Moment, fiel hierbei in
Wasser und mußte durch meine Leute aus dem reißende
Strom gerettet werden. Vom jenseitigen Ufer hatte ma
die ganze Geschichte mit angesehen und überhäufte mic
mit Lobsprüchen. Als mich aber der Kapitän fragte, warur
ich denn nicht mit den anderen Soldaten ordentlich in di
Fähre gestiegen sei, antwortete ich etwas hochmütig, ic
hätte es wie Julius Cäsar machen wollen. Kaum hatt
ich dies gesagt, so erhoben die Kameraden ein schallen
des Gelächter. „Wohlan,“ sagte endlich einer derselben

„Julius Cäsar, du wirst heute nacht tüchtig frieren — unsere Bagage ist voran; du wirst für deinen unnützen Heroismus verdientermaßen büßen" Und er hatte recht — die Nacht war kalt und feucht, der Marsch wurde oft unterbrochen, um Berichte der Seitenpatrouillen abzuwarten, und so kam ich halb erstarrt in Barbastro an, wo wir die Garnison unter den Waffen und den General unsertwegen sehr in Sorge fanden. Wir erhielten unser Quartier in einem Kloster angewiesen, deren der Ort sieben neben einer Malteser Komturei hatte. Nachmittags ließ mich der Kapitän, ehemaliger Kommandant des Forts Monzon, rufen. „Ich habe den Befehl erhalten," sprach er zu mir, „einen Bericht über unsern Zug zu machen. Sie sind wohl so gütig ihn aufzusetzen und mir vorzulegen. Hier sind Feder, Tinte und Papier." Ich nahm sofort Platz, gab eine kurze Skizze des Ereignisses und fügte nur die Zahl der Toten und Verwundeten (ich glaube 14—16) hinzu. Als ich fertig war, mußte ich mein Opus dem Kapitän vorlesen. „Sehr gut, lieber Brandt," sagte er, „aber Sie haben einige wesentliche Punkte übergangen," und nun fing er an, die Sache in einem sehr blühenden, aber weniger guten Stil zu erzählen, diktierte dies und das und machte aus unserm Zuge ein wahres Heldenstück. „Sehen Sie," fügte er mit einer Art Genugtuung hinzu, „so muß man einen Bericht machen." Für sich hatte der gute Mann darin den Weihrauch nicht gespart; von allen andern, die wahrhaft Anerkennung verdienten, war kaum die Rede. „Nun," sagte er endlich, „redigieren Sie die Sache und schreiben Sie sie dann ins reine." Nachdem ich ihm seine Arbeit vorgelesen hatte, lächelte er beifällig, unterzeichnete mit einiger Mühe und regalierte mich mit einer Tasse „Café au lait", den ich seit Pamplona nicht mehr getrunken hatte.

Am andern Tage ließ General Habert die Offiziere der Garnison von Monzon auf der Parade versammeln, überschüttete den Kommandanten des Forts mit Lobeserhebungen über seine schöne Führung und gratulierte uns, einen solchen Chef gehabt zu haben

Am 12. früh brachen wir über Lastanosa nach Sariñena auf, das wir am 13. erreichten. Wir biwakierten wie gewöhnlich. Die Spanier verfolgten uns lebhaft, doch mit großer Vorsicht. Die Menge von Teilgefechten, die sie uns stets an den günstigsten Orten lieferten, bewiesen daß sie das größere Engagement auf einen geeigneteren Zeitpunkt verschoben.

Wir fanden im Orte ein Marschbataillon, das von Zaragoza hierher dirigiert war, um den französischen Truppenteilen einverleibt zu werden. Die Leute, obwohl neu bekleidet und gut bewaffnet, machten dennoch keinen guten Eindruck. Wäre Mina auf sie gestoßen, er hätte sie gewiß auseinandergesprengt Wir erfuhren hier viel über die Vorgänge in Aragonien und Catalonien, und diese Mitteilungen waren nicht geeignet, den gesunkenen Mut der Leute aufzurichten. Am 14. dirigierten wir uns auf Sijena. Unterwegs überraschte uns ein Wolkenbruch. Pferde, Maul- und Lasttiere, selbst die Menschen wurden umgerissen — die kleinen Bache glichen reißenden Strömen, und nur auf erhabenen Höhen fand man Schutz — die ganze Brigade wirbelte chaotisch durcheinander. Glücklicherweise dauerte das tollste Unwetter nicht lange, obwohl es stundenlang stark fortregnete. Es bedurfte längerer Zeit, ehe sich alles wieder ordnete. Die Gebirgsartillerie war für den Augenblick ganz gefechtsunfähig, und der fette Lehmboden so aufgeweicht, daß man kaum vorwärts konnte. Ich hatte eine so totale Auflösung einer Truppe noch nie gesehen und sollte Ähnliches erst in Rußland, wenngleich durch andere Verhältnisse bedingt, wieder erleben.

Nach glücklich überstandenem Marsche fand beinahe die ganze Brigade in dem geräumigen Kloster von Sixena Quartier und gute Verpflegung. Nur Wein war wenig vorhanden, obgleich die Mönche der Abtei bei den Bewohnern im Rufe standen, gute Zecher gewesen zu sein.

Des andern Tages brach die Brigade früh gegen Alcolea an der Cinca auf. Man versuchte hier den Fluß zu

passieren, aber da sich der Feind am andern Ufer in größerer Stärke zeigte und ernstlich Miene machte, den Übergang zu verteidigen, so unterließ man es, schoß sich nur eine lange Weile resultatlos herum und biwakierte schließlich im Angesicht des Feindes.

Am 16. Mai setzten wir uns etwas früher wie gewöhnlich, aber dennoch erst gegen 7 Uhr, auf Pomar an der Cinca in Bewegung, wo sich zwei kleine Fähren, von denen jede etwa eine gute halbe Kompagnie fassen konnte, befanden. Wir marschierten am Ufer auf, und unter dem Schutze einiger Kanonen begann man die Voltigeure des 74. und 116. französischen, des 2. Weichselregiments und die Grenadiere des 116. Regiments, zusammen 8 Kompagnien und 50 Kürassiere, überzusetzen. Die Sache ging rasch und gut vonstatten. Die Musketierkompagnie des 1. Bataillons war bereits auf der Fähre, als wir einen der Fährleute, der zum General geeilt war, von diesem unter heftigen Worten mit Fußtritten überhäuft sahen. Niemand wußte sich dies zu erklären, und erst später hörten wir, daß der alte, in seinem Geschäft routinierte Fährmann den General gewarnt hatte, nicht mehr Truppen übersetzen zu lassen, weil infolge eines im Gebirge niedergegangenen Wolkenbruches binnen kurzem das Wasser sehr steigen würde. Diese Meldung, die den General außer sich gebracht hatte, sollte sich nur zu bald bestätigen. Das Wasser wuchs urplötzlich und stürzte mit solcher Gewalt in das Flußbett, daß man eilen mußte, die bereits eingeschifften Musketiere wieder an Land zu setzen. Die Gewalt des Stromes rollte große Steine, Felsblöcke und Bäume vor sich her, riß die Taue der Fähre wie Bindfaden entzwei und überschwemmte bald die beiden Ufer in dem Maße, daß die Truppen dieselben verlassen mußten, um sich auf den Talrand des Flußbettes zu retten. Dabei war die Atmosphäre über uns noch ziemlich klar, und nur nach dem Gebirge zu war der Himmel geschwärzt und mit leichten kleinen Wolken bezogen.

Der General irrte am Ufer hin und her und suchte sich

mit den bereits übergesetzten Truppen zu verständigen. Aber das Wasser übertoste seine gewaltige Stimme. Dann kam er auf die Idee, Granaten, die man entladen und mit Befehlen gefüllt hatte, hinüberzuschießen. Aber auch dies mißglückte. Endlich wurden Freiwillige aufgefordert, über den Fluß zu schwimmen und mündliche Befehle zu überbringen. Aber mehrere Mutige ertranken, noch ehe sie die Mitte des Stromes erreicht hatten, und nur einer kämpfte sich bis zum Felsenriff durch die wütenden Gewässer, hier saß er einige Zeit, vergebens bemüht, sich durch Zeichen zu verständigen — dann schienen ihn seine Kräfte zu verlassen und er stürzte in die Fluten.

Die übergesetzten Truppen entschwanden allmählich unseren Blicken, und wir bezogen, von dem stark herabströmenden Regen durchnäßt, besorgt und traurig auf den Höhen ein Biwak und brachen am andern Tage gegen Monzon zu auf. Dem Ort gegenüber angekommen, empfingen uns Flintenschüsse vom andern Ufer her. Ein lebhaftes Feuer führte zu nichts — vergebens warf man Granaten, die Spanier blieben in ihrer Stellung, wenn man auch aus ihrem Feuer und ihrer Art des Kampfes deutlich entnehmen konnte, daß sie hier nicht stark waren.

Nachdem wir den ganzen Tag nutzlos vertrödelt hatten, ging es am 18. nach Barbastro zurück, wo wir ohne Widerstand einrückten. Am 20. aber, als ich auf Feldwache war, sah ich von einer Gegend her, aus der wir den Feind erwarten durften, ein Detachement Kavallerie langsam und mit Vorsicht herankommen. Auf meine Meldung hiervon saßen unsere übriggebliebenen Kürassiere sogleich auf und gingen dem vermeintlichen Feinde entgegen. Groß war die Freude und Überraschung, als sie in ihm den Rest der am 16. übergesetzten Kürassiere fanden, die wir bereits verloren glaubten. Durch sie erfuhren wir das Geschick unserer Elitekompagnien. Tausend der besten Soldaten der Division waren eine Beute des Feindes geworden, und ich darf wohl hinzufügen: weil weder der kommandierende Offizier, noch der General Habert selbst

Einsicht genug besaßen, die rechten Mittel zur Rettung zu ergreifen.

Die Nähe Lerdas, dessen starke Garnison die Mittel bot, schnell und unvermutet mit überlegenen Kräften auf dem Kampfplatz zu erscheinen und Pereña und die unregelmäßigen Truppen zu unterstützen, ließ es uns wünschenswert erscheinen, jene beiden Städte in Besitz zu behalten. Trotzdem aber versuchten wir auf das jenseitige Ufer zu gelangen, recht als ob man das Bestreben an den Tag legen wollte, sich in die unangenehmste Lage von der Welt zu versetzen. Es wäre nichts natürlicher gewesen, als direkt nach Monzon zurückzukehren, sich hier der Fähre zu bemächtigen und überzusetzen. Wäre dann wirklich jene Wasserflut gekommen, so hätte dies, wenn man im Besitz des Forts und der Stadt gewesen wäre, nichts zu sagen gehabt. Die Garnison von Lerida, selbst im Verein mit Pereña, wäre nicht stark genug gewesen, der ganzen Brigade, von Kavallerie und Artillerie unterstützt, in dieser guten Stellung irgendwie gefährlich zu werden. Sobald sich dann das Wasser verlaufen, hätte man sich auch Barbastros wenigstens durch öftere Besuche versichert. Jene unglückliche Katastrophe, die man den Elementen zugeschrieben hatte — „subites crues, qui causent souvent la fonte des neiges ou les grands orages, et qui ont rendu de tout temps cette rivière dangereuse“, sagt Marschall Suchet in seinen Memoiren — war nur eine Folge der Unschlüssigkeit des Generals und der unzulänglichen Maßnahmen der Führer. Hätte der Chef jener vereinten Elitekompagnien sich, sowie er das Kritische seiner Lage erkannte, schnell nach Monzon dirigiert, sich des Kastells dort bemächtigt, der wohlhabenden Stadt befohlen, ihm auf 6—8 Tage Lebensmittel zu verschaffen, was um so weniger Schwierigkeiten gehabt haben würde, als die Gefahr erst später offenbar ward, hätte sich General Habert gleichfalls schnell stromaufwärts begeben, Monzon gegenüber einige Bataillone und ein paar Geschütze gelassen und sich dann in einem reichen, auf dem halben Wege befindlichen

Kloster mit dem Rest seiner Truppen aufgestellt, so hätten beide Teile die Ereignisse ruhig abwarten können. Die Bewohner jener Städte wurden in Abhängigkeit erhalten, die Umgegend aber verhindert, der Empörung zu offen die Hand zu bieten. So aber verlor General Habert seine Zeit ganz unnütz durch ein langsames Stromaufwärtsgehen. Der Kommandeur jener acht Kompagnien aber kam sofort, als er seine Lage bemerkte, auf die unglückliche Idee, sich nach Frankreich durchzuschlagen. Dem Aufstande und den Truppen Pereñas hatte er noch erfolgreichen Widerstand geleistet; dem Detachement regelmäßiger Truppen gegenüber, die ihm von Lerida entgegenrückten, war er nicht gewachsen. Erschöpfung und Mangel an Munition lieferten die braven Leute endlich in die Hände des Feindes. Sie haben einige Jahre auf Cabrera[15]) und später auf englischen Pontons in Gefangenschaft geschmachtet und sind erst beim allgemeinen Frieden in Freiheit gesetzt worden. Die Niedergeschlagenheit über diesen Unfall war allgemein. Namentlich litt der General Habert außerordentlich darunter. Als wir Monzon gegenüber lagerten, sah ich ihn unter einem alten Brückengewölbe, in voller Verzweiflung die Hände ringend, stehen: „Oh! mes pauvres grenadiers! mes braves voltigeurs!" rief er unter Tränen — aber was er zu ihrer Rettung hätte tun können, tun sollen, fiel dem sonst so tüchtigen und braven Manne nicht ein, während doch die meisten Offiziere ebenso dachten, wie ich es hier niedergeschrieben habe.

Die Märsche von Barbastro über die Sierra de Alcubierre auf Villa Franca de Ebro boten uns vielfache Hindernisse und waren sehr beschwerlich. Hier, glaube ich, erfuhren wir die Ernennung des Generals Suchet zum Befehlshaber des 3. Korps.[16]) Als früherer Chef einer Di-

[15]) Vergleiche den 5. Bericht.

[16]) Louis Gabriel Suchet, Herzog von Albufera, 1772—1826, französischer Marschall, befehligte zuerst das 5. Korps und übernahm dann im April 1809 den Oberbefehl über die Armee von Aragonien.

vision im 5. Korps war er wenigstens dem jüngeren Teil der Armee des 3. Korps ziemlich unbekannt. Die Sache ging darum auch ruhig an uns vorüber, und ich entsinne mich noch sehr wohl der Teilnahmlosigkeit, mit welcher der Befehl angehört ward. Die Hauptleute und Bataillonskommandeure unserer Legion meinten zwar, daß der General ein tüchtiger Mann sei, der Courage habe — aber er bliebe doch immer ein Franzose, womit sie andeuten wollten, daß er mehr ein Herz für jene, als für uns haben werde.

Am 24. brachen wir aus Villa Franca nach Pina am Ebro auf. Unterwegs jedoch erhielten wir Gegenbefehl und dirigierten uns nach Puebla de Alfinden, also den Ebro aufwärts, d. h. in gerade entgegengesetzter Richtung. Die Eile, mit welcher der Marsch betrieben ward, ließ voraussehen, daß man für Zaragoza fürchtete. Die am andern Tage fortgesetzte Bewegung auf Villamayor, das der Hauptstadt in nur geringerer Entfernung entgegenliegt, bestärkte diese Ansicht. Der Dienst ward mit großer Vorsicht gehandhabt. Alles biwakierte, ich möchte sagen, die Waffen in der Hand. Am 25. gingen wir über den Gallego, wo wir die Brücke besetzten und dahinter ein Lager bezogen, indes die Brigade Habert selbst gegen Abend nach Monte-Torrero marschierte. Zwei Kompagnien unter Solnicki hielten die Brücke besetzt. Bei Tage begnügte man sich, die Wege zu beobachten; nachts aber war alles auf den Beinen. Wir sahen auf den Höhen von la Perdiguera die feindlichen Feuer; unsere Patrouillen stießen öfters aufeinander, und allnächtlich wurden Schüsse gewechselt. Dabei hatte die Landschaft ein friedliches Aussehen. Ackerbau und Handel gingen ihren Weg, und alle Tage passierten die Landleute mit ihren Früchten die Brücke, um solche in Zaragoza zu verkaufen. Die Disziplin ward streng aufrecht erhalten, ein Unteroffizier eines französischen Regiments, der einem Bauer auf der Landstraße einige Eier abgenommen, ward kriegsrechtlich verurteilt. Die gelieferte Verpflegung war gut, und man konnte für Geld die meisten Luxusbedürfnisse bekommen.

Gegen Abend kehrten wir sehr vergnügt über unsere Expedition zurück. Das Gefecht, so unbedeutend es auch an und für sich gewesen war, hatte den Mut der Soldaten wunderbar gehoben. Wir verbheben in unserer Stellung bis zum 16.

Eines Tages, als wir exerzierten, kam der General Suchet mit einem zahlreichen Stabe angeritten. Er sah sehr aufmerksam zu, stieg dann vom Pferde, besichtigte unsere Waffen ganz genau, ließ Tornister aufschnallen, sah Montierungsbücher durch, einzelne Soldaten mußten sogar die Röcke aufknöpfen und ihre Wäsche zeigen; er untersuchte die Patronen, das Schuhzeug, erkundigte sich genau nach der Verpflegung, — mit einem Worte, er machte es, wie ein guter Kapitän mit seiner Kompagnie. Als er alles in Ordnung fand, lobte er Soldaten und Offiziere, allerdings mit etwas Emphase, und drückte zuletzt dem Kapitän Solnicki, als einem „Camarade qui méritait toute son estime“ die Hand Die Szene machte einen sehr guten Eindruck. Weder Moncey, noch Lannes, noch Junot, unter denen wir gestanden, hatten sich so gründlich und dabei so freundlich mit uns beschäftigt. Zwar hatte Junot ab und zu unsere Biwaks besucht, aber es hatte ihm nie gelingen wollen, sich in der Gunst der Offiziere und Soldaten festzusetzen.

Am 10. marschierten wir nach Zaragoza. Wir erhielten ganz in der Nähe der Kirche del Pilar unsere Stellung angewiesen, waren am Tage immer unter dem Gewehr und brachten die Nächte fast stets mit den Waffen in der Hand zu. An einem Morgen wurden wir Offiziere nicht wenig überrascht, als uns eine alte Frau Schokolade brachte. Wir erfuhren, daß wir diese Aufmerksamkeit einem Domherrn, der an dem Platze wohnte, verdankten. Meine Kameraden schickten mich, nachdem wir die Criada — Dienerin — beschenkt hatten, auch dem Herrn Geistlichen unsern Dank abzustatten. Der gute Mann empfing mich unglaublich freundlich, versicherte, daß er den Señor General „en Chef“ äußerst lieb habe und daß er wahrhaftig

bedaure, daß er Zaragoza verlassen werde. Da wir von der Lage der Dinge keine Ahnung hatten, so wußte ich natürlich nicht, wie ich jene Äußerung zu nehmen hatte. Jedenfalls deuteten sie auf einen schlimmen Stand unserer Angelegenheiten. Meine Kameraden, denen ich alles mitteilte, waren darüber ebensosehr betreten wie ich, doch kamen wir mit dem frischen Mut der Jugend bald über alle Besorgnisse hinweg.

Da wir jedoch den Befehl erhielten, auf dem Platze abzukochen, so sahen wir wohl, daß irgend etwas Ungewöhnliches sich vorbereitete, ergingen uns in Kombinationen allerart und wurden während derselben durch eine Einladung des Señor Canonigo zur Comida — Mahlzeit — überrascht.

Dergleichen war uns in Israel noch nicht vorgekommen. Da wir uns nicht alle entfernen konnten, so gab unser Kommandeur dreien von uns Erlaubnis, die Mahlzeit mit dem Geistlichen teilen zu dürfen, während er selbst mit noch einem anderen Offizier zurückblieb. Es war das erstemal, daß wir mit einem Spanier an einem Tische aßen. Der Herr Canonigo schien sich bereits auf den Feldetat gesetzt zu haben. Der Tisch war mit einem eben nicht feinen Tischtuch von Linnen bedeckt, das Geschirr von ordinärem, buntem Ton, Messer, Gabel und Löffel waren von Messing, die Gläser von gemeinem Glase. Rohrstühle, ein Tisch von Kiefernholz und eine einfache, uralte Pendeluhr bildeten das bescheidene Ameublement. Den Möbeln entsprach das Diner — die Puchero, eine einfache Suppe mit vielem Kraut und Speck, eröffnete es, dann folgte die Schüssel unvermeidlicher Bohnen mit gedämpftem Fleisch; einige vortreffliche, aber in Öl gebratene Hühner und Picatostes (in Öl geröstetes Brot), Kastanien, Weinbeeren und in Essig eingemachte Tomaten beschlossen das Mahl. Das Gespräch war, soweit es unsere Kenntnis der spanischen Sprache zuließ, sehr lebhaft, denn ein gewisses Gefühl des Wohlseins, unter Dach und Fach zu sein, und der gute Wein hatte uns allen die Zunge

gelost. Der gute Canonigo ging in seiner Offenherzigkeit sogar soweit, uns sein Bedauern auszudrücken, daß wir dem unmittelbarsten Untergange entgegengingen, indem der General Blake mit einem unzählbaren Heere anrücke und uns ohne Zweifel gefangen nehmen würde, da wir schon jetzt von allen Seiten umringt seien. Letzteres war auch in der Tat der Fall, wenngleich das Netz nicht schwer zu zerreißen war, wie wir dies schon von La Perdiguera her wußten. Wir konnten darauf natürlich nur antworten, daß jedenfalls eine Schlacht über die Zukunft entscheiden würde, was der Señor Canonigo jedoch nicht glauben wollte, da der General Suchet ja kaum 10 000 Mann habe und nicht wagen dürfe, dem General Blake entgegenzutreten.

Am andern Tage früh rückten wir nach Monte-Torrero, wo wir tüchtig schanzen mußten. Wir hörten hier ungefähr das bestätigt, was unser Canonigo uns gesagt hatte, und daß wahrscheinlich eine Schlacht über das Schicksal Zaragozas entscheiden würde. Nachmittags kam der Adjutant-Major des 1. Bataillons, Rechowicz, aus der Stadt zu uns geritten und erzählte uns, daß der kommandierende General mit der Reorganisation der Voltigeurkompagnien, die bei Monzon größtenteils gefangen genommen waren, einverstanden sei, jedoch einstweilen den Etat auf nur 60 Mann festgestellt habe. Ich sei vom Oberst zum Kommandeur einer solchen Abteilung bestimmt worden — jedenfalls eine große Auszeichnung für mich, da ich einer der jüngsten Offiziere des Regiments war. Ich wußte wohl, daß ich dies besonders der Fürsprache der Kapitäne Ball, Solnicki und Rechowicz zu danken hatte, mit denen ich wiederholt in dienstlicher Berührung gestanden hatte und die sich lebhaft für mich interessierten. Ich konnte diesen Biedermännern, von denen ich die beiden ersten leider auch habe in Spanien sterben sehen müssen, nur durch Diensteifer meine Dankbarkeit beweisen.

Von Monte-Torrero marschierten wir am 14. nach

Santa Fé, an der Straße nach Daroca. Die Straßen Zaragozas, durch welches man uns den Weg nehmen ließ, fanden wir öde und still. Die Fenster und Balkonturen fanden wir überall verschlossen, und nur hier und dort lauschte eine neugierige Doña dem Schalle der Musik und der Trommeln.

Den 14. früh entspann sich ein lebhaftes Gefecht mit den Spaniern, in dem sie sich sehr brav benahmen. Nach einem mehrstündigen Geplänkel, in dem wir eine Menge Leute verloren, mußten wir uns etwas zurückziehen. Abends verbreitete sich das Gerücht, daß einige unserer Truppenteile bedeutende Nachteile erlitten hatten und von Zaragoza zurückgedrängt worden waren. Ich kann nicht sagen, daß diese Nachricht besonders niederschlagend gewirkt hätte. Sei es, daß man die gefährliche Lage, in der wir uns befanden, nicht kannte oder sie unterschätzte — man war im Lager guter Dinge, und nur das kalte, böse Wetter, das urplötzlich eingetreten war, belästigte uns. Die Spanier alarmierten die Vorposten unaufhörlich, und wir ließen fast die ganze Nacht hindurch das Gewehr nicht aus den Händen. Schon früh am 15. begann das Tirailleurfeuer wieder. Die Spanier drängten mit bedeutender Überlegenheit sehr lebhaft, und allmählich wurde das ganze Regiment ins Gefecht gezogen. Zuletzt blieb nichts übrig, als einige Geschütze unserseits sich am Kampfe beteiligen zu lassen. Einige Kartätschenlagen verschafften uns Ruhe, und es entspann sich ein stehendes Gefecht, das mehrere Stunden dauerte und in dem viele Leute erschossen und verwundet wurden. Ab und zu sprengten einige Kavalleriezüge gegen unsere Tirailleurs vor, wurden jedoch jedesmal zurückgewiesen, aber nichtsdestoweniger verloren wir allmählich Terrain. General Suchet erschien mehrmals auf einigen beherrschenden Punkten und sprach freundlich zu den Soldaten, was einen guten Eindruck machte.

Gegen Mittag sprengte eine ganze Schar der Dragoner von Numantia, in ihren gelben Röcken schon von weitem

kenntlich, gegen den Punkt vor, wo ich mit meinen neuformierten Voltigeurs stand. Ich hatte dies vorher gesehen und mich auf eine kleine Kuppe aufrechtstehender Steine gestellt und um diese her meine Leute gruppiert. Wir empfingen die Spanier mit einem lauten Hurra und gut gezieltem Feuer. Sie kamen bis dicht an uns heran, kehrten aber, ich möchte sagen, vor unseren Bajonettspitzen um; ein zweiter Versuch fiel nicht glücklicher aus, und ein dritter ward von ihnen schon in größerer Ferne eingestellt. Merkwürdigerweise hatten die beiden ersten Angriffe den Reitern nur einige Mann gekostet; der letzte aber ließ eine Menge Pferde tot auf dem Platze, und wir sahen deutlich, wie beim Rückzuge noch mehrere Leute von ihren Pferden stürzten und liegen blieben. Der General Suchet, der dies aus der Ferne beobachtet hatte, ließ fragen, wer hier kommandiere, und ließ mir durch einen seiner Ordonnanzoffiziere, Kapitän Desaix, seinen Beifall „sur ma résistance héroïque" bezeugen. Unter stetem Herüber- und Hinübergeschieße, Anprallen und Abwehren der Spanier zog sich der Vormittag hin — es ward 12 Uhr. Unsere Patronen fingen an, auf die Neige zu gehen, obwohl wir sie durch die der Verwundeten und Toten zu ergänzen suchten. Dabei brannte uns die Sonne heftig auf die Köpfe, und wir wurden von großem Durste gepeinigt.

Während ich so meine Tirailleurlinie auf und ab wanderte, um meinen Leuten Mut zuzusprechen, traf ich auf den Offizier, der mir zur Linken die Tirailleurlinie befehligte, einen Leutnant Ratkowski. „Nimmst du vielleicht einen Schluck aus meiner Flasche, Julius Cäsar?" rief mir der stets heitere Freund zu, „sie ist nur halb gefüllt." „Mit Vergnügen," erwiderte ich, „denn mir klebt die Zunge am Gaumen." Indem er sich die Schnur, an der die Flasche hing, von der Schulter abmachte, fuhr eine Kugel durch dieselbe. Ohne ein Wort zu sagen, hob er sie kaltblütig von der Erde auf und sagte: „Trink rasch, denn sonst läuft der edle Saft aus." Der brave, vortreffliche

Mann, der bereits bei der ersten Belagerung von Zaragoza verwundet worden war und auch sonst Beweise von Mut gegeben hatte, wurde später bei Deckung eines Transports von vielfach überlegenen Kräften angegriffen und eines Teils seiner Wagen beraubt. Der kommandierende General tadelte Rotkowskis Benehmen in einem Tagesbefehl an das Korps. Seit dieser Zeit verlor mein lieber Freund seinen frohen Sinn — nur wenn er tüchtig getrunken hatte, war er fröhlich wie einst, fand er seine Heiterkeit wieder, aber innerlich blieb er gebrochen. Als er an der Beresina, von einer Kugel getroffen, seinen Geist aushauchte, sollen seine letzten Worte gewesen sein: „Schade, daß der Kerl, der mir meine Ehre geraubt hat, nicht Zeuge unseres Angriffs gewesen." — Er war mir ein lieber Freund, und oft hat mich später die Erinnerung an sein unglückliches Schicksal von einem verletzenden Worte an meine Untergebenen zurückgehalten.

Am Mittag sahen wir von unseren Höhen herab das Vorrücken der Angriffskolonnen, wurden aber selbst durch das erste Regiment unserer Legion und das 115. französische abgelöst, welche gleichfalls sofort in Kolonne vorgingen, um die Spanier anzugreifen. Wir bildeten die Reserve. Es kam zu einem heftigen Gefecht auf der ganzen Linie, das bald stockte, bald siegreich vorschritt. Die Spanier ergriffen ab und zu eine energische Offensive und warfen das 115. Regiment zurück, dem wir eilend zur Hilfe rücken mußten. Während eines gewaltigen Regengusses schritt die ganze französische Armee zum Angriffe vor. Ein schöner Kavallerieangriff des Generals Vattier, von der rechtzeitigen Bewegung einer Infanteriekolonne unter General Habert unterstützt, führte endlich eine Entscheidung zu unseren Gunsten herbei, und die Spanier verließen das Schlachtfeld, auf dem sie etwa 1000 Tote, 25 Geschütze und eine Menge Verwundeter zurückließen. Ihr Rückzug geschah in aller Ordnung und militärischer Haltung. Sie lagerten während der Nacht uns gegenüber und hatten am andern Morgen noch die Höhen von Botor-

rita ganz in der Nähe des Schlachtfeldes inne. Sie räumten diese erst, als wir uns am 17. morgens in Bewegung setzten. Wir erreichten nach einem anstrengenden Marsche La Puebla de Alborton. Der Weg war an den niedrigen Stellen ganz durchweicht — stellenweise ganz unwegbar. Auf den höheren Punkten bot der nackte Felsboden gleichfalls viele Hindernisse. Das Bergauf- und Bergabsteigen erhöhte noch die Schwierigkeiten, und wir kamen, obwohl wir etwa nur 5 spanische Meilen zurückgelegt, dennoch sehr ermüdet im Biwak an. Der Ort war ganz geplündert, Holz war nur in sehr geringem Maße vorhanden, und somit froren und hungerten wir nach dem Siege aufs beste. Hatten wir nicht auf unserem bei La Perdiguera erbeuteten Esel noch einige Reste besserer Tage gehabt, die ein vortrefflicher Diener sorgsam bewahrt hatte, wir hätten hungrig die Nacht durchwachen müssen. Dabei war es regnerisch und kalt. Ich entsinne mich nicht, später in Rußland im Juni ein schlechteres Biwak gehabt zu haben.

Alle Welt war froh, als am anderen Morgen früh das Signal zum Aufbruch gegeben wurde. Wir langten früh vor Belchite an, das stark besetzt schien. Sowie wir uns der feindlichen Stellung näherten, zogen sich die Truppen fächerartig auseinander und bewegten sich dann mit mehreren Hauptkolonnen gegen die Stadt und deren Zugänge. Unsere Brigade ward gegen den feindlichen rechten Flügel detachiert. Mir ward der Auftrag, zwei Geschützen reitender französischer Artillerie als Bedeckung zu dienen. Diese gingen im starken Trabe vor, so daß ich kaum zu folgen vermochte. Sie protzten dann ab und bewarfen den Feind, der die Höhen hinter der Stadt besetzt hielt, mit Granaten. Ein günstiges Geschick ließ eins unserer Geschosse in einen Pulverwagen fallen, er flog in die Luft und führte zugleich die Explosion mehrerer anderer herbei. Dieser Zufall verbreitete Schrecken in den spanischen Reihen. Sie glaubten sich im Rücken angegriffen — alle Welt schrie „Verrat!" Ganze Bataillone warfen die Waffen fort und wandten sich zur Flucht. Die

Unordnung teilte sich bald allen Truppen mit, und uns blieb eigentlich nur ein Zugreifen und Zusammenraffen der Trophäen übrig. Wären die Tore der Stadt nicht geschlossen und die Wiederoffnung derselben mit Schwierigkeiten verbunden gewesen, so wäre wahrscheinlich die ganze spanische Armee gefangen oder niedergemacht worden. Aber es verging eine lange Zeit, ehe man das enge Eingangsgittertor öffnen konnte. Ein Bataillon, das den Marktplatz verteidigte, mußte von den polnischen Ulanen niedergeritten werden. Dann bot das Ausgangstor Schwierigkeiten dar. Endlich mußte die Brücke über die Aguas geräumt und konnte dann nur in schmaler Front passiert werden. Alles dies schaffte den Spaniern Zeit, sich aus dem Staube zu machen, was ihnen bei ihrer angeborenen Leichtfüßigkeit auch vortrefflich gelang. Gefangene wurden daher nur wenige gemacht, aber es fielen 9 Geschütze, einige 20 Patronenwagen und sehr bedeutende Magazine in die Hände der Sieger.

General Suchet hat in seinen Memoiren von den Anordnungen, die er getroffen hatte, ein schönes Bild gegeben.[17] Ich glaube jedoch, daß meine Darstellung treuer ist, und halte den von ihm mitgeteilten Schlachtplan für „après coup" entworfen. Die ganze Sache dauerte nicht lange genug, um alle die Dispositionen, die er angibt, treffen zu können.

Über La Puebla und San Per verfolgten wir den Feind bis Alcaniz, das wir am 19. unter heftigem Regen erreichten. Ich war durch die Detachierung zur Deckung der erwähnten reitenden Geschütze von meinem Regimente abgekommen und stieß hier erst wieder zu ihm. Am 20. wurde mein Bataillon nach Belchite zurückgeschickt, um hier die großen Magazine zu bewachen und

[17]) Suchet hinterließ sehr interessante und, vom kriegswissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, sehr nützliche Memoiren, die bei ihrer Veröffentlichung, 1828, großes Aufsehen erregten und in mehrere Sprachen übersetzt wurden.

den Transport nach Zaragoza zu bewirken. Später stieß auch das erste Bataillon zu uns, und wir blieben hier bis zum 20. Juli stehen. Bereits vor uns waren französische Magazinbeamte angekommen, angeblich um die Bestände aufzunehmen. Der Oberst des Regiments, Kosinowski, ein redlicher und verständiger Mann, hatte sich jedoch vorweg einen Teil der Lebensmittel für die Verpflegung seiner Leute zugeeignet und daraus ein Magazin errichtet, aus dem die Soldaten einen Zuschuß zu ihren Rationen erhielten, eine Maßregel, die sich vortrefflich bewährte. Mit dem Hauptteil der Beute aber machten die französischen Magaziniers — als wahre Raubvögel, wie sie die Soldaten nannten — „main basse", denn von den unendlichen Vorräten ist gewiß nur der kleinste Teil in das Hauptdepot nach Zaragoza gekommen. Ich glaube, daß man kaum ein paar hundert Saumtiere und halb so viele Wagen beladen und dahin befördert hat, während Material zur Befrachtung von Tausenden vorhanden war. Den größeren Teil haben wahrscheinlich die spanischen Lokalbehörden gegen tüchtige Bezahlung wieder in Beschlag genommen, und der General Suchet hat wohl nie erfahren, welche Beute hier gemacht und wie sie verschleudert wurde.



3. Kapitel

1809. Ausbrechen des allgemeinen Aufstandes in Aragonien. Kämpfe mit den Guerillas. Einnahme von Nuestra Señora del Aguila. Besetzung von Paniza. Besetzung von Almunia. Gefechte bei El Frasno. Besetzung von Calatayud unter General Chlopicki. Exkursionen in die Sierra de Molina. Ein kurzer Liebestraum. Abmarsch nach der Ribera von Daroca. Einnahme von Nuestra Señora del Tremedad am 25. November

Nachdem wir etwa acht Tage hier gestanden, uns vortrefflich erholt und dabei tüchtig exerziert hatten, erhielten wir Befehl, fleißig die Gegend zu durchstreichen, weil sich Guerillas gezeigt haben sollten. So lange wir uns hierbei in angebautem Lande befanden, ging es herrlich, aber in den Sierren, in den wasserleeren Gegenden der Provinz, wo wir uns oft wie in Steppen befanden, wo kein Grashalm wuchs, die Sonnenglut den Boden ausgedörrt hatte, kein Tropfen Wasser zu finden war, da hatten wir viel auszustehen.

Nach der Schlacht von Belchite nämlich begann es in Aragonien auf einmal lebendig zu werden. Überall tauchten Guerillabanden auf; wo wir nicht waren, da waren sie, — wo wir hinkamen, da rückten sie aus, — wo wir ausrückten, da trafen sie ein. Da ihnen die Bewohner, wie sich von selbst versteht, günstig waren, so

hatten sie natürlich alle Vorteile für sich, und es bedurfte großer Anstrengung und Aufmerksamkeit nicht allein der Chefs, sondern auch jedes einzelnen Offiziers, um in den Teilkämpfen, die jetzt entbrannten, nicht allein das Leben, sondern auch Ehre und Reputation zu behalten. Nächst den Ländern unter türkischer und griechischer Botmäßigkeit und einigen österreichischen Besitzungen ist kein Land der Erde zum Parteigängerkrieg mehr geeignet wie Spanien.

Dieser Krieg war recht eigentlich der Schauplatz der Tätigkeit für die Subalternoffiziere, denen der Natur der Dinge gemäß der Korrespondenz-, Patrouillen- und Sicherheitsdienst anheimfiel. Nur in einigen Gegenden, wie in Navarra und ab und zu in Katalonien, nahm der Krieg einen anderen Charakter an und beschäftigte Regimenter und Brigaden. Wer die Feldzüge in Spanien nicht mitgemacht hat, nicht Teilnehmer oder wenigstens Augenzeuge solcher Unternehmungen gewesen ist, wird sich nie einen rechten Begriff davon machen können und sollte sich nie ein Urteil darüber erlauben.

Historische Rückerinnerungen aus den französischen Kriegen bestärkten das Volk in seinem Entschlusse, unter jeder Bedingung die fremde Herrschaft abzuwerfen. Die Art und Weise endlich, wie sich die Franzosen in das Land geschlichen hatten und wie sie dann hausten, steigerte dies Gefühl zu einer Art Wut, welche die mit Geschick geleitete höchste Junta und die Provinzialjuntas zum Besten der Unabhängigkeit des Landes ausbeuteten.

Ich bekam mein Quartier bei einem Señor Don José Bernardo, einem betagten Herrn, angewiesen, der die Torheit begangen hatte, eine junge, schöne Frau zu nehmen. Er war ein ebenso entschiedener Franzosenfeind, wie seine junge, allerliebste Frau eine leidenschaftliche Afrancesada. Die jungen, munteren blonden Offiziere behagten ihr besser, als ihr finsterer, griesgrämiger Mann, und die Casa del Señor Bernardo war stets ein gesuchtes Offizierquartier.

Sehr bald nötigten die Umstände uns jedoch, auf dem Plateau, auf dem der größte Teil der spanischen Armee während der Schlacht gestanden hatte, ein Lager zu beziehen, in welchem sich die beiden Bataillone meines Regiments abwechselten. Aber hiermit war es noch nicht abgetan. Ein mühsamer Patrouillendienst in der Umgegend folgte dem Lagerdienste, und bald kam es zwischen den sich begegnenden Parteien zu kleinen Gefechten. Die Verbindung nach Zaragoza und Alcañiz mußte durch die Waffen aufrechterhalten werden, und wir sahen uns täglich durch die Guerillas von der Kapelle Nuestra Señora del Puego, die eine weite Übersicht gewährte, beobachtet. So schleppten sich die Dinge bis zum 20. Juli hin. Da erhielten wir plötzlich Befehl, nach Fuendetodos zu rücken. Der Ort trug noch die Spuren von Unordnungen an sich, die die französischen Truppen während der Belagerung begangen hatten. Die Bewohner waren jedoch wieder zurückgekehrt und beteiligten sich zahlreich an der Versorgung der Soldaten mit dem Unentbehrlichsten. Es hieß, daß man einen entscheidenden Schlag gegen ein Kloster im Gebirge vorbereitete, welches der Sitz vieler Umtriebe sei und in dessen Nähe sich ein Lager von 3000 Mann befinden solle. Am 21. vereinigten wir uns mit einer französischen Kolonne, die von Zaragoza unter Anführung des kommandierenden Generals selbst gekommen war, und traten dann den Marsch gegen Nuestra Señora del Aguila an. Das Kloster lag auf einem hohen Berge, gewährte eine herrliche Aussicht und beherrschte die ganze Umgegend. Als wir anrückten, besetzten die Spanier sehr bald die Höhen, und wir glaubten einen harten Kampf entgegensehen zu dürfen. Am Fuße der Stellung angelangt, kam ein Adjutant des kommandierenden Generals, ein Leutnant Rigny, derselbe, der später in Afrika auf dem Rückzuge von Constantine eine so traurige Berühmtheit erlangen sollte, und verlangte im Namen des Generals „une compagnie de bons marcheurs“. Ich ward ihm zur Disposition gestellt und bemerkte sehr bald, daß wir eine De-

monstration gegen des Feindes rechte Flanke machen sollten. Aber trotz unserer Eile und der Zufriedenheit, die uns Monsieur Rigny über unseren Marsch äußerte, kamen wir dennoch zu spät. Die Spanier nämlich verließen mit einer Art Übereilung ihre Stellung und zogen sich schnell zurück, ihre Vorräte und die Vorkehrungen, die sie zur Verteidigung getroffen hatten, im Stich lassend. Dem Flankendetachement fielen einige Nachzügler und die Bagage in die Hände, wobei ein Gefecht stattfand, das uns, wenn die Spanier gewollt hätten, in die ernsteste Verlegenheit hätte bringen können.

Nachdem das Kloster geplündert war, ward es angesteckt, und der Rauch, der sich von dieser hohen Bergkuppe wirbelnd in die Luft erhob, zeigte der Umgegend an, daß Señor Don Ramon Gayan, der hier kommandierte, gezwungen war, das Sanktuarium, auf dessen Uneinnehmbarkeit man sehr gebaut hatte, zu verlassen. Der kommandierende General kehrte an demselben Tage nach Zaragoza zurück. Uns ward der Auftrag, den geschlagenen Feind zu verfolgen und die Gegend zu beruhigen. Wir gingen zu diesem Behufe anfangs nach Paniza, jagten mehrere Tage in der Umgegend dem flüchtigen Feinde nach, der natürlich nirgends standhielt, und gelangten am 27. nach Daroca, den Spaniern durch einen Sieg König Alfons I. über die Mauren (1121) wert und noch heute durch Reichtum, Handel und Fabriken eine der ersten Städte der Provinz.

Wir kamen hier sehr spät an. Niemand kannte die Gegend. Unmittelbar vor der Stadt, von der wir durch das Dunkel der Nacht einige schwache Konturen zu entdecken glaubten, machten wir Halt, aber mit dem Gewehr in der Hand. Dann bogen wir nach einem Berge ab und gelangten auf einem mit Geröll übersäten Wege in eine Art von Tunnel, in welchem uns bald eine ägyptische Finsternis umgab. Das muntere Plaudern der Soldaten hörte allmählich auf, je mehr wir uns in diesen Schlund, von dem eigentlich niemand wußte, was er zu bedeuten

hatte, vertieften. Er schien uns unglaublich lang, besonders da wir nach einigen hundert Schritten eine Zeitlang Halt machten. Man fing an, ungeduldig zu werden, und wären in diesem Augenblicke einige Schüsse gefallen, so hätten die Spanier sich vielleicht für die Tage von La Perdiguera und Nuestra Señora del Aguila glänzend rächen können. Indes wir durchzogen diese üble Passage ohne Unfall und gelangten an den Jiloca, über den meine Kompagnie geschickt ward, um auf der Straße nach Molina die Vorposten zu bilden. Der nächstfolgende Tag sollte uns die nächtliche Promenade durch den finstern Tunnel erklären. Daroca nämlich liegt am Ende einer Art Mulde an dem Jiloca. Alle atmosphärischen Niederschläge, namentlich die heftigen Regengüsse, hatten ihren Weg durch die Stadt nach dem Flusse nehmen müssen.

Morgens, den 28., ward ich abgelöst und erhielt den Befehl, mit meiner Kompagnie das ebenerwähnte Schloß zu besetzen. Doch ehe ich noch meinen Posten bezogen hatte, kam ein Adjutant und brachte mir den Auftrag, zuvor noch eine Rekognoszierung nach Molina, etwa eine gute Meile weit, zu machen. Kaum hatte ich jene Befehle erhalten und war eine Strecke vom Lager entfernt, als wir plötzlich jene Explosion vernahmen. Wir gewahrten alsbald, daß sich eine Rauchsäule über jenem alten Schlosse, das der Kompagnie angewiesen war, erhob, und hörten bei unserer Rückkehr, daß es durch eine Mine teilweise in die Luft gesprengt worden war. Wer sie angelegt hatte, war nicht zu ermitteln, man wußte sogar nicht mit Gewißheit anzugeben, welcher Truppenteil des Feindes hier vor unserm Anlangen gestanden hatte. Ob aber jene Explosion vorbereitet, ob ein dort verborgen gewesener Pulver- und Schießbedarf durch Zufall in die Höhe gegangen war, blieb unaufgeklärt. Hätten wir nicht einen so langen Marsch gehabt und wären wir beizeiten angelangt, so wäre jene günstig gelegene Lokalität unbedingt besetzt worden, und sehr wahrscheinlich hätte die Besatzung derselben einen unfreiwilligen Aufstieg mitgemacht.

Am 30. erhielten wir Befehl, nach Paniza aufzubrechen. Der Oberst Don Ramon Oajon, einer der unerschrockensten und tätigsten Guerillaführer, hatte in und bei diesem Orte große Besitzungen. Der Oberstleutnant Bayer des Regiments, ein tüchtiger Offizier, der trotz seines deutschen Namens kein Wort Deutsch verstand, erhielt den Befehl, diese Gegend, die den Mittelpunkt der aufständigen Bewegung bildete, zu besetzen und vom Feinde zu säubern — ein schweres und gewagtes Unternehmen. Wir wurden jedoch vom Tage unserer Ankunft bis zum 3. August nachts vom Feinde in Ruhe gelassen. Der Ort liegt zu einer Verteidigung sehr ungünstig. Zwar bot das Städtchen Gelegenheit genug, ein ganzes Regiment unterzubringen, aber wie hätte man es wagen dürfen sich einem tätigen Feinde gegenüber einzuquartieren? Es blieb daher nichts weiter übrig, als sich so gut wie möglich gegen die kalten Nächte, die viele Krankheiten hervorriefen, zu schützen. Wir lagerten uns bald da, bald dort und hatten unglaublich anstrengenden Dienst. Und doch gelang es den Spaniern, uns am 3. August zu überfallen und in eine, wenn auch durch die Tapferkeit der Truppen rasch beseitigte Verlegenheit zu bringen. Der brave Oberstleutnant Bayer, der bei Zaragoza Beweise eines heroischen Muts abgelegt hatte, schien mir bei der Behauptung des Orts nicht die rechten Mittel zu ergreifen. Statt seinen Anstalten den Charakter der Offensive zu geben, d. h. sich auf der Straße, die der Feind möglicherweise zu einem Angriff benutzen konnte, zu dessen Empfang aufzustellen, wechselte Bayer allnächtlich die Stellung. Wir biwakierten mehrere Nächte hintereinander auf öden Bergkuppen ohne Feuer und kamen immer erst bei Tage auf allerhand Umwegen in die Stadt zurück. Hier kochten wir dann ab und ließen es uns im Palaste des Señors Don Ramon, wo die Offiziere ihre Speiseanstalt eingerichtet hatten, vortrefflich schmecken.

Am 6. verließen wir Paniza, um nach Almunia zu marschieren. Dieser Ort auf der Straße von Madrid nach

Zaragoza, im Tale des Jalon reizend gelegen, hat vielleicht 4—5000 Einwohner. Wir wurden vortrefflich in einem Kloster untergebracht, herrlich verpflegt, und die Soldaten meinten hier im Himmel zu sein. Da Calatayud auf der Madrider Straße noch stark von feindlichen Truppen besetzt war, so kam es zu vielfachen Gefechten. Namentlich waren die vom 9., 10. und 14. August unweit der Venta von El Frasno wichtig für uns, indem wir gezwungen wurden, die günstige Stellung dort aufzugeben und bis zur Brücke über den Grio zurückzuweichen. Oberst Henriot wurde mit einer Kolonne von Zaragoza zu unserer Unterstützung abgesandt. Unter ihm ward am 15. August eine Expedition gegen Calatayud selbst unternommen. Er hatte zu diesem Behufe zwei Bataillone des 14. Regiments, ein Bataillon gemischter Truppen, einige Geschütze und ein Detachement Kürassiere mitgebracht. Nach einem unbedeutenden Gefecht auf dem Kamm des Gebirges, das sich hinter der Venta von El Frasno erhebt, kam es zu einem ernsteren Gefecht, infolgedessen sich der Feind zurückzog. Wir folgten ihm eilig, und ein Bataillonschef des 14. Regiments hielt an der Spitze der Grenadiere und Voltigeure seinen Einzug in Calatayud. Wir bezogen vielleicht eine halbe Meile von der Stadt ein Lager, hatten uns jedoch kaum hier eingerichtet, als ich zu Oberst Henriot gerufen ward. Ich fand sechs Kürassiere zu Pferde und ein lediges Pferd an seinem Biwakfeuer. „Monsieur l'officier," redete er mich ohne weiteres an, „Sie werden das Kommando Ihrer Kompagnie sofort an Ihren Leutnant abgeben, dieses Pferd besteigen und nach Almunia reiten, wo Sie diesen Brief dem Kommandanten einzuhändigen haben. In der Venta von El Frasno werden Sie andere Bedeckung und ein anderes Pferd bekommen, wozu hier der Befehl. Verlieren Sie keine Zeit, kommen Sie bald zurück, prenez garde de guerillas." —

Ich gestehe, daß mir der Auftrag keineswegs angenehm war. Ich hatte, seit ich meine Heimat verlassen, auf keinem Pferde gesessen, war des Reitens ungewohnt

geworden; doch ging anfangs die Sache auf meinem großen Kürassiergaul ganz gut. Mit einbrechender Dunkelheit trieb empfindliche Kälte zur Eile. Es war spät abends, als ich an der besagten Venta ankam. Ein Trunk Wein und ein Stückchen Brot, womit mich der Kommandant des Postens, den man hier gelassen hatte, während des Wechselns der Pferde und der Eskorte bewirtete, mundeten mir vortrefflich. Aber ich fühlte bereits alle Rippen im Leibe, da mich mein Harttraber unglaublich zusammengerüttelt hatte. Indes machte ich mich bald wieder auf den Weg. An einigen verdächtig aussehenden Kerls ging es mit gespanntem Karabiner vorüber, und schon glaubte ich nach einem tüchtigen Ritt am Ende unserer Reise zu sein, als ich zu meinem Schrecken inne ward, daß wir uns verritten und eine gute Legua über Almunia hinaus, Riola gegenüber, angelangt waren. Der Ort war wegen seiner schlechten Gesinnung verdächtig, und wenn ich auch bis zur Erschöpfung ermüdet war, so blieb nichts übrig, als schleunigst umzukehren und den rechten Weg aufzusuchen. Das „Halte la! Qui vive?" unserer Posten, das uns nach etwa einer Stunde begrüßte, klang mir wie Sphärenmusik in die Ohren. Aber es war auch die höchste Zeit, daß ich anlangte. Die sieben Leguas, die ich, des Reitens seit langer Zeit ungewohnt, auf dem schweren Pferde zurückgelegt, hatten mich außerordentlich angegriffen, so daß ich vom Pferde heruntergehoben und zum Kommandanten, den ich gestiefelt und gespornt auf einer Matratze inmitten seiner Leute ruhend fand, geführt werden mußte. Der ganze Auftrag lautete dahin, 6000 Rationen für die nächsten Tage in Bereitschaft zu halten, ein Befehl, der bei den reichen Vorräten des Ortes, wenn er auch einige Stunden später eingetroffen wäre, noch vollständig zur rechten Zeit hätte ausgeführt werden können. Ich mußte mir sogleich einen Arzt kommen lassen und mich einer vollständigen ärztlichen Behand'ung unterwerfen, die mich mehrere Tage von meiner Kompagnie entfernt hielt.

Ich bekam in der Nähe eines Klosters, in dem unser Bataillon, das am 19. August eintraf, untergebracht wurde, ein Quartier angewiesen. Mein Wirt war ein reicher, vornehmer Mann, ein entschiedener Gegner der Franzosen, der mir durch einen Criado (Diener) eine Stube anweisen ließ und unter dem Vorwande, er sei krank, jegliche Gemeinschaft mit ihm unmöglich machte. Alle Morgen bekam er von seinen entfernten Besitzungen Mitteilungen, und ich konnte an dem Kommen und Gehen der Zahl seiner Boten meist erkennen, ob irgend etwas von Belang vorgefallen war. Abends versammelten sich bei ihm regelmäßig eine Menge jener finsteren Gestalten, besonders Priester, die unsere Leute „die zahmen Insurgenten" zu nennen pflegten und worunter man alle verstand, die, in ihre Mäntel gehüllt, die Hüte tief in die Augen gedrückt, verächtlich an uns vorübergingen.

Am 24. abends verbreitete sich die Nachricht, daß ein kleines Lager von einer Kompagnie und 15 Kürassieren — vom 14. Infanterie- und 13. Kürassierregiment — bei der Venta von El Frasno überfallen und gefangen genommen worden sei. Zu gleicher Zeit war auch ein Detachement, das zur Aufrechterhaltung der Verbindungen mit Cariñona abgeschickt war, von der Puerta de St. Martin her angegriffen worden. Ein starkes Schießen bewog den Kommandeur des Bataillons, mich mit einer Kompagnie zur Unterstützung zurückzuschicken. Wenngleich der Kommandeur jenes Detachements, Leutnant Krakowski, im vollsten Sinne des Wortes seine Schuldigkeit tat, so beugte doch sehr wahrscheinlich meine Ankunft einer Katastrophe vor. Er war bereits von allen Seiten umgeben, als ich kam und ihm Luft machte. Die Puerta de St. Martin ist ein in Spanien berühmter Ort, wo zahllose Räubereien verübt werden. Da sich bei den Guerillas gewöhnlich eine Menge Taugenichtse und Vagabunden befanden, die mit allen Schlichen und Wegen vertraut waren, so war es gerade hier eine schwierige Aufgabe, sich ohne Nachteile eines Auftrages zu entledigen. Mir ward bald nach der Rück-

kehr der Befehl, den Posten bei El Frasno zu beziehen, der unsern Truppen zu wiederholten Malen verderblich geworden war.

Da die Guerillas sich täglich mehrten und immer kühner wurden, so ward General Chlopicki — zu dieser Würde war er seit den Schlachten von Santa Maria und Belchite erhoben worden — mit seinem Regiment zur Unterstützung nach Cariñona entsandt. Er ergriff sofort die Offensive, ging am 29. nach Daroca, während ein Teil seiner Kolonne die starken Defileen von Retascon besetzt hielt — und brach am 30. nach Calatayud auf. Die verschiedenen Überfälle, die General Campa von dieser Stadt her gegen uns eingeleitet hatte und die meist gelungen waren, hatten die Bewohner der Gegend unserer Rache fürchten lassen. Wir fanden daher alles wie ausgestorben. Nirgends erblickte man einen Menschen, auf den Wiesen sah man kein Tier, geschweige denn eine Herde, die Häuser in den Dörfern waren entweder geschlossen, oder standen völlig ausgeräumt offen.

Als wir von den Bergen zur schön gelegenen Stadt herunterstiegen, gewahrten wir einige dunkle Gestalten, die allmählich näherkamen. Der General befand sich an der Spitze der Voltigeure bei der Avantgarde. Noch ehe deren Spitze jene Menschen erreicht hatten, nahmen sie die Hüte ab und schienen uns gesenkten Hauptes zu erwarten. An ihrer Spitze befanden sich einige Priester und der Alkalde Major, der an seinem silberbeschlagenen Stäbchen kenntlich war. „Excellenza," redete er mich an. — „Ich bin keine Exzellenz, bin nur ein Leutnant," antwortete ich ihm barsch und wies ihn durch ein „dort ist der General", das ich mit einer Handbewegung begleitete, auf unsern Führer. In ganz kurzer Entfernung von der Stadt selbst machte ich Halt und stellte mich wie zum Angriff auf. Im selben Augenblick aber kam ein Adjutant des Generals und brachte mir den Befehl, mit Vorsicht und Ordnung vorzugehen und mich auf der Straße nach Ateca militärisch aufzustellen. Dies geschah. Ich hatte kaum die

Posten ausgesetzt, als ich angewiesen ward, abzukochen und mich für den nächsten Morgen wieder zum Abmarsch bereitzuhalten. Am andern Tag früh ward mir auch wirklich der Befehl, mit meiner Kompagnie und 19 Pferden aufzubrechen, um nach Almunia zu gehen, den Befehl jener Stadt und der Umgegend zu übernehmen und für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Bezirk zu sorgen. Ich gestehe, daß mir die Sache eigentlich nicht angenehm war. Erstens hatte ich noch kein größeres Kommando selbständig geführt, und dann hatte ich auch einsehen gelernt, daß man beim großen Haufen immer besser daran sei als in jenen kleinen Löchern, wo man aus den Verlegenheiten eigentlich niemals herauskommt. Indes dem Befehl mußte gehorcht werden.

Kaum in Almunia angelangt, ward mir der Auftrag, eine Rekognoszierung nach Cariñona zu machen, dort zu übernachten und am 4. September in Daroca einzutreffen, wo ich unter den Befehl des dort kommandierenden Offiziers treten sollte.

Da mir die Gegend und die Stellung von Relascon genau bekannt war, so besann ich mich keinen Augenblick, ging dem Feinde kühn auf den Leib, warf ihn nach einem kurzen, aber lebhaften Gefecht in das Defilee, das von hier nach Daroca führt, zurück und setzte mich in der Kapelle am diesseitigen Ausgange derselben fest. Die zwischen den weißen Steinklippen zerstreut liegenden Häuschen ließ ich fortwährend durch Patrouillen absuchen. Mit der Kavallerie ging ich gegen Daroca vor, stellte hier einige Vedetten auf, unterstützte diese durch ein kleines Detachement, daß ich einem tüchtigen Sergeanten übergab, und kehrte dann nach meiner Kapelle zurück. Unterdessen hatte ich die Alkalden des Orts, den Señor Curo und Escrivano, die auch im kleinsten Flecken das Magistratskollegium — die Junta — bilden, zu mir berufen. Ich erklärte den Herren, daß ich sofort zweier zuverlässiger Boten nach Calatayud bedürfe, die Briefe dahin bringen sollten, und daß sie bis zu deren Rückkehr als Geiseln bei mir

verbleiben müßten. Dies schien ihnen nicht recht zu gefallen. Indes stellten sie mir bald zwei Leute, die zwar verdächtig aussahen, für deren momentane Treue mir aber ihre Obrigkeit bürgte. Ich gab einem derselben einen Zettel, worauf ich französisch schrieb: „Bin soeben hier angekommen und harre der ferneren Befehle. Daroca ist noch vom Feinde besetzt. Retascon . . . . . Stunde und Tag —". Dem andern gab ich ebensolchen Zettel, allein in polnischer Sprache, denn ich mußte damit rechnen, daß sie vielleicht Polen oder Franzosen in die Hände fallen konnten. Dabei erhielten die Boten Instruktion, eiligst nach Calatayud zu gehen, dort den Señor Kommandanten aufzusuchen und ihm die Zettel zu übergeben.

Nachdem ich alles ins Werk gesetzt hatte, ließ ich abkochen, befahl den Soldaten, es sich bequem zu machen — jedoch mit der Weisung, sich nicht fünfzig Schritte vom Posten zu entfernen. Zugleich ließ ich mehrere große Gefäße mit Wasser nach der Kapelle schaffen und mir meine Rationen auf einige Tage liefern. Mit dem zweiten Offizier der Kompagnie, dem Leutnant Krakowski und den Unteroffizieren besprach ich die Möglichkeit eines etwaigen Angriffs der Spanier und verabredete mit ihnen die Verteidigung. Da die Position sehr stark war und die Mauern um die Kapelle und diese selbst eine gute, nachhaltige Verteidigung möglich machten, so durfte man auf mehrere Tage hin keiner Besorgnis Raum geben. Meine Zeit brachte ich abwechselnd bei meinen Vorposten und in der Kapelle zu. Von ersteren aus gewahrte ich, wie die Spanier anfangs hin und herzogen und sich bald hier, bald dort aufstellten. Eine große Menge Volks umstand die Soldaten nach allen Seiten. Mir wollte es jedoch nach meiner Kenntnis des Ortes vorkommen, als wenn sie sich vorzugsweise auf der Straße nach Teruel gruppierten, was entweder auf einen Zuzug von dorther oder aber auf einen Rückzug dahin schließen ließ. Meine Kürassiere mußten sich unbeweglich halten, die Voltigeure sich aber ab und zu hier und dort zeigen. Gegen Abend ließ ich

einen Teil der Kompagnie bis an den Ausgang des Defilees rücken, hier Halt machen und sich verdeckt aufstellen. Die Spanier blieben jedoch unbeweglich in ihrer Stellung, und es schien mir, als wenn sie gegen Abend Verstärkung erhielten. Abends ließ ich den Ausgang des Defilees nach Daroca hin durch Infanterie besetzen, versammelte mein ganzes Detachement und ließ durch die Kürassiere die Wege nach Cariñona und Nostra Santa del Aquila fleißig abpatrouillieren. Zwischen sieben und acht erschienen meine beiden Boten wieder. Sie hatten die zwölf Leguas in sechs Stunden zurückgelegt und brachten mir einen Zettel, auf dem nur die Worte standen: „Ich habe es erhalten, Muhlberg.[18]) Calatayud." Wir konnten jetzt also jeder Besorgnis bar und überzeugt sein, daß sich das Rätsel in einigen Stunden lösen würde. Um Mitternacht langten auch wirklich die Spitzen der Kolonnen von Calatayud an. Mit ihnen kam der General selbst, der sehr ungehalten nach meiner Order fragte. Als er sich überzeugt hatte, daß ich genau nach derselben gehandelt hatte, äußerte er sich mit Zufriedenheit über die von mir getroffenen Anstalten. Ich hörte hinterher, daß ein Adjutant den Fehler begangen hatte, statt des 5. den 4. zu schreiben. Es hatte an diesem Tage eine Expedition gegen die spanische Besatzung von Daroca stattfinden sollen, bei der mir die Rolle zugedacht war, sie von einem Rückzuge auf das Gebirge nach Nuestra Señora des Aquila abzuschneiden. Ohne die günstige Lage des Ortes würde es bei einem entschiedeneren Benehmen der Spanier für mich vielleicht schwieriger gewesen sein, so heiler Haut aus dem Handel zu kommen.

Bis zum 15. September blieben wir in Daroca und wurden durch stete Patrouillen in die Umgegend trotz einer vortrefflichen Verpflegung sehr ermüdet. Die ein-

[18]) **Mühlberg** ist der später, 1831, bekannt gewordene Divisionsgeneral dieses Namens. Er sprach trotz seines deutschen Namens nur wenig Deutsch. (Anmerkung des Verfassers.)

zelnen spanischen Parteien, die das Land nach allen Ri
tungen durchzogen, unsere Requisitionen hintertrieben u
selbst gegen die Bewohner eine Art Terrorismus übt
der bis zur Grausamkeit ging, hielten uns in stetem At
Lebensmittel, Kriegsmaterial allerart, selbst Leute wurc
unter steter Androhung des Erschießens von den Gueril
requiriert, und hundertmal wohl habe ich Befehle die
Art in Händen gehabt. „Die jungen Männer des Dorf
die sich in der Zeit vom — bis — nicht stellen, werden
schossen!" — Es kam fast täglich zu kleinen Gefecht
in denen wir viele Menschen verloren. Dadurch wu
eine große Erbitterung der Soldaten herbeigeführt, u
der Kampf nahm den Charakter einer gewissen Brutal
an, die beiden Teilen wenig zur Ehre gereichte.

In Daroca erhielt unser Bataillon ein Kloster als K
seine angewiesen; zugleich wurde den Grenadier- u
Voltigeuroffizieren des Bataillons das Haus eines Con
jero real — eines königlichen Rats beim Tribunal — zu
Aufenthalt und zur Speiseanstalt zugeteilt. Der Mann w
alt und schwach, hatte aber den Guardian eines aufgel
benen Klosters, der ein naher Verwandter von ihm w
und eine junge Nichte, die ebenfalls Nonne in einem a
gehobenen Kloster gewesen war und die das Hauswes
leitete, bei sich. Beide trugen noch die Kleidung ih
früheren Ordens. Der Mönch war vielleicht einige dreiß
die Nonne — Monjita — einige zwanzig Jahre alt. Jen
hatte ein gemessenes, aber dabei doch gefälliges Wes
und etwas von einem vornehmen Manne. Er betrachte
die Dinge von einem ziemlich richtigen Gesichtspunk
Die Nonne, eine echte Spanierin mit brennenden Aug
und ziemlich braunem Teint, sah alles, was sie umga
mit Neugierde an. Das muntere, lebendige Wesen d
Offiziere gefiel ihr, und das ganze bewegte Treiben schi
ihr zuzusagen. Eines Morgens, als ich von einer anstre
genden Nachtpatrouille zurückkehrte, bat mich der Mön
in sein Kabinett. „Ich höre, Señor Enrique," redete
mich an, „daß Sie gut Französisch schreiben, da woll

ich Sie denn bitten, mir einen Brief an den Herrn General Suchet aufzusetzen, dem ich im Namen meines Klosters eine Bitte vortragen will." — Da dies Gesuch durchaus nichts enthielt, was meiner Pflicht zuwider gewesen wäre, so ließ ich mich denn natürlich bereitwilligst herbei und zimmerte ihm bald nach seinen Angaben eine Vorstellung zurecht, die er als sehr gelungen betrachtete. Nachdem wir unser Geschäft beendet hatten, sprachen wir noch über dies und das, über den „grand Napoleon", wie er den Kaiser mit etwas Affektiertheit nannte, über Sitten und Gebräuche der Länder; zuletzt über den Einfluß der Invasion, besonders auf die Frauen, auf die er den Fremdlingen einen großen Einfluß zuschrieb, wobei er hinzufügte, daß diese sich auch auf die Religiosas[19] ausdehnte, „wie denn auch die Monjita Ihnen, Señor Don Enrique, sehr wohlwill."

Sie erwies sich in der Tat als eine kleine leichtsinnige Person, die sich in vielfache Liebeshändel mit den Offizieren, die kamen und gingen, einließ.

Am 15. brachen wir zu einer Expedition nach Molina auf. Unser Regiment jedoch blieb bei Gallocanta in Position, während General Chlopicki bis Molina vordrang, eine Menge Waffen wegnahm und sogleich die Waffenfabriken zerstörte. In einer Entfernung von einer halben Legua von Gallocanta erheben sich Gebirge von bedeutender Höhe. Sie waren seit unserer Ankunft die Zufluchtsstätte der Bewohner und der Zersprengten geworden, die nicht unterließen, die Vorteile ihrer Stellung geltend zu machen. Schon nachmittags gewahrten wir Bewaffnete in den Gebirgen nach Molina zu, und uns ward alsbald der Befehl, einen Streifzug nach La Yunta, dem angeblichen Hauptschauplatz der Insurrektion, zu machen. Der Weg dahin war sehr beschwerlich, aber wir fanden den Ort verlassen und nur den einen Bürgermeister anwesend, der uns mit der gewöhnlichen Redens-

[19]) Nonnen.

art entgegenkam, daß einige Schlechtgesinnte sich im D
festgesetzt und den Ort kompromittiert hätten. Die arı
Bewohner wären aus Furcht entflohen, aber man sei be
alles für die braven Truppen des großen Napoleon zu
Nachdem wir die Gegend durchstreift und einige Schı
mit den Dispersus — den isolierten und zerstreuten
daten, die absichtlich zurückgelassen worden, oder
andern Gründen zurückgeblieben waren — gewech
hatten, kehrten wir zurück.

Während unserer Abwesenheit hatten einige Kü
siere, die man im Verein mit einem Infanteriedetachen
zurückgelassen hatten, mehrere Häuser geplündert.
Kommandeur des Regiments ließ sofort nach Rückk
desselben in Molina ein Verfahren gegen den Hauptsc
digen einleiten; die Kriegsartikel verurteilten ihn o
Frage zum Tode. Ich weiß nicht, welche Prozedur
Oberst eingeschlagen hat, aber abends erzählte man
Biwak, der Soldat sei zum Erschießen verurteilt und
den hierzu bestimmten Platz geführt worden. Man h
ihm den Spruch des Gerichts vorgelesen, ihm die Au
verbunden, ihn niederknien und dann auf ihn feuern las
Die Gewehre aber seien nur mit losem Pulver gela
gewesen; nichtsdestoweniger sei der Soldat entseelt
gesunken. Der Oberst des Regiments, der zugegen
wesen, soll mit großer Ruhe nur geäußert haben: „C
ment, le gueux est mort! — tant mieux! il a a deshon
son régiment par son pillage et il le deshonore en
davantage par sa mort — n'est-ce pas, cuirassiers?"
ein einstimmiges „Oui, colonel!" soll die Antwort
wesen sein.

Am 19. September rückte ein Teil der Brigade
hohe Berge auf meistens abscheulichen Wegen nach C
mocha, einem wohlhabenden Orte im Jilocatal mit
Franziskanerklöstern. Ich entsinne mich nicht, je besch
lichere Märsche zurückgelegt zu haben. Meist ging
Weg auf Fußsteigen bergauf bergab, die es namen
der Kavallerie fast unmöglich machten, zu folgen. Zahl

Hufeisen gingen verloren, und obwohl die Reiter die Pferde oft führten, wurden dennoch viele der letzteren gedruckt. Große Schwierigkeiten verursachte die Artillerie, und oft mußte die Infanterie die Geschütze eine Zeitlang schleppen. Aber der Marsch ging dennoch ohne sonderlichen Aufenthalt ziemlich rasch vonstatten. Hier und dort fanden mit einigen Spaniern leichte Scharmützel statt, die, obgleich ganz unbedeutend, doch Verwundete gaben. Man rückte abends in Calamocha ein, und wir wurden hier sehr gut verpflegt. Ich sah hier eine große Menge mit Gewalt zusammengetriebener Schafe, die nach Zaragoza gebracht werden sollten. Ehe diese Herden jedoch an ihrem Bestimmungsort angelangt waren, waren sie mehr als dezimiert. Die sie begleitenden Beamten verkauften davon unterwegs, die Soldaten glaubten sich berechtigt, für ihre Mühe gleichfalls das ihrige zu fordern, brieten und kochten, soviel sie nur essen konnten, und verhandelten fleißig an die Marketender. Viele Tiere fielen wohl auch unterwegs, indem man sie ohne alle Rücksicht weiden und tranken ließ. Die große Rubrik „crêve en route" (unterwegs verendet) nivellierte die Spitzbübereien und Zufälligkeiten, während durch die brutale Wegnahme jener Herden gewiß der Wohlstand vieler Familien untergraben wurde.

Am 20. stieß der Rest der Brigade, der noch einen Tag länger im Gebirge verweilt hatte, wieder zu uns, und vereint kehrten wir über Daroca nach Calatayud, wo wir am 23. eintrafen, zurück. Wir waren jedoch kaum angekommen, hatten abgekocht und uns einigermaßen eingerichtet, als der Befehl eintraf, am anderen Tage zu früher Stunde im erstgenannten Ort zu sein. Der Abmarsch ward so übereilt betrieben, daß der Regimentsund ein Bataillonsarzt, die in ihren Quartieren infolge großer Ermüdung eingeschlafen waren und die Marschsignale überhört hatten, zurückblieben. Wir waren bereits eine Legua von der Stadt, als man dessen inneward. Ein Detachement zurückzuschicken, wäre bei der Nähe feindlicher Truppen gefährlich gewesen; mit der ganzen

Macht mochte man nicht umkehren. Es blieb uns daher nur übrig, der Junta zu schreiben und sie und die Stadt dafür verantwortlich zu machen, daß die beiden Individuen den nächsten Tag nach Daroca gestellt werden sollten. Der Brief ward der Behörde von Paracuelles de Jiloca überwiesen und diese für dessen richtige Besorgung verantwortlich gemacht.

Einstweilen waren jedoch die spanischen Truppen wieder in Calatayud eingerückt und hatten sich alsbald der Herren Medicos bemächtigt. Als nun das Schreiben unserer Behörde anlangte, erhob sich ein Zwiespalt zwischen Militär und Zivil, der mehrere Tage lang währte, bis endlich der spanische Befehlshaber sich zum Nachgeben entschloß. Die beiden Herren langten demnach in Daroca „sain et sauf" mit allen Bagagen an, wurden von den Offizieren recht freundlich, desto unfreundlicher aber vom General empfangen, der sie, wenn ich mich recht erinnere, einige Tage einsperrte und, um ähnlichen Umständen künftig vorzubeugen, einen sehr pikanten Parolebefehl erließ.

Am 24. waren wir zur bestimmten Zeit in Daroca. Wir fanden hier alles in Bewegung, und schon am 25. früh marschierten wir nach Calamocha. Die valencianische Armee hatte sich Teruels bemächtigt und von hier aus starke Detachements gegen uns vorgeschoben. Es gab fast täglich kleine Renkontres mit den Guerillas, welche die spanische Armee teils freiwillig begleiteten, teils ihr aus dem catalonischen und valencianischen Aufgebot beigegeben waren. Die Voltigeurs der Brigade, vereint unter Oberstleutnant Bayer, bildeten die Avantgarde. Wir wurden hier mehr wie je durch Anstrengungen angegriffen. Dabei war das Lager, obwohl in einem Olivenwalde aufgeschlagen, ungemein kalt. Man hatte es, durch die Verhältnisse dazu bestimmt, zu nahe an den Jiloca gelegt und war dadurch auf einen Wiesengrund geraten, dessen Ausdunstungen uns, wenn wir länger hier verweilt hätten, gewiß sehr schädlich geworden sein würden. Den 29. brachen wir wieder nach Daroca auf. Ich weiß nicht, was

die Veranlassungen dazu gewesen sein mögen, aber wir bewegten uns fortan in den unzugänglichsten Gegenden der aragonischen Gebirge.

Die Niederhaltung des Aufstandes und die Abwehr der von Valencia über Teruel und aus Castilien über Molina und Calatayud heranziehenden und ohne Aufhören heranprallenden Truppen beschäftigte unsere Division (Leval) bald in höherem, bald in geringerem Maße in dem schon angegebenen Terrain. Mehrere Monate hindurch hatten wir unsere Aufstellungen bald auf der einen, bald auf der anderen der angegebenen Straßen. Wir zersprengten einzelne Aufstände, schützten die Einwohner gegen die Gewalttätigkeiten ihrer Landsleute, requirierten und geleiteten Lebensmittel nach Zaragoza, entwaffneten einzelne Gegenden und säuberten das Land von allen Unruhestiftern. Die strenge Mannszucht, die wir hielten, gab den Bewohnern bald Vertrauen zu uns, und die angemessene Verwaltung, die der General in den von der Armee besetzten Gegenden einführte, machte die großen Kräfte des Landes allmählich disponibel und führte die Möglichkeit herbei, größere Unternehmungen vorzubereiten.

Calatayud bildete einen der hauptsächlichsten Stützpunkte unserer Bewegungen und ward nicht ohne mannigfache Kämpfe behauptet. Auch erforderte die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft mit Daroca, Ajmuña und Cariñona vielfache Anstrengungen. Für die Voltigeurkompagnien trat hier insofern eine kurze Erholung ein, als sie nicht im Biwak zu stehen brauchten, sondern ein Kloster angewiesen erhielten, um sich dort einigermaßen erholen und ihre Sachen und ihr Schuhwerk ausbessern zu können. Wohlverstanden mußten sie dabei jeden Augenblick zum Marsch in Bereitschaft sein. Mir ward zum Aufenthalt des Tages (denn nachts mußten wir bei den Truppen sein) ein Haus neben einer Zuckerbäckerei angewiesen. Gewöhnlich pflegte ich schon frühmorgens eine Tasse Schokolade, die eine alte Botiguera, eine Art Laden-

mamsell, bereitete, in der Konditorei zu trinken. Eines Tages kam ich etwas früher als sonst und fand eine junge, bildschöne Nonne, die ihr Kloster hatte verlassen müssen und noch im Ordenskleide war, im Laden. Sie entfernte sich sogleich, aber die Erscheinung war zu interessant, um nicht sofort über sie die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Da erfuhr ich denn, daß sie eine Madrilena — aus Madrid — und der Hausherr, ein bärtiger, struppiger und unfreundlicher Kerl, ihr Onkel (Tio) sei, eine Benennung, unter der man in Spanien auch jeden weitläufigen Verwandten zu verstehen pflegt. „Das arme Kind," erzählte die Botiguera weiter, „ist die Tochter nicht ganz unbemittelter Leute, die sich vor den Herren Franzosen hierher geflüchtet, und nun haben wir diese Herren auch hier. Doch da ist nichts zu machen, Gott will es so. Sie hat gewünscht beim Tio zu leben, dem dies eigentlich nicht angenehm ist; aber so sind die Menschen — sie machen sich unglücklich, indem sie das wünschen, was ihnen nicht nötig ist." — Nach einigen Fragen kaufte ich einige „Dulces"[20]) und bat die Alte, diese der reizenden Monjita[21]) zu übergeben, weil sie dergleichen gewiß liebe. Daß ich dabei die Überbringerin nicht vergaß, versteht sich von selbst. Diese machte zwar anfangs einige Umstände, endlich aber gab sie nach, indem sie mir das Sprichwort zurief: „Señor dadiva branta prena, y entra sin barrena".[22]) — Als ich andern Tags erfuhr, daß meine kleine bekannte Unbekannte meine Dulces nicht ausgeschlagen hatte, wiederholte ich mein Präsent und fügte zugleich hinzu, daß ich mich glücklich schätzen würde, der liebenswürdigen Schönen dergleichen selbst überreichen zu dürfen.

Eine kleine Expedition nach Ateca unterbrach diesen Verkehr auf einige Tage, der aber sofort nach unserer

---

[20]) Dulces = Süßigkeiten

[21]) Monjita oder Monja = Nonne

[22]) Spanisches Sprichwort, soviel als: Mit Geschenken kommt man überall durch

Rückkehr wieder angeknüpft ward. Meine Alte sagte mir, daß die Herren Franzosen mit Ungeduld erwartet worden wären, und vertraute mir zugleich, daß die Monjita von einem Gitterfenster her fleißig nach dem Appellplatz, der fast vor dem Hause lag, hinübergesehen hätte. Somit also war, ohne daß wir uns gesprochen hatten, eine Bekanntschaft angeknüpft. Ich schickte wieder meine kleine Gabe und bat um die Erlaubnis, sie später einmal persönlich überreichen zu dürfen. Nach der Rückkehr von einer weiten, mehrtägigen Expedition erfuhr ich, daß der Tio auf kurze Zeit verreist sei; als ich nun die Bitte, meiner unbekannten Schönen einige Dulces persönlich überreichen zu dürfen, wiederholte und diesen Antrag zugleich mit einem kleinen Geschenk an die Ladendienerin, welche die Stelle einer Dueña zu vertreten schien, begleitete, ward ich tags darauf durch die angenehme Nachricht überrascht, daß Señora Ines eingewilligt habe, diesen Abend der „Attencion del Señor Cabellero" entgegenzusehen. Wäre der Tio zu Hause gewesen, so wurde ich Anstand genommen haben, zu dem Stelldichein zu kommen, so aber konnte ich den Abend kaum erwarten und hatte nur die Furcht, durch irgend ein Kommando, eine Patrouille oder dergleichen davon abgehalten zu werden. Glücklicherweise war dies nicht der Fall, ich veranlaßte meinen Freund Krakowski, mich auf einige Stunden zu vertreten, schlich dann, mit Dolch und Doppelterzerol bewaffnet, bei der Wache vorüber nach der Konditorei, wo ich die Tür nur leicht angelehnt fand, und wurde von meiner Vertrauten empfangen. Unmittelbar nach meinem Eintritt hörte ich den Türriegel vorsichtig vorschieben und wurde dann von der Alten durch einen langen Gang geführt, von dessen Ende her mir ein schwaches Licht entgegenschimmerte. Es war die Lampe der Dueña, die sie hier zurückgelassen. „Folgen Sie nur, Señor," rief sie mir zu, „wir sind bereits am Ziel," und unmittelbar darauf öffnete sie ein kleines dunkles, feuchtes Gemach, in dem ich den Gegenstand meiner Sehnsucht treffen sollte. Arme

Tagelöhner dürften bei uns kaum schlechter wohnen. Die Einrichtung entsprach vollkommen dem elenden Aufenthalte: ein Tisch, zwei Stühle, eine blecherne Lampe, ein Wasserkrug, ein elendes, niedriges Bett, ein kleines Gefäß mit Weihwasser unmittelbar an der Tür und zwei Bücher waren alles, was ich in der Stube wahrnahm. „Señor Don Enrique," — mit diesen Worten stellte mich die dienstfertige Dueña vor und ließ uns darauf allein. „Señora," redete ich meine liebenswürdige Schöne an, „ich schätze mich glücklich, dem heißesten Wunsche meines Herzens genügen und Ihnen endlich die kleinen Beweise meiner Aufmerksamkeit persönlich überreichen zu können." Ich hatte mir diese Redensart mit Hilfe meines Diktionärs gründlich einstudiert. Meine reizende Monjita erwiderte kein Wort, nahm aber die Dulces und legte sie schweigend auf den Tisch, schlug die Augen nieder und faßte die Schnur ihres Ordenskleides. „Por el amor de Dios"[23]) — eine gewöhnliche spanische Redensart, um Verwunderung auszudrucken — sagte sie endlich, „wenn das jemand wüßte." — „Nun," entgegnete ich, „ist es denn etwas so Böses, eine kleine Aufmerksamkeit anzunehmen?" — „Aber die Art und Weise, wie dies geschieht," antwortete sie, „erscheint mir nicht sonderlich angemessen." Ich ergriff hierauf die Hand der reizenden Monjita, drückte sie an mein Herz und nun entspann sich eine, durch Unkenntnis der Sprache allerdings vielfach unterbrochene Unterhaltung, die jedoch damit endete, daß die Señora versprach, mich am folgenden Tag wieder zu sehen. Ich war offenherzig genug, ihr im Laufe des Gesprächs meine Waffen zu zeigen, was ihr ein „Jesu! Jesu! wer mit Eisen tötet, kommt durch Eisen um," — auspreßte, aber dann doch wegen der Gefahr, in die ich mich ihretwegen hatte stürzen wollen, einen nicht übeln Eindruck zu machen schien. Wir mochten so vielleicht ein Stündchen geplaudert und geschwiegen haben, als Señora

[23]) Soviel als: Um Gottes willen!

Catalina hereintrat und uns sehr verschlafen daran erinnerte, daß es Mitternacht, mithin Zeit sei, uns zu trennen; was denn auch, aber schon unter wechselseitigem Händedrücken, geschah. Ich schlich mit Catalina denselben Weg zurück. Die Tür war bereits geöffnet, und nachdem ich einen meiner letzten Duros[34] in die Hand Catalinas hatte gleiten lassen, schlich ich im Schatten der Häuser zu meiner Kompagnie. An der Seite meines Freundes sah ich, ohne zu schlafen, dem Anbruch des Morgens entgegen. Das Bild der reizenden Ines schwebte mir fortwährend vor Augen, und ich fing schon mit dem ersten Strahl des neuen Tages an, die Stunden bis zur Zusammenkunft mit ihr zu zahlen.

Um 11 Uhr war ich wieder auf meinem Posten, und alles trug sich wie am vorgehenden Abend zu. Unsere Unterhaltung war ungezwungener, lebhafter, ich wagte schon einen Scherz und sagte: „Señora Ines, wie wäre es, wenn jetzt plötzlich la Señora Abadesa und der Señor Guardian hereinträten?“ — „Jesu,“ sagte das holde, schöne Kind, mir die Hand auf den Mund legend, „wie können Sie an so etwas denken? Aber schlimmer wäre es,“ fügte sie hinzu, „wenn der Tio plötzlich vor uns stände. Er ist ein gewalttätiger, heftiger Mann und ein großer Feind der Señores Franceses. Nehmen Sie sich ja vor ihm in acht, ich traue ihm alles Böses zu.“ — Ines hatte mir dies nicht zu sagen brauchen, ich hatte es dem Kerl längst angesehen. Wir trennten uns etwas später und verabredeten eine Zusammenkunft für den nächsten Abend, zu der ich mich pünktlich einstellte.

Des andern Abends gegen 10 Uhr kam der Adjutant Major Rechowicz ins Kloster, ließ zwei Voltigeurkompagnien antreten und fügte nur hinzu, daß wir sofort abrücken würden. Ich war anfangs zweifelhaft, ob ich mich nicht krank melden und für diesmal zurückbleiben solle. „Andere tun es so oft,“ dachte ich bei mir selbst, „gehen

[34]) Duro = Piaster (4 Mark).

nach Zaragoza, bleiben Monate fort. Du bist immer bei der Truppe — warum sollst du nicht auch einmal dich schonen?"

Aber mein Gefühl leitete mich in dieser Sache richtiger, als in meiner Liebesangelegenheit. Ich zog den Degen, marschierte schweren Herzens an dem Hause der teuren Ines vorüber und dachte: „Das Wiedersehen wird um so süßer sein."

Wir folgten einem Bataillon, das schon nachmittags abgerückt war, und dirigierten uns auf das Clarestal. Schon unterwegs verbreitete sich das Gerücht, daß ein ungünstiges Gefecht stattgefunden hätte und daß wir zur Unterstützung nachrückten. Wir fanden auch bald unsere Kameraden ohne Feuer in einer kleinen Ebene biwakierend, während gegenüber zahlreiche Feuer der Spanier desto heller loderten. Unser Detachementsführer beschloß, etwas zu ruhen und dann den Feind anzugreifen. Nachdem eine kurze Disposition ausgegeben war, gingen wir still vor. Die beiden Voltigeurkompagnien wurden auf die Flügel gestellt — das Bataillon bildete vier kleine Kolonnen mit einigen dreißig Schritten Distanz. Die Kavallerie ward auf dem Weg aufgestellt — vorn aber das Geschütz. Dies alles war geschehen, ohne daß der Feind es gemerkt hatte, und wir waren ihm auf zirka 600 Schritte genaht. Nun mußte das Geschütz feuern, und unmittelbar darauf brachen wir mit gewaltigem Hurrageschrei unter Trommel- und Hörnerschall hervor. Wir konnten ganz deutlich sehen, wie bei dem ersten Schuß alles im Lager an den Biwaksfeuern durcheinanderlief. Eine auf nahe Entfernung abgegebene Salve trieb alles in wilde Flucht, und als wir die feindliche Stellung erreichten, war niemand mehr da, der uns Widerstand geleistet hätte. Wir setzten die Verfolgung noch eine Weile fort und bezogen dann dasselbe Biwak, das die Spanier innegehabt hatten. Einige Esel und Maultiere, die angebunden oder gekoppelt gewesen waren, mithin nicht hatten mitgenommen werden können, auch einige Mantelsäcke und Lebensmittel wurden erbeutet. An

Toten fanden wir einen auf dem Schlachtfelde. — Für uns war das Hauptresultat, daß wir die Feinde, nachdem sie am Tage vorher die Unsrigen am Vordringen verhindert hatten, schließlich völlig auseinandergetrieben und dadurch den gefährlichen Übertreibungen, welche oft mehr auf die Spanier wirkten als wahre große Siege, gründlich vorgebeugt hatten. Nachdem wir noch eine starke Rekognoszierung die Clares aufwärts gemacht hatten, kehrten wir nach Calatayud zurück, wo die militärischen Vorsichtsmaßregeln, die man ergriffen hatte, sowie das Gerücht, daß die Voltigeure nachts spät ausmarschiert wären und daß man heftig habe schießen hören, große Unruhe erregt hatte. Besonders war in den öffentlichen Lokalen, also auch in der Konditorei davon gesprochen worden, und Catalina hatte dies vermutlich Ines mitgeteilt.

Als ich am andern Tage gegen Abend in die Konditorei ging, um für die Zusammenkunft mit Ines das Nötige mit Señora Catalina zu besprechen, war ich nicht wenig erstaunt, den gefürchteten Tio an deren Stelle zu erblicken. „Ich habe Sie ja seit einigen Tagen nicht gesehen,“ redete ich ihn so unbefangen wie möglich an. — „Jawohl,“ entgegnete er, „ich bin verreist gewesen.“ — „Bringen Sie uns etwas Neues mit?“ fragte ich weiter. — „Daß ich nicht wüßte,“ war die Antwort, „die Señores Franceses haben aus der Gegend, wo ich war, eine Wüste gemacht; sie haben Scheußlichkeiten begangen, für die unsere Sprache keinen Namen hat.“ — „Genug,“ dachte ich bei mir selbst und brach die Unterhaltung ab, obwohl ich dem Manne in meinem Herzen nicht ganz unrecht gab.

Glücklicherweise wurde meine Zeit in den nächsten Tagen durch kleine Exkursionen zu sehr in Anspruch genommen, als daß ich meine Gedanken ausschließlich dem Gegenstande meiner Sehnsucht hätte zuwenden und auch dadurch vielleicht dem schlauen, argwohnischen Tio verraten können.

Die strenge Disziplin, welche die Generale aufrecht erhielten, und das Vertrauen, das allmählich wieder Wurzel

schlug, beruhigten die Stadt sowohl als die nächste Umgebung. Ein Kommando führte mich in dieser Zeit nach Daroca, wo ich Gelegenheit hatte, Doña Miguela zu sehen. Sie war die Freundlichkeit selbst gegen mich, aber Ines hatte mein ganzes Wesen so durch und durch erfüllt, daß ich jeder Versuchung, mit ihr in nähere Berührung zu kommen, siegreich widerstand. Glücklicherweise durfte ich schon in den nächsten Tagen nach Calatayud zurückkehren, wohin mich mein Herz gewaltig zog. Meine Freude war grenzenlos, als ich bei meiner Rückkehr Catalina wieder an ihrem Platze und den Tio abwesend fand. Der Abend gehörte natürlich uns beiden.

Ich blieb diesmal länger als gewöhnlich bei Ines; es war, als hätten wir geahnt, daß es unsere letzte Zusammenkunft sei. Catalina, die zum Aufbruch mahnte, ward zweimal bewogen, uns noch nicht zu trennen. Endlich aber mußten wir doch scheiden. Ines gab mir ein Papier, in das etwas gewickelt war, und sagte mir: „Nimm es und trage es als ein Andenken von mir, es ist eine Arbeit meiner Hände." — Sie begleitete mich, was sie bis dahin nie getan hatte, in den langen finsteren Gang und nahm hier Abschied. „Ach," sagte sie, „die Brust weint (ein Ausdruck, der in spanischen Liedern vorkommt), mich drängt und quält, ich weiß nicht was. Komme morgen ja, denn ohne dich stirbt deine Freundin."

Es war fast drei Uhr, als ich in das Kloster zurückkam. Schon waren viele Soldaten, die die Kälte hinausgetrieben hatte, auf den Beinen. Selbst mein Kompagniekamerad hatte die Hanfschicht, auf der wir zu schlafen pflegten, verlassen. „Hast du gehört," fragte er mich, „daß wir heute eine große Exkursion machen werden?" — „Wie," entgegnete ich, „wir haben ja durchaus keinen Befehl dazu." — „Ich war gestern," fuhr er fort, „bei den Kurassieren, die wollten Nachricht haben, daß wir uns nächstens mit Truppen aus Zaragoza zu einer wichtigen Expedition vereinigen würden." — „So," erwiderte ich anscheinend gleichgültig, „es tut mir leid, ich werde euch

wahrscheinlich nicht begleiten können — ich habe das Fieber — habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen und kann mich kaum auf den Füßen halten." — Wir waren noch in diesem Gespräche begriffen, als wir den Oberstleutnant Bayer, der die vereinigten Voltigeure der Brigade kommandierte, rufen hörten: „Wo sind die Kompagniechefs?" Ich trat sogleich heran und fragte nach seinen Befehlen. — „Wir brechen in einer Stunde auf; ob wir wieder hierher zurückkehren werden, ist ungewiß — wir nehmen alles mit," war die Antwort. — „Und wo bleiben die Kranken?" fragte ich. — „Die gehen nach Daroca," entgegnete er, „denn Calatayud bleibt einstweilen unbesetzt." Mein Plan, hier zurückzubleiben, mußte also aufgegeben werden.

Wie übrigens diese Nachricht auf mich wirkte, vermag ich nicht zu beschreiben. In einer Stunde brachen wir auf. Der dicke Nebel, der über dem Tal schwebte, machte es unmöglich, Gegenstände selbst in der größten Nähe zu entdecken — wie in einen dichten Flor gehüllt durchzogen wir die Straßen. Auf der Straße nach Daroca endlich machten wir Halt, schickten uns dann, unter Beobachtung der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln, zum Weitermarsch gegen die Stadt an und befanden uns bald in dem verpesteten Hauche der hanfbauenden Dörfer. Wir erreichten zu früher Stunde Daroca selbst und erhielten wie gewöhnlich die Klöster, in denen wir schon so oft gehaust hatten, und die in der Nähe liegenden Lokalitäten zum Quartier angewiesen. Der Herr Consejero[30]) war wie immer still, aber der Guardian und Señora Miguela empfingen uns wie alte Freunde.

Es kam mir indes vor allem darauf an, das, was mir Ines gegeben, genau zu betrachten, denn die stete Gegenwart von Leuten und Kameraden auf dem Marsche hatte mich bis jetzt daran gehindert. Ich ging allein die alte maurische Stadtmauer entlang und langte nach einer be-

[30]) Consejero = Rat.

schwierlichen Wanderung in dem Teile des Schlosses an, der durch die früher erwähnte Explosion in Trümmer gelegt war. Es stand hier ein Posten der Voltigeure. In einiger Entfernung von ihm entfaltete ich das Papier und betrachtete nun das Geschenk mit Muße. Es war ein braunes, mit großer Geschicklichkeit geflochtenes Band, mit den Worten: „Madre purissima guarda mi amigo.“[36]) An dem einen Ende war ein E, an dem andern ein I mit zwei verschlungenen Herzen gestickt. Ich benutzte das teure Geschenk dazu, meine Uhr daran zu tragen. So fiel es am wenigsten in die Augen, ich legte es fast nie ab, und da dergleichen Bänder, wenngleich nicht so sauber gestickt, hier und dort verkauft wurden, so konnte ich die Neugier der Kameraden leicht durch irgend eine Erzählung beschwichtigen. Dann ging ich auf den höchsten Punkt des Berges, sah die Straße nach Calatayud hinunter und schlich dann betrübt zu meinen Genossen zurück.

Vom Guardian hörte ich hier, daß die spanischen Truppen in bedeutender Stärke bei Teruel und Albarracin standen, gegen Daroca vorzudringen schienen und daß General Suchet Truppen gegen sie abgesandt habe. Der kluge Priester wußte wahrscheinlich noch viel mehr, aber er hütete sich wohl, es uns zu sagen. Abends lud er uns zu einer Tertulia, einer Art Soirée ein. Señora Miguela beteiligte sich sehr lebhaft an der Unterhaltung und wollte viel von den Señoritas Calatayuds wissen.

Am andern Tage früh brachen die vereinten Voltigeure nach Calamocha auf. Ein Detachement, bestehend aus dem 14. Linienregiment, dem 13. Kurassierregiment, einigen Zügen polnischer Ulanen, vier Geschützen und einer Kompagnie spanischer Cazadores[37]) waren von Zaragoza her zu uns gestoßen. Wir standen unter General Chlopicki, die Franzosen unter Oberst Henriot, dem Kommandeur des 14. Regiments

[36]) Reine Mutter (Maria), schütze meinen Freund!
[37]) Jägerkompagnie.

Wir fanden den Feind, wenngleich nicht zahlreich, in einer ziemlich starken Stellung vor Ojos Negros. Der entschlossene Angriff unserer Voltigeurkompagnie, von einer Umgehung über Villar del Saz her unterstützt, zwang die Spanier sehr bald sich zurückzuziehen und Zuflucht in den Bergen zu suchen. Unsere Kavallerie sprengte rasch nach und bemächtigte sich einer ziemlich reichen Beute, die aber meistens von den Bewohnern, die der Bergbau hier wohlhabend gemacht und die mit den Truppen die Flucht ergriffen hatten, stammen mochte.

Am andern Morgen ward der Marsch auf Origuela an der Molina, die hier nur sehr unbedeutend ist, fortgesetzt. Wie man uns sagte, sollte ein Angriff auf das Kloster Nuestra Señora de la Tremedad — die Franzosen nennen es Tremedal — stattfinden, indem General Villacampa sich hier festgesetzt hatte und die Umgegend beunruhigte. Wir verließen unweit Origuelas die Straße und wandten uns mehr südlich nach dem Wege von Albarracin, wo sich am Fuße der Berge ein lebhaftes Tirailleurgefecht entspann.

Die 1. Kompagnie blieb in einer kleinen Vertiefung südlich des Ortes stehen, ich mußte mich im Flecken Origuela selbst aufstellen und nördlich patrouillieren. Es konnte hierüber zwei Uhr geworden sein. Das Gefecht zu unserer Linken ging manchmal lebhaft, dann durch Pausen unterbrochen fort. Gegen drei Uhr kam Oberst Henriot in Begleitung des später so bekannt gewordenen van Halen[28]), der von den wallonischen Garden überge-

[28]) Don Juan von Halen, Graf von Peracampos, spanischer Offizier, belgischer Abkunft, 1790—1864, nahm an dem Aufstand von Madrid am 2. Mai 1808 teil, floh dann zu der Armee der spanischen Patrioten, trat aber später zum französischen Heere über. Später, 1815, beteiligte er sich an einer Verschwörung gegen Ferdinand VII., und man verhaftete ihn, um ihn indes bald wieder frei zu lassen und zum Oberstleutnant zu befördern. Nicht lange darauf wurde er indes aufs neue in eine Verschwörung verwickelt und eingesperrt, entfloh jedoch aus dem Kerker der Inquisition nach Rußland. 1820 kehrte er in sein aufständisches Vaterland zurück und wurde Minas Adjutant

treten war, geritten und rekognoszierte die Gegend. Sie sprachen Lateinisch, was der wunderbaren Aussprache des Franzosen wegen große Heiterkeit bei uns erregte. Gerade als die Herren an uns vorüberritten, hörten wir wie Oberst Henriot sagte: „Utique domine“, und wir haben den sonderbaren, strengen Mann, dessen Regiment mit uns öfters in einer Brigade war, seit jener Zeit nur „Utique domine“ genannt. Er war mit meinen Anstalten zufrieden. Noch war kein Schuß gefallen, auch sahen wir nichts vor uns, als das steile Waldgebirge, das sich erst allmählich, aber dann ziemlich jäh und gezackt wohl an die tausend Fuß über die Ebene erhob. Hoch darüber weg ragten die Dächer des Heiligtums, das man uns als stark verschanzt geschildert hatte. Zwischen uns und dem Waldgebirge befand sich eine Ebene von etwa 1200 Schritt Breite, die sich rechts und links am Fuße des Berges hinzog. Links auf derselben und in den Gebüschen währte das Infanteriefeuer fort. Eine Stunde etwa nachdem Oberst Henriot bei uns gewesen, kehrte van Halen allein zurück und brachte den Befehl, aus dem Örtchen wegzurücken und uns in der Ebene auf dem Wege nach dem Sanktuarium aufzustellen.

Ich rückte sofort nach dem mir angewiesenen Posten ab. Allein kaum waren einige 100 Schritt zurückgelegt, als sich der Wald vor uns zu beleben anfing und wir heftiges Feuer erhielten. Trotz der großen Entfernung schlugen viele Kugeln in die Kompagnie, und die Leute riefen mir zu: „Es ist besser, Herr Leutnant, die Carajos anzugreifen, als sich hier untätig totschießen zu lassen.“ Da ich die Wahrheit dieser Behauptung einsah und nichts Übles darin erblickte, mich zum Herrn der Listeren zu machen, so schickte ich meine Tirailleure sofort in Marsch-Marsch vor. Ich selbst folgte der Bewegung im schnellsten Tempo, und mit ganz geringem Verlust erreichte ich den Saum des Waldes, während die Spanier sich in den Hochwald zurückzogen.

Ich hatte kaum von meiner Stellung Besitz ergriffen,

als der Adjutantmajor des 14. Regiments erschien, anfragte, wer hier kommandiert hätte, und die Glückwünsche des Oberst über die „brillante Attacke“, die er mit angesehen hätte, überbrachte.

Ein schwaches Feuergefecht dauerte noch einige Zeit fort — die Spanier wichen allmählich zurück, und ich drang mutig nach. Am Fuße des Berges jedoch machte ich Halt; der Abend näherte sich, und da ich von dem Gros des Detachements ziemlich entfernt war, fürchtete ich mit Recht, bei einbrechender Dunkelheit umgarnt, vielleicht in eine sehr nachteilige Lage gebracht zu werden.

Da erschien wieder ein Adjutant und teilte mir mit, daß ich das Gefecht einstellen und erst auf den dritten Wurf, den man bei einbrechender Dunkelheit aus einer Haubitze auf das Kloster machen werde, im Sturmschritt vordringen solle. Das Gefecht hörte also allmählich auf. Nach einiger Zeit ertönte der erste Kanonenschuß, dem bald die beiden andern folgten. Munter gings von allen Seiten zum Angriff vor. Fast ohne Widerstand, ohne einen Verwundeten zu haben, gelangte ich bis an den Fuß des Klosters — aber einige steile Felspartien und eine Mauer machten es unmöglich, weiter vorzudringen. Während einige Leute nach einem Zugange suchten, drangten wir uns so nahe wie möglich an das Hindernis hinan, denn man hatte uns von oben mit Steinen totwerfen können.

Das Schießen hatte aufgehört, eine ängstliche Stille folgte, und erst nach längerem Suchen wurden wir durch die Auffindung einer Rampe, die ins Innere des Klosters führte, aus der prekären Lage erlöst Nirgends fanden wir auf unserm Wege Widerstand, und statt der Spanier kamen die französischen Grenadiere und Voltigeure des 14. Regiments auf unserer Linken zum Vorschein. Wir verfolgten den flüchtigen Feind noch eine Stunde auf dem Wege von Molina und kehrten dann nach dem Kloster zurück.

Die Franzosen hatten hier bereits alle Türen eingeschlagen und waren selbst in die Kirche eingedrungen —

aus den Soldaten war eine Rotte plünderungssüchtigen Gesindels geworden, die alles raubte und mit fortschleppte, was nicht niet- und nagelfest war.

In einem großen Stalle neben dem Kloster waren, ich weiß nicht wie viele Tausend Patronen in Kisten aufgehäuft. Ob man den Befehl gegeben, das Gebäude anzuzünden, oder ob die Spanier dies vorbereitet — genug, es fing plötzlich im Gebälk am Giebel zu brennen an, und die Plünderer, die in der Regel auch feiger zu sein pflegen wie andere Leute, räumten im Augenblick das Kloster, die Kirche und den Hof. Wir sammelten uns in einiger Entfernung vom Kloster, und gegen acht Uhr abends waren wir wieder am Fuße des Berges, wo die Artillerie, die Kavallerie und der Rest der Infanterie bereits ein Biwak bezogen hatten. Die Kompagnien kehrten zu ihren Regimentern zurück, denen sie zugleich ihre Gefangenen ablieferten. Ich für meinen Teil konkurrierte hierbei mit einem Offizier und einem Doktor, die beide jedoch in der Nacht Gelegenheit fanden, sich wieder davon zu machen, worüber Offiziere und Soldaten des Regiments andern Tags eine starke Strafpredigt hören mußten, die gewiß auch redlich verdient war.

Das arme Origueia mußte beim Biwak tüchtig herhalten, denn man trug mehrere Gebäude ganz ab, um Lagerbedürfnisse zu erhalten, und überlieferte Möbel allerart den Flammen. Am andern Tag kehrten wir nach der Ribera de Daroca zurück.

Aus meiner kurzen Darstellung hat man gesehen, daß uns eigentlich der Sieg leicht gemacht ward. Hätten die Spanier ihre Schuldigkeit getan, so hätten wir es wohl bleiben lassen sollen, uns der starken Stellung zu bemächtigen. Ich darf hier mit gutem Gewissen sagen, daß mein Angriff eine Art Wendepunkt in der Sache herbeiführte.



4. Kapitel

1809—1810

Streifzüge in der Ribera von Daroca. Besetzung von Teruel 1809. Marsch nach Almunia. Rückkehr nach Calatayud. Marsch nach Teruel. Eintreffen des Generals Suchet daselbst. Besetzung von Teruel 1810. Gefecht von Villel. Schwere Verwundung. Verunglückte Expedition Suchets nach Valencia. Belagerung von Teruel durch Villacampa. Heldenmütiger Widerstand der Besatzung. Entsatz durch die von Valencia zurückkehrenden Truppen

Unser Aufenthalt in der Ribera von Daroca führte ein sehr bewegtes Leben mit sich. Bald waren es Streifereien in die Sierra de Menera, die uns in Anspruch nahmen, dann wieder Expeditionen in das Tal des Panerudo; doch waren dies, ich möchte sagen, mehr militärische Promenaden als kriegerische Unternehmungen. Wir bekamen nur selten einen Feind zu sehen, meistens beobachtete er uns in einer gewissen Entfernung und nahm nur die Gelegenheit wahr, über einige Patrouillen herzufallen.

Plötzlich erhielten wir Befehl, nach Calatayud zurückzukehren. Man kann sich denken, daß mein erster Gang zu Señor Don Manuel war. Es hieß, er sei gar nicht mehr in der Stadt, und nur zu bald sollte ich mich von der Wahrheit dieser Angabe überzeugen. Eine dienstliche An-

gelegenheit gab mir endlich den Vorwand, genauere Erkundigungen einzuziehen. Es fanden nämlich um diese Zeit mehrere Desertionen statt, was bis dahin nicht der Fall gewesen war. Die Proklamationen der Spanier, die den Leuten goldene Berge versprachen, und der nähere Umgang mit den Bewohnern mochten hierzu beitragen Auch von meiner Kompagnie verschwanden zwei Mann. Ich ging also zum Platzkommandanten und bat ihn, mir einen Polizeibeamten mitzugeben, um in einigen Häusern, wo meine Leute verkehrt hatten, Nachforschungen anzustellen. Er kam meinen Wünschen auch sofort nach. Das erste Haus, in welches ich ging, war die Casa Manuel, die, mit Ausnahme der Konditorei, wie eine Festung im Belagerungszustand verwahrt war. Nachdem wir hier lange gewartet hatten und der Magistratsbote hin und her gelaufen war, erschien endlich eine alte Frau, die uns das Haus öffnete. Wir gingen den mir wohlbekannten Gang entlang über einen kleinen Hof, durchsuchten jeden Winkel, schauten durch das Gitterfenster vom Boden auf den Marktplatz — aber ich hatte nicht den Mut, das Zimmer meiner Freundin zu betreten. Endlich, bei der Rückkehr, tat ich, als wenn ich es erst jetzt bemerkte und ließ es aufschließen. „Hat hier sonst jemand gewohnt?" fragte ich unsere Begleiterin. — „Jawohl," antwortete sie, „es war das Zimmer der Nonne Ines, der Nichte des Don Manuel, des tugendhaftesten und schönsten Kindes des Tales." — „Und wo ist sie geblieben?" fragte ich unter Herzklopfen weiter. — „Sie ist mit dem Herrn und Catalina unter vielen Tränen abgereist, aber niemand weiß wohin." — Ich sah mich im Zimmer genau um — es war ganz leer — von der bescheidenen Einrichtung, den Blumen, die ich von Zeit zu Zeit gebracht, keine Spur! Sogar der Nagel über der Lagerstätte, an dem ein kleines Bild „de la santissima virgen de los dolores" hing, der kleine zinnerne Weihkessel an der Tür — alles war verschwunden. „Aber," schloß ich meine Nachfrage, „warum hat denn die Religiosa bei ihrer Abreise so geweint?" —

„No saber,"[29]) war die Antwort, „aber sie war trostlos; Señor Manuel und Catalina hoben sie ohnmächtig auf den Wagen." — Ich verließ hiermit das Haus und habe es nie mehr betreten. Aber wenn mich meine Geschäfte daran vorüberführten, habe ich es stets mit Wehmut betrachtet. — — —

Am 20. Dezember erhielten wir den Befehl zum Aufbruch nach Calamocha und Teruel, wo wir am 23. eintrafen, mithin ungefähr 20 spanische Leguas auf teilweise sehr beschwerlichen Wegen in drei Tagen zurückgelegt hatten. Ich weiß indes nicht, was die Eile bedingte; wir trafen auf dem ganzen Wege keinen Feind und taten keinen Schuß.

Am 24. machte ein Bataillon der vereinigten Voltigeure eine Expedition nach Santa Maria de Albarracin, von wo ich in das Gebirge bis zu den Quellen des Guadalaviar und Tajo detachiert wurde, um die bei Frio und Fuenta Garcia angeblich befindlichen Insurgentenhaufen auseinanderzusprengen und Tuchvorräte in Beschlag zu nehmen. Aber ich fand weder Feinde noch Beute, wohl aber in der Nähe von Fuente Garcia bei einem kleinen See, den unser Führer Pozo de St. Juan nannte, das kälteste Biwak meines Soldatenlebens. Nach 36stündigem Streifzuge kehrte ich nach Albarracin zurück. Als wir dort am 27. einrückten, war alles öde. Der Bischof, die Behörden, die Bewohner waren entflohen, und erst am andern Tage stellten sich einige Arme ein. Wir bemächtigten uns hier reicher Tuchvorräte, und beim Suchen nach denselben nahm man alles, was man gerade brauchen konnte, mit fort. Meinen Bataillonskommandeur fand ich in einem schönen Hause unweit der Hauptkirche bei einer reichbesetzten Tafel, zu der alle Offiziere eingeladen waren und wo natürlich auch ich mit meinen Kameraden einen Platz fand. Die Soldaten biwakierten vor der Kirche, kochend, bratend, trinkend. Weiß Gott, wo sie alles her-

[29]) ich weiß nicht

geschleppt hatten, aber es fehlte nichts. Unsere Leute jedoch hatten praktische Sachen gewählt, während die Franzosen ihre Aufmerksamkeit mehr auf Leckereien gewandt hatten. An Tuch hatten beide Teile sich bedeutende Quantitäten angeeignet, so daß der Militärfiskus sich gewiß über keine zu reiche Beute zu beschweren gehabt haben wird.

Die Stadt war längere Zeit der Sitz der Junta gewesen, von hier aus waren eine Menge Erlasse in das Land gegangen, die zu Totschlag und Vergiftung der Franzosen aufgefordert hatten, und dadurch wurde die strenge Behandlung Albaracins herbeigeführt.

Unser Abmarsch von Albarracin erfolgte ohne Störung. Zwar wurden wir auf dem Wege hier und dort aus günstig gelegenen Hinterhalten beschossen, verloren jedoch auf der ganzen Expedition keinen Mann; nur einige Saumtiere wurden verwundet und mußten, weil sie sich gar zu unbändig gebärdeten, erschossen werden.

Am 1. Januar abends erreichten wir Daroca, wo wir einige Tage verweilten und dann am 3. Januar nach Calatayud aufbrachen. Der Ort war mir seit meiner Kalamität verhaßt geworden und ich war daher froh, daß wir durch starke „Découvertes" — das war der Name für alle Detachierungen — nach Castilien zu nach Ateca und Alhama in Anspruch genommen wurden.

Ich verließ nach der Rückkehr nach Calatayud meine Kompagnie, um noch einmal Erkundigungen über Don Manuel einzuziehen, und als ich die früheren Angaben bestätigt hörte, war ich glücklich, als wir am 8. über Daroca nach Camin Real marschierten, wo die ganze Division im Jilocatale eine Art Winterquartier bezog. Dieses verließ sie am 8. Februar und brach gegen Teruel auf. Die Avantgarde hatte bei Torre la Carcel einige Gefechte mit den Spaniern, die jedoch ohne Mühe aus ihren verschiedenen Positionen zurückgeworfen wurden. Wir biwakierten bei ziemlicher Kälte und unter Schneetreiben die Nacht bei Villarquemado. Am 10. drangen wir bis Teruel

vor, das die Spanier angefangen hatten hier und dort zu verschanzen, dessen Besitz sie uns aber nur wenig bestritten. Am 11. machten die vereinigten Voltigeure über Villastar eine Découverte in den Gebirgen, die den Guadalaviar bis gegen Villel begleiten. Die Stellung des Feindes war jedoch so stark und so gut besetzt, daß wir nach einem ziemlich ernstlichen Gefecht von weiteren Angreifen abstanden.

Am 12. gingen wir wieder vor und fanden die Feinde diesmal schon bei Villastar, verjagten sie zwar aus ihrer Stellung, doch war der Verlust, mit dem wir unsern Vorteil erkauften, bedeutend genug. Am 13. Februar rückten wir nach Teruel zurück, wohin man noch andere Truppen beordert hatte, um einen Schlag gegen den bei Nuestra Señora de Tremedad geschlagenen General Villacampa zu führen, der angeblich wieder an 6000 Mann beisammen haben sollte. Am 14. machten wir einen neuen Marsch gegen Villastar, schossen uns hier lange mit den Spaniern herum, mußten aber endlich auf einen Befehl von Teruel her vom Angriff abstehen.

Am 15. abends hatte der General Chlopicki die gesamten Voltigeur- und Grenadieroffiziere der Brigade bei sich zu einem Souper versammelt und dazu zugleich mehrere andere Offiziere eingeladen. Unter diesen befand sich auch ein Kapitän Razowski, ein schon ältlicher Mann von stattlichem Äußern, verschlossenem Wesen, der im Rufe stand, Träume zu deuten und sich auch sonst mit allerhand mystischen Dingen zu beschäftigen. Durch sein barsches Wesen hielt er sich uns junge Leute vom Leibe und imponierte allen durch sein Schweigen. Während sich die Gesellschaft schon anschickte, zur Tafel zu gehen, ließ General Leval den General Chlopicki und die gesamten Stabsoffiziere zu sich bitten, um sich mit ihnen über einen wichtigen Gegenstand zu besprechen. Unser Wirt ersuchte hierauf den Kapitän Razowski, die Honneurs zu machen und sich, wenn er um acht Uhr nicht zurück sei, ohne weiteres zu Tisch zu setzen. Kaum hatte sich der

General entfernt, so gruppierte sich alles zum lustigen Durcheinander. Der Kapitan Razowski allein blieb in einem entlegenen Kabinett; den Rucken gegen das Kaminfeuer gekehrt, starrte er finster vor sich hin. Leutnant Zarski von den Grenadieren des 1. Weichselregiments, ein treuer und werter Freund, der liebste, den ich wohl je gehabt, faßte mich alsbald unter den Arm und sagte: „Komm, wir wollen zu dem alten Geisterseher gehen, er soll mir einen Traum deuten." Gesagt, getan — und alsbald standen wir vor ihm, der uns gegen seine Gewohnheit nicht anfuhr. Ich entsinne mich des Traumes nicht mehr, dessen Deutung der wackere Zarski von ihm verlangte. Aber der alte Zauberer oder vielmehr Hexenmeister, wie die lustigen Kameraden ihn zu nennen pflegten, hörte ihn ruhig an und sagte darauf zu ihm: „Junger Mann, Sie kommen in der Absicht, sich einen Spaß mit mir zu machen, aber ehe Jahr und Tag vergehen, werden Sie einsehen lernen, daß es Dinge gibt, uber die man nicht scherzen darf; huten Sie sich vor diesen Bergen." Und sich dann zu mir wendend, fragte er: „Was wünschen Sie, Herr Unterleutnant?" Ich sagte ihm hierauf, daß ich im Biwak von Villastar und dann hier im Kloster bei unseren Leuten geträumt, wie ich in den Gebirgen mich verirrt, von Müdigkeit und Durst getrieben, viel Schnee genossen und mich darauf von einer Todeskälte befangen gefühlt hätte. — „Ist es wahr, was Sie mir sagen?" fragte er mich darauf, ich möchte sagen, teilnehmend. Und als ich ihm erwiderte, daß dies wirklich der Traum zweier hintereinanderfolgender Nächte gewesen, antwortete er kurz: „Dringen Sie nicht in mich, ich prophezeie nicht gern Unglück, und dennoch hatte ich Ihnen nichts Gutes zu sagen." — Es war acht Uhr, und wir setzten uns zu Tisch. Auf dem Wege dahin aber sagte Zarski zu mir: „Fur so verrückt hatte ich ihn doch nicht gehalten. Der alte Mann glaubt am Ende selbst, was er uns vorschwatzt."

Und doch sollte wunderbarerweise das buchstablich in Erfüllung gehen, was er uns gesagt hatte. Ich ward

am andern Tage fast tödlich verwundet, und meinem Freunde zerschmetterte einige Monate darauf in den Bergen eine Kugel beide Beine und machte so dem Leben eines der besten Menschen und tüchtigsten Offiziere ein Ende.

Ich erfuhr den Tod meines unvergeßlichen Freundes in der Trauchee von Tortosa, gerade als ich mit dem alten Kapitän dort auf Wache war. „Haben Sie von Zarskis Tod gehört?" fragte ich ihn. — „Ich wußte davon" — war die kurze Antwort. Mir aber ging es eiskalt durch die Glieder, und ich habe den alten Mann nie mehr ohne eine geheime Scheu ansehen können.

Ich führe diese Tatsachen hier an, nicht um dadurch zu beweisen, daß der alte Kapitän, der übrigens ein Mann ohne jede höhere Bildung war, mit besonderer Divinationsgabe begabt gewesen sei, sondern nur um darzutun, wie unerklärlich und wunderbar sich im bewegten Kriegsleben oft die Verhältnisse gestalten und wie sich bei Regimentern, die lange im Felde liegen, stets solche Geisterseher, die selbst von den hellsten Köpfen mit Scheu betrachtet werden, allmählich heranbilden. Napoleon selbst erzählt von ähnlichen Todesahnungen, die den General Laharpe nach dem Übergange über den Po befallen hätten.[30]

Am 15. hatten wir Ruhe gehabt; aber uns ward der Befehl, zum Abmarsch bereit zu sein. Spät abends waren die Voltigeure noch ausgerückt und hatten ohne Feuer am Fuße der Berge, auf denen Villastar liegt, biwakiert. Am 16. früh formierten sich die Truppen der Brigade am Fuße des Berges, auf dem Teruel liegt, und begannen alsbald über den Guadalaviar zu defilieren. Die bereits

[30]) Amedée Emmanuel Laharpe, französischer Divisionsgeneral, 1754—1796, war beauftragt, im ersten italienischen Feldzug (1796/97) den Übergang über den Po zu erzwingen, was ihm auch glänzend gelang. Er sollte indes nicht die Früchte seiner Tat genießen, denn kurz darauf wurde er von seinen eigenen Leuten, die ihn und seine Eskorte in der Nacht für Feinde hielten, getötet.

gegen die Berge als Avantgarde vorgeschobenen Voltigeure wurden hier sogleich in ein starkes Gefecht verwickelt. Wir drängten die Spanier zwar zurück, aber hinter Villastar selbst kam das Gefecht wieder zum Stehen. Die Spanier hatten eine vortreffliche Stellung. Von einer Bergkuppe aus, die sie unsern Blicken fast entzog, und durch ein Ravin geschützt, bestrichen sie die Passage, durch die wir kommen mußten, mit dem lebhaftesten Gewehrfeuer. Die Tirailleure hatten nicht vermocht vorzudringen. Die Generale Leval und Chlopicki befanden sich bei ihnen und standen hinter einem kleinen Felsabhange. Als die Voltigeure, nachdem sie zum Angriff vorgegangen, die erste Salve erhielten, stockte deren Spitze, bei der zweiten fiel sie in ein heftiges Feuer und fing an, sich hinter den Felsen zu zerstreuen und von dort aus das Schießen fortzusetzen. Hierdurch war ein Aufenthalt entstanden, den General Chlopicki brauchte, um zu den polnischen Kompagnien der vereinigten Voltigeure ein paar energische Worte zu sprechen. Da sich die vordere Kompagnie rechts und links auseinandergeschoben, befand ich mich mit der meinigen gerade auf der Straße. Vor mir lag die verhängnisvolle Kuppe, über die wir mußten, so recht unter dem feindlichen Feuer. Ohne mich zu besinnen, rief ich den Leuten ein lautes „Vorwärts, meine Freunde!" zu und eilte als erster, von meinem Hornisten Jankowski begleitet, auf die Kuppe los. Die Spanier begingen den Fehler, sowie wir uns zeigten, eine Salve zu geben, worauf eine augenblickliche Pause im Feuer entstand, die meine Leute benutzten, um im Trabe vorzudringen und gegen die Stellung der Spanier vorzustürmen, was, nachdem jene Kuppe einmal passiert, leichter war. Da sie nun, um uns zu beschießen, sich jetzt mehr demaskieren mußten, litten sie durch das Feuer der Voltigeure, die über uns weg auf sie feuerten. Das Geschieße ließ bald nach; vergebens trieben einige spanische Offiziere ihre Leute vor und setzten sich den größten Gefahren aus — sie räumten die Stellung in wilder Flucht.

Ich glaube, daß ich bei der ganzen Aktion keinen Mann aus der Kompagnie verlor, aber als ich in der feindlichen Stellung über abschüssige Felsenwege und große Steinblöcke, durch Bäume und Gestrüpp ankam, war die Kompagnie ganz auseinander, und ich befand mich an der Spitze von einigen 60—80 Leuten aus dem Bataillon, mit Franzosen untermischt, die ich nach Möglichkeit zu sammeln suchte. Während ich noch unschlüssig war, was weiter zu tun sei, erschien plötzlich General Chlopicki, sprach sich lobend über unser Betragen aus — und befahl, eiligst zu folgen. Er hatte nur seinen Adjutanten bei sich und ein Stöckchen in der Hand. Erst in großer Entfernung sah man unser Gros folgen. Die Spanier leisteten nirgends mehr Widerstand, selbst die günstigste Stellung räumten sie vor einer Hand voll Leuten. Die Eile, mit der wir vordrangen, die Erschöpfung, die dadurch herbeigeführt wurde, machte unser Häuflein immer kleiner. Ich selbst war sehr angegriffen und nahm ab und zu von dem Schnee, der in den Felsspalten lag, etwas in den Mund. Sowie wir uns Villel näherten, ward der Widerstand heftiger. Wir gewahrten nach Fuenta Santa zu starke Haufen; die Pajares (kleine Scheunen) vor Villel selbst waren stark besetzt und durch ausgehobene Gräben miteinander verbunden. Auf einem kleinen Plateau dahinter erhob sich ein noch nicht ganz vollendetes Werk, das voller Leute war. Ein Offizier auf einem schwarzen Pferde ritt von Trupp zu Trupp und schien alles zu animieren.

Wir stiegen langsam in das Flußbett des Guadalaviar hinunter und waren glücklich genug, uns trotz unserer geringen Anzahl einiger solcher Pajares zu bemächtigen, hinter denen wir uns sammeln konnten und von wo aus wir ein gutes Feuer auf unsere Gegner richteten. Beschäftigt, einige Anordnungen zu treffen, um einem etwaigen Angriff begegnen zu können, sah ich mit einem Male den General Chlopicki mitten unter uns. „Wir müssen die Schurken ins Wasser werfen," rief er mir zu, „sonst ent-

wischen sie uns wieder. Sammle alle deine Leute und greife die dort an," und zugleich deutete er mir den Aufwurf an, den die Spanier besetzt hielten.

Es dauerte eine Weile, ehe ich Leute genug zusammengebracht hatte, um den Angriff zu beginnen. Ein kleiner Tambour des 44. Regiments von den Kompagnien des Zentrums, der Gott weiß wie hierhergekommen, trommelte und der erwähnte Hornist meiner Kompagnie blies zum Angriff, als ich vorrückte. Aber war es die feindliche Übermacht, welche die Leute schreckte, war es Ermüdung — kurz, die Sache glückte nicht. Auf der Hälfte des Weges kehrten alle um und ließen mich und den kleinen Tambour im Stich. Allein konnten wir die Verschanzung nicht nehmen, und es blieb uns nichts übrig, als gleichfalls umzukehren.

Ich stellte schnell die Ordnung wieder her, ermutigte die Soldaten mit einigen Worten, führte sie wieder vor, und schon waren wir bis an den unbedeutenden Graben gelangt, als ich, von einer feindlichen Kugel am Kopfe getroffen, bewußtlos zu Boden sank. Was mit mir seitdem geschehen, weiß ich nicht. Ich kam erst wieder unter den Händen des Arztes zu mir. Nur dessen bin ich mir bewußt, daß mir nach einer längeren Zeit war, als höre ich wieder schießen, und daß sich mir die Frage aufdrängte: Wie, du bist tot, und doch schießt man? Dann war es mir, als wenn ich Ines sähe. Ich wollte mich erheben, aber alle Anstrengungen, Hand und Fuß zu rühren, waren vergebens. Endlich war es, als wenn mich etwas packte: Jetzt tragen dich die Engel in den Himmel. Aber hiermit war es mit meinem Bewußtsein wieder zu Ende. Da hörte ich nach einiger Zeit eine Stimme sagen: „Er kommt wieder zu sich," und ich fühlte zugleich, daß man mir eine Flüssigkeit in den Mund flößte. Aber fortan schwand meine Besinnung vollends, und erst nach einigen Tagen in Teruel kam ich einigermaßen wieder zu mir. Mein Gedächtnis aber war gänzlich hin — ich konnte mich lange Zeit nicht einmal auf den Namen meines

Burschen besinnen, und es bedurfte geraumer Zeit, ehe ich die Fähigkeit des Denkens und Erinnerns wieder erlangte.

Hinterher hörte ich folgendes über die Erlebnisse seit meiner Verwundung. Sowie ich gefallen war, waren meine Leute gewichen — und ich war in die Gewalt der Spanier geraten Sie hatten mir meine Stiefel ausgezogen, mich meiner Uhr, die ich an dem Bande von Ines trug, beraubt und mir die Epauletten abgerissen. Den Degen aber hatte man in die Scheide gesteckt und neben mir liegen lassen, da man wahrscheinlich überrascht worden war.

Sowie unsere Truppen sich genähert hatten, waren meine Leute aufs neue zum Angriff vorgeeilt und hatten mich nach Verjagung der Feinde aus dem Bereich des Feuers nach der Ambulanz gebracht. Eine Abteilung spanischer Kavallerie, durch unsere Kavallerie gegen den Guadalaviar gedrängt, hatte sich mutig durch unsere Leute durchgeschlagen und in einzelnen Gruppen in das Gebirge geflüchtet. Hierauf waren sie auch auf die Ambulanz, in der ich mich befand, gestoßen, hatten einen Doktor verwundet und waren dann davongesprengt. Später hatte man die Verwundeten auf Esel und Maultiere verladen (anders kann man die Transportart nicht nennen) und nach Teruel befördert. Mich hatte man in eine Art Hängekorb getan, ein Gegengewicht durch einige Tornister gebildet, und so war ich dann noch Mitternacht in einem Hause am Markte untergebracht worden.

Am andern Tage hatte mich der Divisionsarzt Courtois besucht und den Ausspruch getan, daß mich nur eine Trepanierung retten könne. Dem aber hatten sich meine Freunde Zarski und Boguchowski widersetzt und erklärt, daß es besser sei, mich ruhig sterben zu lassen, als mich so zu martern. Von der Operation, die mit mir vorgenommen wurde, erinnere ich mich nur, daß man die Kopfwunde erweiterte und mit einem Instrumente auf die Hirnschale klopfte. Dies selbst schmerzte nun zwar nicht, aber

ich soll Furcht an den Tag gelegt haben, daß man mir den Schädel einschlagen könnte, was der Doktor als ein gutes Zeichen betrachtete.

Während ich noch so ohne Besinnung lag, kam der kommandierende General nach Teruel, um von dort aus eine Expedition gegen Valencia einzuleiten. Er verteilte zugleich die Dekorationen an die Regimenter für die Schlachten von Santa Maria und Belchite, die gerade eingegangen waren. Aber ich war gänzlich ohne Besinnung und erfuhr erst später von diesem Vorgange durch die Kameraden, durch den Tagesbefehl und die Zeitung von Zaragoza vom 8. April 1810.

Die Sorgfalt, mit der mich Doktor Courtois behandelte, und meine an sich feste Konstitution führten sehr bald eine Besserung meines Zustandes herbei, das Gedächtnis fand sich allmählich wieder ein, ich konnte mich nach Verlauf von 12—14 Tagen im Bett aufrecht erhalten und allmählich wieder anfangen zu gehen. Leider ward meine Herstellung durch moralische Einflüsse verzögert. Ich erwähnte bereits, daß der kommandierende General nach Teruel gekommen war, um von dort ein Unternehmen auf Valencia einzuleiten. Lag es jedoch daran, daß seine Kräfte dazu nicht ausreichten, oder daß der Plan dazu auf falschen Benachrichtigungen und Voraussetzungen beruhte, — er schlug gänzlich fehl. Während General Suchet mit dem Expeditionskorps sich gegen Valencia bewegte, war der Oberst Plicque vom Stabe beauftragt worden, Teruel zu behaupten und die Verbindung sowohl mit Zaragoza als Valencia aufrechtzuerhalten. Zu diesem Behufe hatte man das Seminar des Jesuitenklosters, das eine günstige Lage hatte, zur Verteidigung eingerichtet, hier das Lazarett und die Vorräte untergebracht und es vielleicht mit 150—200 Leuten aus allen Regimentern besetzt. Die Rekonvaleszenten sollten die schwache Garnison, welche übrigens von Zaragoza her Zuzug erwartete, allmählich verstärken. Aber die Sache kam ganz anders, als man gedacht. Kaum hatte der General die Straße

nach Valencia betreten und die feindliche Avantgarde bei Alventosa auseinandergesprengt, so erschien Villacampa, unser alter Gegner von Nuestra Señora de Tremedad, Villastar und Villel, mit seinen schnell wieder gesammelten Scharen vor Teruel, schloß es von allen Seiten ein und forderte die Garnison zur Übergabe auf.

Man kann sich denken, welche Antwort ihm gegeben wurde.

Der spanische General bemächtigte sich hierauf der Stadt, warf unsere Posten in das Kloster zurück und beschränkte uns, indem er die nahegelegenen Häuser besetzte, auf den bloßen Besitz des Gebäudes. Lag es daran, daß man nachlässig gewesen, oder daß hierbei Verrat der Geistlichen, denen man die Benutzung der Kirche zum Gottesdienste gestattete, im Spiele war — kurz, die Spanier bemächtigten sich eines Tages nicht allein der Kirche, sondern auch eines daranstoßenden viereckigen Turmes, was unsere Lage höchst kritisch machte.

Wir waren völlig isoliert auf den Besitz des Klostergebäudes beschränkt, das nach dem Guadalaviar zu zwar durch den jähen Abhang, auf dem es lag, geschützt war, aber von zwei Seiten her beherrscht wurde.

Ein Ingenieurkapitän, Lévistone, hatte sein Möglichstes getan, diesem Fehler durch Traversen von starkem Zimmerholz und durch Blendung der Fenster abzuhelfen, wie er denn überhaupt die Seele der ganzen Verteidigung war.

Nachdem die Spanier uns von allen Seiten eingeschlossen hatten, schickten sie abermals einen Parlamentär mit der Benachrichtigung, daß sie uns nun in die Luft sprengen würden. Aus einem benachbarten Hause waren sie in die Klosterkeller gedrungen, aus denen man sie nicht wieder zu vertreiben vermochte, und bald hörten wir sie unter uns arbeiten. Wir konnten auf unserer Lagerstätte im Lazarett jeden Hammerschlag vernehmen und durften stündlich gewärtig sein, unsere Reise nach oben anzutreten. Ein kühner Angriff auf den Turm, den

die Spanier uns abgenommen hatten, machte uns zwar wieder zum Herrn desselben, aber unsere Lage wurde dadurch nicht besonders gebessert. Nach einiger Zeit sandten die Spanier aufs neue einen Parlamentär, forderten zur Übergabe auf und stellten zugleich anheim, einen Ingenieuroffizier zur Rekognoszierung der angelegten Galerien abzusenden. Oberst Plicque nahm diesen Vorschlag an und beauftragte Lévistone mit dieser Rekognoszierung. Dieser kam auch wirklich nach einiger Zeit zurück und versicherte, die Minen gesehen und nach allen Regeln der Kunst geladen gefunden zu haben; doch fugte er hinzu, er wisse nicht, ob die Fässer wirklich mit Pulver gefüllt seien. Nichtsdestoweniger zog man alle Soldaten aus dem bedrohten Teil des Klosters zurück, krenelierte einige innere Mauern und machte Anstalten, sich in dem eventuell unversehrt bleibenden Teile des großen Gebäudes zu verteidigen. Die Leichtverwundeten ergriffen alle die Waffen, und die Grenadiere und Voltigeure erbaten es sich als eine ihnen zustehende Gunst, für den gefährlichsten Posten verwendet zu werden. Sehr merkwürdig war es, daß unsere Gemeinschaft mit Zaragoza trotz alledem nicht unterbrochen ward. Noch am 8. März kam ein Offizier mit der Korrespondenz an. Zwar war er innerhalb der Stadt selbst angegriffen worden, aber da man zu gleicher Zeit einen Ausfall machte, so gelangte er glücklich zu uns.[31])

Dieser Umstand ließ sich aus den nur zu bald einlaufenden Nachrichten erklären. Villacampa hatte sich wirklich auf einige Zeit entfernt und die Straße von Zaragoza her freigelassen. Er hatte den Posten in Alventosa auf der Straße nach Valencia angegriffen und die dort stehende Kompagnie Polen gefangen genommen, sich aufs

[31]) Es war ein Offizier unseres Regiments, ein Leutnant Gordon; ein Drittel seiner Mannschaft war verwundet oder gefallen, er selbst hatte einen gefährlichen Schuß in den linken Arm erhalten. (Anmerkung des Verfassers.)

neue gesammelt und dann erst gegen die Straße von Zaragoza gewandt. Auf dieser hörten wir am 9. gegen elf Uhr morgens Kanonenschüsse und gewahrten auch bald, daß man sich auf dem Plateau, das sich nördlich von der Vereinigung des Alhambra und des Guadalaviar in der Entfernung von etwa einer Stunde erhebt, schlüge. Aber das Gefecht dauerte nicht lange; einige Kanonenschüsse, die rasch hintereinander folgten, ließen voraussetzen, daß die Unsrigen den Feind geschlagen hatten und nun verfolgten. Aber dem sollte nicht so sein. Villacampa selbst zeigte uns nachmittags an, daß er eine starke Kolonne, die von Daroca (mit Geschützen für die Armee bestimmt) herbeigeeilt war, gänzlich aufgerieben, vier Geschütze genommen, daß er ferner die Garnison von Alventosa überwältigt und daß unser General vor Valencia eine ganzliche Niederlage erlitten hatte. Zugleich stellte er uns nochmals frei, die Galerien unter dem Kloster besichtigen zu lassen und uns zu ergeben, widrigenfalls er vor Abend die Minen würde sprengen lassen. Aber sein Antrag ward zurückgewiesen, wenngleich man die Überzeugung gewonnen hatte, daß die beiden ersten Nachrichten ihre Richtigkeit hatten. Der Kapitän des Ingenieurkorps folgerte sehr richtig, daß die Spanier kein Pulver haben müßten, sonst meinte er, wäre gar kein Grund vorhanden, warum sie uns die Reise in die andere Welt nicht längst hatten antreten lassen sollen.

Und er hatte nicht falsch geschlossen. Sie hatten in der Tat kein Pulver. Nichtsdestoweniger fuhren die Spanier mit ihren Anstalten zu unserer Bezwingung fleißig fort; sie errichteten Barrikaden, krenelierten die Wände der Häuser und arbeiteten mit Geräusch unter uns. Da schlug am 13. in der Nacht plötzlich unerwartet unsere Erlösungsstunde. Die Hauptarmee, allerdings nur ein Korps von etwa 10—12000 Mann, war in ihrer Unternehmung nicht glücklich gewesen und hatte ihren Rückzug antreten müssen. So erschien sie denn am 13. unvermutet vor Teruel. Die Avantgarde rückte nachts ein und zwar

sehr schwach. Mein Freund Zarski in Alventosa, von unserer Blockade unterrichtet, hatte um die Führung der Spitze der Avantgarde gebeten und seinen Marsch so eilig zurückgelegt, daß er lange, lange vor der Avantgarde selbst ankam. Als er sich mit seinen Truppen durch die ziemlich enge Straße heranwand, die der Feind, ohne daß wir es gemerkt hatten, verlassen hatte, ward er durch ein „Halte-là! qui vive!“ angehalten. Als er sich nun als Franzose und vom 1. Weichselregiment ausgab, glaubte man anfangs, daß die Spanier sich einer Kriegslist bedient und die in Alventosa überwältigten und gefangenen Polen durch Gewalt gezwungen hätten, mitzuhelfen. Man hieß die Avantgarde daher nicht näher heran. Da rief Leutnant Zarski laut, man solle ihn allein hereinlassen und den Leutnant Brandt zur Rekognoszierung seiner Person holen. Dies geschah denn auch, und er sagte mir nun, wie die Sachen ständen, worauf der Oberst Plicque genehmigte, daß seine Leute sich, jedoch nur einzeln, dem Kloster nähern durften. Man kann sich unsere Freude denken. Die Soldaten fielen einander in die Arme. Uns war, als wenn wir aus einem langen Traume erwachten. Die Belagerung hatte vom 25. Februar bis 13. März gedauert, und zwölf Tage hatte man gedroht, uns in die Luft sprengen zu wollen Mit Wein und Getreide waren wir noch für einige Zeit versehen, aber das frische Fleisch war schon lange ausgegangen, und namentlich fehlte Wasser schon seit mehreren Tagen. Abends spät rückte noch General Paris[83]) ein, und das muntere, lebendige Treiben auf der Straße, das Auflodern der Biwakfeuer auf den öffentlichen Plätzen mußte den Spaniern sagen, daß sie um das Vergnügen gekommen waren, uns gefangen fortführen zu sehen.

Am andern Tage kam der General selbst an, beaichtigte die Arbeiten der Feinde, besonders die Minen, be-

[83]) Baron Marie Auguste Paris, 1771—1814, nahm unter Suchet fast an allen Belagerungen und Gefechten in Aragonien, Catalonien und im Königreich Valencia teil.

suchte das Lazarett, sprach mit den Schwerverwundeten einige freundliche Worte, sagte mir ein paar Freundlichkeiten und überschüttete den Oberst Plicque mit einer wahren Flut von Lobeserhebungen. Für den armen Lévistone, der eigentlich die Seele der Verteidigung gewesen und der Tag und Nacht nicht aus den Kleidern gekommen war, hatte der Generalissimus nicht viel Worte übrig. Unser Kommandant war ein närrischer Kauz. Er saß den ganzen Tag am Schreibtisch — nahte sich ihm während der Zeit jemand, so bannte er ihn durch ein „silence“ oder „chute“ an seine Stelle, und oft dauerte es eine gute Weile, ehe man seine Meldung, seinen Auftrag ausrichten konnte. Vor den Truppen war er blöde, befangen, ja er schien selbst ohne Energie zu sein, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn er nicht Lévistone und sonst lauter tüchtige Offiziere um sich gehabt hätte.

Der Zustand meiner Verwundung veranlaßte Doktor Courtois mich nach Zaragoza ins Lazarett zu schicken. Unter der sorgfältigen Behandlung der Ärzte und bei der gehörigen Ruhe gelangte ich bald wieder zu Kräften — die bösen Zufälle verloren sich allmählich, und schon am 1. Mai konnte ich, wenngleich sich die Wunde noch nicht völlig geschlossen hatte, wieder zum Regiment abgehen.

5. Kapitel

1810

Vereinigung mit der Division Leval. Märsche. Eintreffen vor Tortosa. Blutiges Gefecht an dem Brückenkopf. Teilweise Einschließung von Tortosa. Die Eskortierung des erkrankten Generals Leval nach dem Hauptquartier. Zug nach Beceyte. Zerstörung der Stadt. Gefecht in der Peña Golosa. Aufenthalt im Lager bis Mitte Dezember

Als ich zu meinem Regiment zurückkehrte, fand ich dasselbe in dem mir wohlbekannten Calamocha. Es hatte während meiner Abwesenheit allerdings manchen Strauß mit den Guerillas bestanden, doch waren keine Gefechte von Bedeutung vorgefallen. Am 17. brachen wir nach Torrecilla und nach mannigfachen Exkursionen von dort nach Montalvan auf, wo wir am 24. Juni eintrafen. Am 25. setzten wir unsern Marsch über Calanda und Monroyo nach Morella fort, welches wir am 28. erreichten.

Bei unserer Ankunft in Morella fanden wir hier die Generale Leval und Montmarie. Die ganze Division des ersteren war somit hier vereinigt, d. h. das 14. französische, 5., 44. und 2. polnische Regiment, zu denen noch das 13. Kürassier- und ein Teil des 4. Husarenregiments mit, glaube ich, 12 Geschützen kommandiert waren.

Wir verweilten in Morella am 29. Juni und brachen am 30. nach Chert auf. Wir durchzogen hier die wil-

desten Gegenden der Provinz, und ein stundenlanges Defilee machte unsern Marsch sehr gefährlich. An einzelnen Stellen war der Weg verrammelt, Gerölle allerart erschwerte das Marschieren. Wir verweilten sechs volle Stunden in dem Engpaß, ehe wir in der Ebene ankamen.

Den 1. Juli brachten wir indes nach einem wenig beschwerlichen Marsch in La Jana in einer reizenden Gegend zu. Wir schwelgten in einem wahren Überflusse von Wein, der schönsten Gemüse und Früchte.

Am 3. Juni brachen wir früh wieder auf und begaben uns nach Uldecona, wo die ganze Division biwakierte. Nur einige Grenadierkompagnien und die Stäbe waren in dem freundlichen Örtchen geblieben. Während der Nacht wehte ein schneidender Wind, und es war so kalt, daß, obwohl wir einen Marsch von vier Meilen hinter uns hatten, niemand recht Ruhe finden konnte.

Gegen zwei Uhr wurden unsere Vorposten alarmiert — es wurde Generalmarsch geschlagen. Als ich meinem Hornisten, der mich gewöhnlich begleitete, befahl, zu blasen, war dieser so betrunken, daß er sich kaum auf den Beinen halten konnte — der andere hatte sein Mundstück verloren — beide waren sonst vortreffliche Menschen. Gegen dergleichen Kalamitäten hilft nichts als Ruhe, aber ich kann mir leider nicht das Zeugnis geben, sie bewahrt zu haben. Das Beste aber war, daß wir nicht gleich aufbrachen und beide Leute somit Zeit behielten, nüchtern zu werden und sich nach dem Mundstück umzusehen. Um vier Uhr am andern Tage brachen wir auf.

Eine Meile von Tortosa trafen wir auf ein Bataillon wallonischer Garden. Unsere Ulanen griffen es sofort an, nahmen einen Teil gefangen und zersprengten den Rest. Der Oberst Mesclop vom Stabe, der die Avantgarde, ein Bataillon vereinigte Voltigeure, 50 Ulanen und vier Geschütze kommandierte, drang so schnell weiter vor, daß er früher als die Versprengten vor Tortosa anlangte. Es schien, daß man von unserm Marsche, obwohl man uns in Uldecona alarmiert und wir das eben erwähnte Ba-

taillon auseinandergesprengt hatten, hier keine Nachricht erhalten hatte. Wir fanden die Einwohner überall bei ihren Arbeiten und langten in der Nähe des Brückenkopfs ohne Schuß an.

Oberst Mesclop disponierte seine Truppen derart, daß er das Werk auf etwa mehr als Kanonenschußweite durch drei Kompagnien einschloß und seine Kanonen, eine Kompagnie des 44. Regiments und ebenso seine Kavallerie auf der Straße, auf der wir gekommen waren, in Reserve hielt.

Ich mit meiner Kompagnie war auf der Straße von La Roquetta vorgeschoben. Da wir nirgends Widerstand fanden und keinen Schuß erhielten, so glaubten wir das Werk verlassen, und ich kam mit meinen Leuten bis an die Palisaden des bedeckten Weges. Ich glaube, wir wären imstande gewesen, uns des Werkes zu bemächtigen, wenn alle Kompagnien auf einmal vorgedrungen wären. Wir hörten, wie man im Werke schrie: „Los Franceses — los enemigos — a las armes!" — Da donnerte von der andern Seite, vom alten Schloß, dem Castillo Viejo her, der erste Schuß. Die Kugel sauste weit über uns weg in die Huerta. Aber nun fing es plötzlich an lebendig im Brückenkopf zu werden, in der Stadt läutete man Sturm, und wir konnten über den hier 650 Schritt breiten Strom das Getobe und Geschrei der Menge, das Schlagen der Tamboure hören. Die Brustwehr war bald wie mit roten Mützen besät, und ein lebhaftes Feuer zwang uns um so mehr zurückzugehen, als man auf Kanonenschußweite das Terrain eingeebnet und Baume und Gebaude rasiert hatte.

Wir setzten uns erst in einem Hause mit einem Garten, 500 Schritt vom Glacis entfernt, fest. Das Gebäude hatte zwei Etagen und war mit seiner langen Seite nach dem Garten gelegen, der mit einer Mauer umgeben war. Da ich keine Befehle erhielt, so beschloß ich, mich hier um so mehr festzusetzen, als ich vermeinte, so gegen jede Übermacht bis zum Herannahen etwaiger Unterstützung geborgen zu sein. An der Gartenmauer stellte

ich einen Teil meiner Leute auf, ich selbst besetzte das Haus und zwar derart, daß ich ein gutes Drittel der Mannschaft zur Disposition behielt. Einige Leute der ersten Voltigeurkompagnie des Regiments und einige Voltigeure des 44. Regiments, die sich im Laufe der Bewegungen zu mir gefunden hatten, wurden bei der Reserve behalten. Ich war noch nicht ganz mit meinen Anordnungen für die Eventualitäten, die ich mir selbst gesetzt hatte, fertig, als eine heftige Kanonade gegen mein Haus begann. Es folgte Schuß auf Schuß vom Brückenkopf sowohl, als von den Batterien der andern Seite der Ebene und von dem Castillo Viejo, dem alten Schloß. Das Dach des Hauses war bald zerstört, seine Mauern nach der Stadt zu durchlöchert; vom Brückenkopf her versuchte man die Mauer des Gartens selbst niederzuschmettern.

Da verstummte auf einige Zeit das Feuer, und nun strömten aus dem Brückenkopf einige tausend Miquelets[25]) in ihren roten Mützen aus dem Tore und wandten sich in der Mehrzahl gegen das von mir besetzte Haus, ein kleinerer Teil folgte dem Lauf des Ebro abwärts und aufwärts. Alsbald entspann sich ein lebhaftes Feuer, bei dem anfangs aller Vorteil auf meiner Seite blieb. Als aber die Batterie vom Schloß her fortfuhr, Bomben und Granaten in mein Haus zu werfen, als das oberste Stockwerk fast in Trümmer geschossen war und Verwundete die innern Räume füllten, ließ unser Feuer nach; die Spanier rückten näher, drangen durch die Bresche in den Garten und verjagten meine Leute aus demselben. Man konnte die trotzigen wilden Gestalten unserer Feinde so ganz in der Nähe betrachten und jedem seine Absicht ansehen:

„So fließe stets verfluchter Dränger Blut,
So tilge solchen Feind die grauenvollste Wut."

[25]) Spanische Soldtruppen, die von den baskischen Städten — welche vom Militärdienste befreit waren — zum Garnisondienste gestellt wurden.

Glücklicherweise hörte bei dem nächsten Angriff das Kanonenfeuer einigermaßen auf. Aus dem Garten selbst vertrieben wir nun zwar die Spanier wieder, aber sie unterhielten von seinen Mauern ein so starkes Feuer auf uns, daß sich bald alle Räume im Hause mit Verwundeten und Toten füllten. „Notre situation se dessine en noir, lieutenant," sagte mir ein französischer Sergeant, der mit einigen seiner Leute von der Voltigeurkompagnie des 44. Regiments zu uns versprengt worden war.

Ich weiß nicht warum, aber es entstand plötzlich eine Pause im Angriff. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, doch ließ sich noch nichts von einer Unterstützung sehen. Ich benutzte die augenblickliche Ruhe, um den Schießbedarf einigermaßen auszugleichen. Was uns gewaltig quälte, war der Durst. Aber zu dem Brunnen im Garten selbst konnte niemand kommen, da er im wirksamsten Bereiche des feindlichen Feuers lag. Ich ging mit dem Leutnant Krakowski, dem ersten Kompagnieoffizier, und dem Feldwebel Sewezek zu Rate, welche Maßregeln — da wir, von allen Seiten umringt, an ein Durchschlagen nicht denken konnten — wohl noch zu ergreifen wären, wenn wir wieder angegriffen würden. Wir beschlossen, von Stube zu Stube zu weichen und uns lieber unter den Trümmern des Hauses zu begraben, als an Ergebung zu denken. — Wir waren übrigens der festen Überzeugung, daß die Erlösungsstunde bald schlagen müsse, und richteten durch unsere Mitteilungen hierüber den Mut der Soldaten auf. Unsere Lage war aber wirklich fürchterlich. Ringsum von blutdürstigen Feinden umgeben, unter dem wirksamsten Feuer einer zahlreichen Artillerie, von den Unsern gänzlich abgeschnitten, dabei von einem starken Marsche und einem mehrstündigen Kampfe ermüdet, ja fast erschöpft.

Während der Feind sein Feuer nur langsam fortsetzte, bemerkten wir auf der Straße von Roquetta eine lebhafte Bewegung unter den Rotmützen. Sie gingen in dem dichten Gehölz, das den Weg zu beiden Seiten be-

gleitet, zurück, und es war, als wenn sie einen neuen Angriff auf uns unternehmen wollten. Aber als wir aus den Fenstern und durch die Löcher, die die Kanonenkugeln in das Haus gerissen hatten, unser Feuer gegen sie richteten, zogen sie sich rasch auseinander und eilten dem Brückenkopfe zu. Zugleich verließen die Leute, die uns bis dahin eingeschlossen hatten, ihre Stellung und zogen sich nach dem Ebro zu. Unmittelbar darauf erschienen die Spitzen unserer Kolonnen auf dem Wege von Valencia und besetzten den Rand der Gärten, die sich in Form eines Halbmondes um die Werke zogen.

Wir brachen sogleich zur Verfolgung auf, erhielten aber heftiges Feuer von den Werken. Eine Kanonenkugel bedeckte mich über und über mit Staub und Erde, eine Flintenkugel streifte mir den rechten Unterarm, und mehrere Stücke Blei drangen in die rechte Hand. In diesem Augenblick erschien General Chlopicki, ließ meine Leute zurückgehen und eine Art Vorpostenkette durch die frischen Truppen bilden. — Wir rückten in das paradiesische Lager, das die Division einstweilen etwa 600 Fuß von der Festung, mithin ganz unter dem wirksamen Feuer derselben, bezogen hatte.

Sowie wir uns eingerichtet hatten, hielt ich Appell ab. Es waren von den Leuten, die mit mir gewesen waren und die drei Kompagnien angehört hatten, 52 tot und verwundet. Der Oberst war über den starken Verlust ungehalten und meinte, daß ich mich unnütz ausgesetzt hatte. Dies aber war keineswegs der Fall, es lag vielmehr an der fehlerhaften Anordnung zum Anmarsch und in mehreren nachher eingetretenen Zufälligkeiten. Gegen Abend hatten wir unser Lager gemütlich eingerichtet. Überall loderten Feuer empor, und obwohl die Spanier uns stark mit Artilleriefeuer zusetzten, so verhinderte dies niemand, sich der Erholung und dem Wohlleben hinzugeben. Man hatte eine unglaubliche Menge Lebensmittel allerart aus den überall an der Huerta herumliegenden Gartenhäusern herbeigeschafft. Die Offiziere der Kompagnie saßen unter

einem großen Feigenbaum und verzehrten behaglich einen schönen Hammelbraten mit den so lange entbehrten Kartoffeln, die im Lande verächtlich „Comida para los chochinos" (Futter für die Schweine) genannt wurden. Nicht weit davon saß eine Gruppe Voltigeure, von denen einige schon etwas zuviel getrunken hatten.

Da wir trotz der dicken Feigen-, Nuß- und Johannisbrotbäume, hinter und unter denen wir lagerten, dennoch viel von dem feindlichen Kanonenfeuer zu leiden hatten, so wurde schon in den nächsten Tagen ein starkes Epaulement, das uns Schutz gegen das direkte Feuer gewährte, gebaut. Man ging dabei nicht eben künstlerisch zu Werke und riß, da man keinen Überfluß an Arbeitsmaterialien hatte, die benachbarten Häuser ein, um deren Holzwerk zu verwenden. Zugleich wurden Hütten erbaut. Dies alles geschah unter steten Ausfällen des Feindes, welche vom 6. bis zum 10. Juli zu heftigen Gefechten führten. Am 9 wurden die Verluste, die ich am ersten Tage erlitten hatte, aus der Kompagnie des Zentrums — der Füsilierkompagnie — ersetzt. Es kam dabei zu unangenehmen Erörterungen mit den Hauptleuten, von denen mir vorgeworfen wurde, daß ich die Leute unnütz aufopfere. Der General Chlopicki jedoch nahm entschieden Partei für mich. Er hatte etwa 50 Schritt von der Kompagnie, in einem kleinen, mit Wein umrankten Hauschen, das von blühenden Bäumen allerart umgeben war, sein Hauptquartier aufgeschlagen und ging fast täglich durch unsere Kompagniegasse. Als er am Tage nach dem Gefecht an uns vorüberkam und wir gerade zum Appell angetreten waren, sagte der sonst sehr schweigsame General: „Ihr habt euch gestern wie tüchtige Jungen geschlagen, habe es auch nicht anders vermutet." Dann blieb er vor einem Voltigeur stehen, dem eine Kartätschenkugel den Pompon weggerissen und ein großes Loch in den Tschako geschlagen hatte, und sagte zu diesem: „Nicht wahr, sie haben euch tüchtig zugesetzt?" — „Es war noch nicht so toll wie bei Villastar," entgegnete der Soldat,

worauf der General ihm die Backen klopfte und mir freundlich die Hand gab.

Als Merkwürdigkeit erschien uns das heftige Infanteriefeuer, das die Spanier in den ersten Nächten nach unserer Ankunft in der ganzen Ausdehnung des Brückenkopfes abgaben. Es dauerte oft Viertelstunden lang, ohne daß die mindeste Veranlassung dazu vorlag, und wiederholte sich nicht selten zwei- bis dreimal. Wahrscheinlich vermuteten sie einen Sturm unserseits.

Bis zum 12. benutzte man noch die Nächte, um die einzelnen Posten, die man vorgeschoben hatte, zu verschanzen, sie durch Gräben in Verbindung zu bringen und die Häuser, die hier und dort stehen geblieben waren, zur Verteidigung einzurichten. Die Spanier suchten dies zu hintertreiben, was dann Gefechte herbeiführte. Am 12. machten sie gegen das Haus, das die Kompagnie am 4. verteidigt hatte, einen Ausfall. Sie hatten die Trancheewache bereits verjagt, wurden aber durch die unter Kapitän Ball herbeieilenden Reserven wieder zurückgeworfen. Zwei Versuche derselben Art hatten das gleiche Geschick. Da näherte sich kurz vor Mittag ein Haufe von etwa 20 Mann, der indes, sowie sich unsere Leute zeigten, sofort zurückeilte. Nur ein einziger Spanier feuerte sein Gewehr ab, und dieser Schuß tötete den braven Kapitän Ball, der in so vielen Gefechten, Schlachten und Belagerungen, die er mitgemacht hatte, niemals verwundet worden war. Die Kugel war durch die Stirn eingedrungen, am Hinterkopf wieder herausgegangen, und, ohne einen Laut von sich zu geben, war er zusammengebrochen.

Mit dem 13. trat eine Ruhe ein, die mehrere Tage anhielt. Sei es, daß dies eine Kriegslist war, um uns einzuschläfern, oder daß die unglaubliche Hitze auch auf die Spanier einwirkte, kurz, sie verhielten sich durchaus untätig. Selbst das Kanonenfeuer schwieg. Wir fuhren unterdes fort, die Gräben, die bereits gemacht waren, noch mehr auszuheben, sie mit Banketts zu versehen und rückwärts mit dem Lager in Verbindung zu bringen. Die

Belagerten taten am andern Ufer ein gleiches. Zwischen kleinen Reibereien und den Befürchtungen, nächstens vom Feinde einen großen Schlag ausgeführt zu sehen, schleppten sich die Tage langsam hin. Die Lebensmittel fingen an seltener zu werden, die Brunnen versiegten, und das Wasser zum Kochen konnte nur von weither herbeigeholt werden.

Am 8. August etwa gegen vier Uhr fielen plötzlich drei Schüsse kurz hintereinander, und wir hörten die Bomben über uns weg nach La Roquetta fliegen. Mehrere Offiziere lagen auf Matten unter den Bäumen, die meisten ziemlich entkleidet, denn es war eine Hitze zum Verschmachten. „Das ist ein Signal!" rief ich, sprang rasch auf und eilte zur Kompagnie, von den Kameraden wegen meiner Eile verspottet. Aber ehe ich daselbst angekommen war, begann auch schon das Feuer in den Trancheen. Unsere kampfgeübten Soldaten standen in einem Augenblick unter den Waffen, die meisten zwar in keinem vorschriftsmäßigen Anzug, aber die Waffen in bester Ordnung.

Während ich noch mit dem Ordnen der Kompagnie beschäftigt war, pfiffen schon die Kugeln über uns weg. In demselben Augenblick erschien General Chlopicki in einem Überrock, aber in Nankingbeinkleidern und Schuhen und eine Reitgerte in der Hand. „Grenadiere links, Voltigeure rechts um," rief er mit seiner feinen Stimme, „links und rechts marschiert auf!" Dies war kaum geschehen, so kommandierte er „Fällt's Gewehr" und stürzte sich an der Spitze dieser zwei Kompagnien, deren Bewegungen aber die übrigen aus den verschiedenen Brustwehren folgten, auf die Spanier. Es kam zu einem förmlichen Handgemenge, in dem die Feinde über den Haufen geworfen wurden. Wir waren auf unserer Seite bald wieder im Besitz der Gräben und Verschanzungen, während an andern Orten der Kampf, wenn auch nur schwach, fortdauerte.

Auf unserm linken Flügel war spanische Kavallerie (etwa 200—300 Pferde) um den Flügel des Regiments

herumgegangen und direkt nach dem Dorfe Jesus geeilt, wo sich das Hauptquartier der Division befand. Hier hatten sie eine der Schildwachen an des Generals Türe erschossen und einzelne Kavalleristen, die sich sammelten, in der Straße niedergehauen. Dann waren sie, von dem Feuer einer Grenadierkompagnie, die den Dienst im Hauptquartier hatte, empfangen, teilweise umgekehrt, teilweise auf der Straße nach Jerta weggesprengt und ganz auseinandergekommen, so daß von dem ganzen Kavallerieregiment St. Jago, das diesen Angriff machte, nicht viele zurückkamen.

Zu unserer Rechten und Linken verstummte allmählich das Infanteriefeuer — unsere Leute, deren linker Flügel besonders angegriffen worden war, hatten eine halbe Stunde nach Beginn des Gefechtes — 4½ Uhr nachmittags — alle ihre Posten wieder inne. Der Kampf war sehr kurz, aber heftig gewesen. Viele der Spanier waren betrunken, namentlich die Miquelets, die das reguläre Militär begleiteten. Einzelne stürzten sich wie Verzweifelte auf unsere Leute und ließen sich niederstoßen, andere versuchten, sich auf die Offiziere zu werfen und diese zu töten, ich ward von einem solchen Wütenden angefallen, und er hatte eben das Gewehr erhoben, um mich damit niederzuschlagen, als ihn der Sergeant Dochowicz niederstieß.

Die Gefangenen, die man von allen Seiten herbeiführte, zählten über 200, darunter eine Menge Subalternund einige Stabsoffiziere. Unser Regiment, das den Hauptstoß des Feindes ausgehalten, hatte eine Menge Tote und Verwundete. Unter ersteren befand sich auch Kapitän Solnicki, ein tüchtiger, aber zu strenger Offizier, der viel zur Erziehung der jüngeren Offiziere beitrug, jedoch bei den Soldaten im höchsten Grade verhaßt war. Man brachte ihn für tot ins Lager — eine Kugel hatte ihm den Scheitel gestreift, ohne ins Gehirn einzudringen — als man aber einen Splitter aus demselben entfernte, schlug er die Augen auf, sagte „Wie wohl ist mir" und verschied unmittelbar

darauf. Dem Hauptmann Madrzikowski hatte eine Kugel den Oberarm zerschmettert. Sonst waren an Offizieren die Leutnants Niechdzielcki, Dobrzyki und andere leicht verwundet.

Zur Charakteristik des Generals Chlopicki mögen einige kleine Züge hier Platz finden. Während man in den Trancheen die weitere Entwicklung abwartete, war der General in eins der Zimmer des weißen Hauses, in dem ich am 4. Juli so heiße Stunden verlebte, getreten. Hier hatte der Leutnant Dobrzyki, der ein vortrefflicher Zeichner war, den General mit Kohle an die Wand gemalt, wie er in drohender Stellung dem nicht besonders angeschriebenen Leutnant eine Strafpredigt hält. Die beiden Hauptfiguren waren nicht zu verkennen. „Wer hat das gemacht?" fragte der General, und als man ihm sagte, daß Leutnant Dobrzyki der Künstler gewesen, soll er geäußert haben: „Das ist ja ganz hübsch, aber nicht wahr, so schlecht stehen wir nicht miteinander!" — Als die Kompagnien sich bei einbrechender Dämmerung allmählich zurückzogen, redete der General die Grenadier- und Voltigeurkompagnien, an deren Spitze er sich selbst befunden hatte, an, rief den Leuten ein „Guten Abend, Kinder" zu und wünschte jedem Offizier, ihn beim Namen nennend, auch einen „Guten Abend".

Die nächsten Tage verliefen ziemlich ruhig. Für mich brachten sie ein interessantes Kommando, indem ich bestimmt ward als Parlamentär nach Tortosa zu gehen, um hier die Herausgabe der Sachen zu bewirken, die den am 3. August Gefangenen gehörten. Ich zog, wie sich von selbst versteht, meine besten Kleider an, schmückte mich mit den neuesten Epauletten, knüpfte frisches Band an meinen Orden und ließ mir auf meine alten und die neuen Wunden statt der weißen schwarze Pflaster legen. Dann putzte ich meinen Trompeter Jankowski heraus, warnte ihn besonders, ja nicht zu trinken, versah mich mit den nötigen Briefen und begab mich, von allen meinen jüngeren Freunden begleitet, in die Tranchee unter der

Casa blanca. Hier ließ ich meinen Jankowski sein Instrument zwischen zwei Sandsäcke stecken und ein paarmal in dasselbe stoßen, worauf wir uns sofort erhoben und unter stetem Blasen des Hornisten gegen das Kreuz auf dem großen Wege langsam vorschritten. Wir sahen alsbald den ganzen bedeckten Weg voller Leute, die ihre Gewehre zwischen die Palisaden gesteckt hatten. Fast am Kreuz selbst angekommen, hörten wir ein „Alto! oder es gibt Feuer!" und sogleich kam ein ältlicher Offizier mit einem Trompeter, der mich fragte, was ich wolle, und mir Vorwürfe machte, so weit gegangen zu sein. Er nahm aber meine Entschuldigung, daß sie mich ja hätten früher anhalten können, als genügend an, verband mir die Augen und forschte nun nach meinem Auftrage. Er hörte mich ruhig an und wollte mir dann meine Briefe abnehmen. Da ich ihm jedoch sagte, daß ich diese nur dem Kommandanten selbst einzuhändigen hätte, äußerte er, daß dies zu erlauben nicht in seiner Macht stehe und daß er hierzu höherer Genehmigung bedürfe. Nachdem er zu diesem Zwecke seinen Begleiter abgesandt hatte, fingen wir eine Unterhaltung an, die bis zur Rückkehr des Eilboten fortgeführt ward. Sie drehte sich meistens um die Gefangenen, in deren Interesse ich gekommen war, von denen er aber nur wenige zu kennen schien, da sie zu den Truppen gehörten, die mit Henri O'Donnell aus Catalonien nach Tortosa gekommen waren.

Nach einer ziemlich langen Frist erschien ein Offizier mit der Erlaubnis, mich nach der Stadt zu bringen. Die beiden Herren faßten mich unter die Arme und führten mich durch den Brückenkopf über die Brücke weg in die Stadt. Ich hatte den Auftrag, die Breite der Brücke, die ich passierte, genau zu zählen. Ich tat dies zwar, aber ich zweifle, daß mein Bericht richtig gewesen, denn obwohl ich die Augen verbunden hatte, so war meine Aufmerksamkeit einerseits durch das, was ich hörte, und dann durch das Gespräch mit meinen Begleitern stark in Anspruch genommen. Aus dem Gemurmel um mich her

konnte ich vernehmen, daß ich durch eine dichte Menschenmenge schritt — meist ließ sie mich schweigend vorüber — hier und dort hörte ich: „Das ist noch ein junger Bursche" — ein paarmal aber wurde in nächster Nähe ein leidenschaftliches „Al viage de sangre con el carajo" (Auf dem Blutweg mit ihm) gerufen.

Endlich bogen wir kurz um eine Ecke, stiegen eine Treppe hinauf, wo man mir die Binde von den Augen nahm und ich mich dem Señor Gobernador, General Conde de Alacha, in einem Zimmer gegenüber befand, das mehrere Kanonenkugeln durchlöchert hatten. Ich kann nicht sagen, daß die Person des Generals einen besonderen Eindruck auf mich gemacht hätte. „Excellence," redete ich ihn Französisch an, „ich habe die Ehre, Ihnen die Briefe zu überreichen, welche die am 3. gefangenen Offiziere und General Leval mir zur Besorgung übergeben haben." — „Sehr verbunden, Señor Capitano," erwiderte er und begab sich dann, von einigen höheren Offizieren begleitet, in ein Nebenzimmer. Mehrere jüngere und ältere Offiziere, die zurückgeblieben, bewirteten mich mit Schokolade und Eiswasser, Wein, den man mir anbot, schlug ich aus — „Sie führen draußen ein schlechtes Leben," sagte ein junger Offizier zu mir, „hier könnten Sie es besser haben." — „Wir sind das gewohnt," entgegnete ich, „wir betrachten dergleichen als zu unserm Stande gehörig und rechnen auf die Zukunft." — „Nun, diese dürfte hier nicht verlockend sein," antwortete er. — Ich aber meinte, daß darüber Gott allein entscheiden werde.

Nach kurzer Frist kam der Señor Gobernador zurück, händigte mir einen Brief an Se. Exzellenz Herrn Grafen Leval ein und fragte mich dann, ob ich erst Kapitän wäre. Als ich ihm hierauf entgegnete, daß ich erst Leutnant sei, rief er plötzlich: „Mein Gott, bei uns würden Sie Oberstleutnant sein, wenn Sie in unseren Reihen träten." Mir verschloß diese Äußerung augenblicklich den Mund, und erst nach einigem Besinnen konnte ich antworten: „Würden denn die spanischen Herren Offiziere mit jemand

dienen wollen, der sich durch eine Desertion beschmutzt hätte?" — Ich bat nun, ohne den Gouverneur in die Verlegenheit zu setzen, eine Antwort geben zu müssen, um die Erlaubnis, mich ins Lager zurückbegeben zu dürfen. Aber wer denkt sich mein Erstaunen, als mir beim Heraustritt aus dem Zimmer in eine Art Vorhalle mein Trompeter, im höchsten Grade betrunken, erklärte, er werde nicht mit zurückkehren, er werde in spanische Dienste treten. — „Wie," sagte ich ihm, „man hat dich aus dem ganzen Regimente ausgesucht, mich zu begleiten und nun machst du deinem Regiment diese Schande? Gut — ich gehe, bleib du hier und sieh deine Landsleute totschlagen und ermorden." Hiermit schritt ich der Türe zu. In demselben Augenblick aber schien sich mein guter Jankowski, der mir immer sehr zugetan gewesen war, zu besinnen, nahm einen Beutel mit Geld, in dem etwa 12—15 Taler sein konnten, aus der Tasche und warf ihn auf die Erde, indem er polnisch ausrief: „Hier habt ihr euren Judasgroschen, ich gehe mit meinem Leutnant!" — In der größten Stille durchschritten wir die zahlreiche Versammlung; an der Treppe wurden uns die Augen wieder verbunden, und unter denselben Zurufen, Verwünschungen, unter demselben Geheul gelangten wir über den Brückenkopf in die Trancheen zurück.

Bald nach dem Ausfall der Spanier ward der General Leval so krank, daß man für sein Leben fürchtete. Es ward daher beschlossen, ihn nach Mora zu senden, wo sich das Hauptquartier des Generals Suchet damals befand. Meine Kompagnie, die man durch mehrere Kommandierte auf 160 Köpfe gebracht hatte, sollte als Eskorte dienen, während man noch 30 Mann bestimmte, die Bahre zu tragen. Der Weg nach Mora war jedoch vielen Schwierigkeiten unterworfen. Bis Aldevar und Jerta führte er abwechselnd längs des Ebro hin, stellenweise traten Felswände bis dicht an den Fluß und ließen kaum den nötigen Raum zur Passage. Die Spanier hatten solchen Orten gegenüber auf der andern Seite des Flusses Laufgräben

gezogen und beschossen beim geringsten Geräusch von dorther den Weg, wodurch bei Tage die Passage höchst gefährlich und nachts noch immer sehr schwierig war.

Nichtsdestoweniger hatte man unter Begünstigung der Nacht einige der schwierigsten Stellen längs des Ebro ziemlich unbemerkt zurückgelegt, nur das Gros des Detachements hatte hier und da Feuer bekommen. Mit Tagesanbruch befand sich die Kolonne bereits bei Jerta und betrat die Bergregion. Dem Anscheine nach war der Berg links vom Wege unbesetzt. Aber es hätte mehr als eine Stunde Zeitverlust verursacht, ihn zu rekognoszieren und eventuell zu ersteigen. Ich wählte daher den kürzeren Weg. An einer geeigneten Stelle, die meine Anordnungen den Spähern auf dem bewußten Berge entzog, machte ich Halt und entsandte nur einige Mann gegen den Berg selbst, die jedoch Befehl erhielten, nicht zu weit vorzugehen, beim Anblick des Feindes sofort anzufangen zu feuern und später als Arrieregarde dem Detachement zu folgen. Dann schickte ich 12 Mann und einen tüchtigen Unteroffizier mit dem Befehl ab, einzeln, in einer Entfernung von 10—12 Schritt voneinander, aber rasch das Defilee zu durcheilen und an dessen Ausgange der Ankunft des ihnen folgenden Offizierdetachements zu harren.

Sowie die ersten Leute im Defilee vorschritten, entdeckte man auch schon die roten Mützen der Catalans[34]) im Gebüsch — doch fiel noch kein Schuß. Erst wie die sechs ersten Mann die Hälfte des Defilees erreicht haben konnten, gaben einzelne Spanier Feuer, wobei zugleich eine Menge Guerillas sichtbar wurden. Sie schienen durchaus nicht zu wissen, was sie aus der Sache zu machen hätten. Doch als der Offizier mit 30 Mann, in Gruppen von 4—5 Mann verteilt, dem Unteroffizierdetachement in einer Entfernung von etwa 50—60 Schritt folgte, begann ein lebhafteres Feuer vom Berge her. Dies hörte auch erst auf, als der letzte Mann vorüber war. Sowie der

[34]) Catalonier.

Offizier den Ausgang des Defilees erreicht hatte, sollte er sich sofort tiraillierend gegen die Stellung des Feindes selbst wenden, dem, wie bereits bemerkt, von dieser Seite her leicht beizukommen war, die ersten 12 Mann aber als eine Art Unterstützung am Ausgang des Defilees zurücklassen.

In dem Augenblicke, wo das Gewehrfeuer am Ausgange des Defilees anfing, wurde auch das Feuer von den direkt gegen den Berg entsandten Tirailleurs begonnen, zugleich zeigte sich die Spitze der Hauptkolonne. 30 Mann gingen in Reihen so rasch wie möglich durch das Defilee — der Rest blieb mit dem General noch zurück. Die Spanier, von diesen Anstalten überrascht, glaubten wahrscheinlich, von allen Seiten zugleich angegriffen zu werden und zogen sich nach einem kurzen Feuergefecht zurück, wodurch es dem Rest des Detachements möglich wurde, den General ohne Verlust durch diese höchst gefährliche Passage zu bringen.

Hätte man die Spanier nicht auf diese Art aus ihrer Stellung vertrieben, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die mit der Tragbahre des Generals langsam folgenden Truppen eine bedeutende Menge Leute durch das feindliche Feuer verloren hätten. Vielleicht hätte der General selbst noch hier sein Ende gefunden, was den aufrührerischen Geist der Bewohner dieser wilden Gegenden nicht wenig genährt haben dürfte, besonders wenn man bedenkt, was die feindlichen Bulletins noch sonst für Nachrichten von einem solchen Gefecht in Umlauf gesetzt haben würden.

Als ich nach einem Aufenthalt von einem Tage meinen Rückmarsch antrat, nahm ich die Korrespondenz für die Division mit. Wenn nun schon jeder Offizier, wenn er aus dem Hauptquartier kommt, detachierten Truppen eine willkommene Erscheinung ist, so war ich es doppelt, denn ich hatte dem Regiment, ohne daß ich es wußte, eine Menge Beförderungen und Promotionen, Briefe usw. mitgebracht. Meine Soldaten waren daher, ebenso wie ich der Gegenstand großer Aufmerksamkeit, und ich selbst

ward, da man fabelhafte Gerüchte über das kleine, glücklich bestandene Gefecht in Umlauf gesetzt hatte, mit herzlicher Teilnahme bewillkommnet.

Während uns die Spanier, nachdem alle ihre Versuche, die Berennungskorps zu sprengen, fehlgeschlagen waren, ganz in Ruhe ließen und täglich nur einige Bomben nach dem Lager schickten, schlug man sich an der Cenia und bei Uldecona in unserer Rechten und am Ebro aufwärts tüchtig herum. Wenn auch die größeren Engagements stets zu unserm Vorteil ausfielen, so waren doch die Gefechte, die besonders auf die Belagerungsverhältnisse Bezug hatten, nicht immer ganz glücklich. Zweimal gelang es den Spaniern, die Zuführung von schwerem Geschütz und Pulver ganz oder teilweise zu hintertreiben und somit die Ausführung der endlichen Belagerung des Platzes wieder in Zweifel zu stellen. Was am sichersten zu unserm Verderben hätte mitwirken können, nämlich die Insurgierung des Landes in unserm Rücken und Verstärkung des Aufstandes in diesem gebirgigen Terrainabschnitt (besonders zwischen Alcañiz und Tortosa) durch regelmäßige Truppen, versuchten sie nur einmal in nicht ausreichendem Grade. Der große Fehler der Spanier war deren ewiges Scharmützeln, sowie sie eine gewisse Anzahl Leute beisammen hatten, und dabei wurden sie von den tapferen, disziplinierten Franzosen fast in jedem größeren Zusammentreffen geschlagen. Mina und Pereña waren die einzigen im nördlichen Spanien, die dies vermieden, sich auf den kleinen Krieg beschränkten und daher auch den besten Erfolg hatten.

Ende September brach in unserm Rücken der erwähnte Aufstand aus. Unsere Detachements wurden angefallen, Gefangene ermordet, alle Requisitionen unbeachtet gelassen. Die Sache drohte um sich zu greifen. Die Bewegung bemächtigte sich Teruels und Montalvans, bei Daroca und Calatayud zeigten sich starke Banden, und selbst in Zaragoza waren Spuren von Unzufriedenheit und Widersetzlichkeit zu bemerken.

Am 26. September brachen demnach aus Alcañiz und unserm Lager zugleich Truppen auf, um die Ordnung wieder herzustellen. Das Lager von Tortosa stellte hierzu vier Kompagnien, darunter die meinige. Wir drangen nach einem anstrengenden Marsch, aber ohne einen Schuß zu tun, auf der Höhe, nur von den Mücken unglaublich heimgesucht, bis Berceyte vor, „die schwarze Stadt", wie sie bei den Franzosen hieß. Das frühere Benehmen der Bewohner, ihre Grausamkeit gegen unsere Gefangenen ließen sie mit Recht die strengste Behandlung fürchten und hatte sie bewogen, mit Hab und Gut in die Berge zu flüchten. Es herrschte eine Totenstille im Orte. Er wurde der Plünderung preisgegeben und dann methodisch angesteckt, die Weinreben in der Nachbarschaft wurden ausgerissen, die Ölbäume angezündet, alles verwüstet.

Am andern Tage gegen neun Uhr früh traten wir den Rückzug an, und ich führte die Avantgarde der Ebrokolonne. Wir hatten ein äußerst gefährliches Defilee zu passieren, das Hunderte von Schritten in einer von zerklüfteten Felsen überragten Schlucht fortlief. Schon auf dem Hinmarsch nach Berceyte hatten wir die Gefahr, die es darbot, wenn es nur durch eine Handvoll tüchtiger Männer verteidigt wurde, richtig gewürdigt, und auch jetzt sagte ein alter Sergeant, Wassilenka: „Herr Leutnant, wenn die Spanier uns hier durchlassen, so ist gewiß kein Mensch in der Gegend, der es besetzen könnte." — „Mein Freund," antwortete ich, „sie werden es so machen wie bei San Mateo."[83])

Wir hatten bereits den Eingang der finstern, engen Schlucht erreicht, als die Meldung einlief, ihr Ausgang sei verrammelt, zugleich fielen einige Schüsse. Ich beschleunigte sofort meinen Marsch, erreichte im Trabe die Barrikade und ließ sie aufräumen. Nur ab und zu fiel

[83]) Das Defilée von Morelle bis San Mateo, das die Division Leval auf ihrem Marsche nach Tortosa passieren mußte und wobei sie nicht angegriffen wurde. (Anmerkung des Verfassers.)

ein Schuß auf uns, aber von oben wurden Steine heruntergerollt. Ich konnte mich glücklich nach unserer Abmarschlinie zu formieren und das Debouchieren der Kolonne decken. Sowie aber deren Spitze anlangte und ich vorgehen wollte, erhielt ich von allen Seiten Feuer. Der Vortrab prallte zurück, da viele verwundet wurden. Meine Leute feuerten ohne Befehl; die Spitze der Kolonne drang rasch vor, weil alles sich beeilte, das Defilee zu verlassen, und bald bildeten die vier Kompagnien aus dem Lager und die zwei aus Jerta gekommenen nur einen Knäuel.

Fast alle Offiziere waren bereits verwundet. Dem Oberst Pascal selbst, dem Kommandeur der Kolonne, war ein Arm zerschmettert. Durch Zureden endlich und Drohungen versammelte er seine Leute. Unter heftigem Feuer schrie er sie mit Stentorstimme an und warf ihnen ihre Feigheit vor. „Vilains conscrits", rief er ihnen zu, „ihr habt nichts zu verlieren als das Leben, denn eure Ehre habt ihr schon gegen diese gueux de brigands verloren. Aber auch das Leben verdienen Poltrons wie ihr nicht." Hiermit nahm er seine Pistolen, die er nach dem Verlust seines Pferdes immer unter dem Arm getragen hatte, und erschoß zwei Mönche, die wir den Tag vorher gefangen genommen hatten. „Geht," rief er darauf den Leuten zu, „und laßt euch jetzt würgen und verbrennen. Aber wer ein guter Franzose ist, der folge mir!" Mit einem weithinschallenden „En avant" gingen wir darauf den Valencianern zu Leibe und gelangten nach mehreren herzhaften Angriffen wirklich auf günstigeres Terrain, wo wir uns aufs neue ordneten und dann dem Feinde auch glücklich entkamen. — Die Polen, die bei der Expedition waren, verstanden von der energischen Anrede des Oberst Pascal kein Wort, aber seine Tat hatte ihnen so imponiert, daß sie braver wie je fochten.

Merkwürdigerweise waren trotz des wilden Getümmels unsere Verluste an Toten nicht sehr bedeutend; meine Kompagnie verlor nur sieben Mann, doch mußten wir unser ganzes Gepäck und die erbeuteten Vorräte im Stich

lassen. Im Lager vor dem Brückenkopf erfuhren wir, daß während dieser Zeit alles ruhig geblieben sei und man glaubte, daß die Spanier den größeren Teil der Garnison auswärts verwandt hätten. Es wurden daher von den jungen Offizieren allerhand Projekte entworfen, sich des Werkes durch Überfall zu bemächtigen, allein unsere Pläne wurden von den Vorgesetzten nicht berücksichtigt.

Ohne irgendwelche für die Berennungsdivision wichtigen Ereignisse verstrichen die Tage bis zur Mitte des Dezember. Um diese Zeit jedoch waren endlich alle Vorbereitungen getroffen, um gesichert die eigentliche Belagerung Tortosas unternehmen zu können; meinem Regiment wurde hierbei eine andere Bestimmung zuteil.



6. Kapitel

1810—1811

Übergang über den Ebro bei Jerta. Belagerung von Tortosa. Eröffnung des Artilleriefeuers. Beginn der Unterhandlungen. Energisches Benehmen des Generals Suchet. Schwache, unentschlossene Handlungsweise des Gouverneurs. Übergabe der Festung. Transport der Gefangenen nach Bayonne

Am 15. Dezember nachts ein Uhr brachen wir auf um den Ebro bei Jerta zu überschreiten. Wir langten abends, eben als die Dämmerung begann, in der Ebroebene an, die wir so sehnsuchtig sechs Monate lang aus der Ferne beschaut hatten. Es gelang uns, nach einem kurzen Gefechte die Spanier gänzlich zurückzuwerfen und uns des ganzen Tals bis an den Fluß zu bemächtigen. Die Trümmer der zerstörten Vorstadt, die Einfassungen von Brunnen, die man erhalten hatte, eingestürzte Keller usw. erleichterten unser Vordringen, und als es endlich dunkel geworden war, konnten wir uns ziemlich nahe an die Stadt selbst heranwagen. Die Gewandtheit unserer Leute erleichterte dies ungemein, und es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß sie, ohne instruiert zu sein, immer das Richtige tun würden.

Am 20. abends wurde meine Kompagnie zur Bedeckung der Arbeiter, die die Trancheen eröffnen sollten, befehligt Es war auf dem Stellungsplatze, wo wir uns

versammelten. Zwanzig Kompagnien Grenadiere und Voltigeure, eine babylonische Verwirrung, ein heftiger Wind und eine ägyptische Finsternis schienen die Herstellung jeder Ordnung unmöglich zu machen. Ich weiß nicht einmal, wer dem Kommandeur der 2. Kompagnie des 2. Weichselregiments den Befehl gab: „De suivre l'Ebre et d'etendre la compagnie à peu près 80 pas le long du glacis, de protéger les travailleurs et de maintenir la communication avec la 1. compagnie des voltigeurs du régiment." Ich machte mich sofort auf, gelangte an den Ebro und folgte den Instruktionen, die ich erhalten hatte. Da mir das Terrain genau bekannt war, so hatte dies weiter keine Schwierigkeiten. Aber als ich rechts die Verbindung aufsuchen wollte, erhielt ich Feuer, dem sofort ein paar Kartätschenschüsse aus der Festung folgten, die mir bewiesen, daß kein Spanier mehr sich außerhalb der Festung befände. Ich verhielt mich ganz ruhig, placierte meine Leute dem Befehle gemäß und blieb selbst auf dem rechten Flügel, emsig bemüht, meine Nebenkompagnie zu finden, was mir schließlich auch gelang. Wir regelten unsere Verhältnisse dem Befehle gemäß und brachten liegend, kriechend, stehend, kurz in allen möglichen Stellungen die Nacht zu. Es war ungemein kalt, ein eisiger Wind peitschte den Ebro in hohe Wellen, und das Wetter tobte so, daß nicht einmal wir etwas von unsern Arbeitern hörten, geschweige denn die Spanier. Sowie der Tag graute, wurden wir in die Trancheen zurückgezogen, die so weit gediehen waren, daß sie uns vollständigen Schutz gewährten.

Sowie mit dem ersten Grauen des Tages der Feind unsere Arbeit, mit der wir ihm etwa auf 220—230 Schritt nahe gekommen waren und die die ganze Ebene einnahm, gewahrte, eröffnete er aus allen seinen Oeschützen auf dieser Front ein heftiges Feuer und versuchte unmittelbar darauf einen Ausfall, ward aber kräftig zurückgewiesen, noch ehe er die Arbeiten selbst erreichen konnte. Nichtsdestoweniger hatte man die Grenadierkompagnien

zur Unterstützung geschickt. Als die Feinde sich zurückzogen, sah ich den Leutnant Zorowski von den Grenadieren, einen werten, lieben Freund, sich mir mit betrübter Miene nähern. „Nun," redete er mich an, „was sagst du?" — „Wozu?" fragte ich. — „Zu Zarskis Tod," war die Antwort. — „Wie!" rief ich erschreckt, „Zarski tot?" — „Jawohl, eine Kugel hat ihm am 12. November im Gefecht bei Fuente Santa unweit Villel beide Beine zerschmettert, und er ist unmittelbar darauf gestorben." — Sei es Ermattung, Abspannung, der Gedanke an die drohenden Gefahren, die uns umgaben — ich war für den ersten Augenblick dem Schmerz um ein so teures Haupt nicht sonderlich zugängig, aber in das Lager heimgekehrt, ergriff mich eine so trübe Stimmung, daß ich derselben kaum Herr werden konnte. —

Die Belagerung ging einstweilen ihren raschen Gang. Die Spanier machten am 22. zwar einen Ausfall, aber obwohl man im Lager zu den Waffen griff, so blieben wir doch ungestört. Am 23. richtete der Feind ein starkes Feuer auf uns und überschüttete einen Teil der Tranchéen mit einem Hagel von Geschossen. Ein Ausfall ward von der Bedeckung und im Verein mit den Arbeitern, die ihre Utensilien mit den Waffen vertauschten, zurückgewiesen. Unter den Offizieren, die die Belagerungsanstalten leiteten, befand sich Oberst Henry vom Geniekorps immer in den ersten Reihen. In der Regel ohne Hut oder ihn als Chapeau claque unter dem Arme tragend, über seiner Montierung einen grauen Rock, und meist mit einem Handwerkszeug in der Hand, leitete, ordnete, befehligte er mit unermüdlicher Tätigkeit und guter Laune. Ein paar polnische Worte, die er unsern Soldaten zuzurufen pflegte, hatten ihn zu deren Liebling gemacht.

Am 24. früh rief uns ein sehr lebhaftes Infanteriefeuer unter die Waffen. Die Spanier, in der Besorgnis, den gedeckten Weg gestürmt zu sehen, knallten seit dem ersten Strahl der Sonne auf der ganzen Front immer frisch ins Blaue hinein. Erst nachdem sich der Morgennebel ver-

zogen und sie sich überzeugt hatten, daß sie niemand angriff, horte die Munitionsverschwendung auf.

Einen großen Nutzen gewährten uns die Sandsäcke, mit denen wir die ganze Tranchee gekrönt hatten. Man hatte überall Schießscharten gebildet und sie mit guten Schützen besetzt. Diese unterhielten von hier aus ein wohlgezieltes Feuer auf den Feind und schüchterten diesen allmählich so ein, daß er nur furchtsam an die Bedienung seiner Geschütze ging. Sowie sich nur etwas in den Batterien rührte, fielen sofort eine Menge Schüsse. Die hölzernen Blenden der Scharten waren fast auf der ganzen Front durch die Gewehrkugeln zerstört. Das spanische Artilleriefeuer fing allmählich an schwächer zu werden, denn die Infanterie tat nicht das ihrige, um das Gleichgewicht in dieser Art des Kampfes herbeizuführen.

Am 26. rief uns ein Ausfall des Feindes in die Trancheen, doch wurde er durch das 44. Regiment zurückgewiesen, so daß wir nicht ins Gefecht kamen. Wir verloren aber mehrere Leute durch das Artilleriefeuer, das uns schon im Lager begrüßte. In dem kleinen Gartenhäuschen, das General Chlopicki in der Nähe des Lagers bezogen hatte, durchschlug eine Kugel das Zimmer in dem er sich eingerichtet hatte. Wäre er nicht in der Tranchee gewesen, möglich, daß ihn, der die Gefahr recht eigentlich suchte, hier im Bett oder beim Essen der Tod überrascht hätte.

Die Nacht vom 26. bis 27. Dezember war eine der unruhigsten der ganzen Belagerung. Während unsere Sappeure sich dem bedeckten Wege näherten, warfen die Feinde eine Menge Granaten. Wir waren einander bereits so nahe, daß die Leute durch allerhand Redensarten sich gegenseitig herausforderten. — „Ihr habt Kanonen von Holz," riefen die Spanier uns zu. „Wollt ihr nicht ein paar von Don Enrique O'Donnell borgen, um uns anzugreifen?" riefen andere. Endlich entspann sich zwischen ihnen und den Franzosen eine Art Unterhaltung, die eine Pause im Gefecht und ein gänzliches Aufhören des Schießens herbeiführte. Die Spanier hielten jedoch diesen

improvisierten Waffenstillstand nicht lange, feuerten plötzlich auf einige Offiziere und Leute, die sich unbedachterweise ihren Schüssen ausgesetzt hatten, und verwundeten mehrere. Das Gefecht begann hierauf aufs neue; die Spanier brachen plötzlich vor, verjagten die Arbeiter und fingen an, die Verbindungen und Verschanzungen zu zerstören. Aber die schnell herbeieilende Reserve stellte den Kampf wieder her.

Mit Tagesanbruch indes eröffneten die Spanier ein so heftiges Feuer, daß man die vordersten Arbeiten aufgeben und die dabei beschäftigten Leute zurückziehen mußte. Wir begnügten uns, aus der zweiten Parallele ein so heftiges Infanteriefeuer auf den Feind zu richten, daß sein Artilleriefeuer dadurch förmlich zum Schweigen gebracht wurde. Der Verbrauch an Munition war sehr bedeutend, denn soviel die Offiziere auch steuern mochten, so konnten sie doch des Schießens nicht Herr werden. Die Soldaten fanden eine Belustigung darin, mit ihren Gewehren die Kanonen zu bekämpfen, und man muß freilich gestehen, daß es besonders diesem wohlunterhaltenen und oft gut gezielten Feuer zu danken war, daß man, ohne eine Kanone aufgepflanzt zu haben, es schon vermocht hatte, den bedeckten Weg am siebenten Tage der Belagerung zu besetzen.

Am 27. nachmittags ungefähr um vier Uhr machten die Spanier, die schon den ganzen Tag über ein heftiges Feuer unterhalten hatten, wieder einen sehr lebhaften Ausfall. Sie waren sich entschlossen auf unsere Arbeiten, töteten einen Offizier und mehrere Soldaten und drangen bis zur zweiten Parallele vor. Während sie das Bauwerk einzureißen bemüht waren, versuchten sie zugleich, durch Pechkränze und in Pech getauchte Reisigbündel, die sie mittels kleiner Haken an den Schanzkörben befestigten, diese in Brand zu stecken. Sie blieben eine ganze Weile im Besitze der Trancheen, aber sei es, daß sie nicht genug Utensilien mit sich führten, um die Arbeiten zu zerstören, oder daß sie es vorzogen, das Feuern aus unsern Gräben

zu unterhalten, statt sie zuzuwerfen — der Schaden, der hätte angerichtet werden können, stand in keinem Verhältnis zu der Länge der Zeit, während welcher der Feind im Besitz unserer Gräben gewesen war.

Die Grenadiere des 44. französischen und des 2. polnischen Regiments, welch letztere aus dem Lager herbeigeeilt waren, vertrieben die Spanier aus den Trancheen und verfolgten sie bis an die Palisaden. Die erste Grenadierkompagnie des Regiments unter den Leutnants Lasocki und Zarowski zeichnete sich bei dieser Gelegenheit besonders aus. Letzterer erhielt einen Kolbenschlag von einem spanischen Grenadier und einen Schuß durch seine Bärenmütze, eben als er einen spanischen Offizier angriff, der in den bedeckten Weg springen wollte. Auf unserer Rechten hatte der Feind ebenfalls einen Ausfall gemacht, aber er war auch hier zurückgeworfen worden, und zwar mit einem größeren Verluste als auf unserm Flügel.

Der 28. verlief nicht minder unruhig. Das Regiment aber rückte nicht weiter vor, wenngleich es 200 Arbeiter gestellt hatte. Am 29. früh begannen unsere Batterien (45 Geschütze) auf allen Punkten ihr Feuer. Es waren viele Offiziere aus dem Lager gekommen, um der Eröffnung desselben beizuwohnen. Die erste Bombe fiel in eine Kaserne, dicht neben einem Schornstein, aus dem der Rauch sich krauselnd erhob. Sowie der Schuß gefallen war, sah man überall Köpfe hervorgucken. Die Tranchee-wachen hatten diesen Augenblick erwartet und richteten alsbald ein lebhaftes Feuer auf diese Neugierigen, von denen gewiß mancher sein Leben einbüßte. Aus den Kasernen selbst sah man eine Menge Menschen wegeilen. Die Spanier erwiderten anfangs das Feuer sehr lebhaft, aber nach einigen Stunden schien das unsrige die Oberhand zu gewinnen. Der kommandierende General war in der Tranchee, beobachtete den Erfolg unserer Arbeiten und schien damit sehr zufrieden.

Am 30. wurde das Feuer fortgesetzt. Eine Kanonenkugel riß die Fahne des alten Schlosses herunter, was

unserseits mit einem lauten Jubel begrüßt wurde und der Geschützbedienung 20 Napoleons einbrachte. Im Laufe dieses Vormittags hatte ich wieder Gelegenheit, die unvergleichliche Ruhe des Generals Chlopicki zu bewundern. Die Voltigeure saßen und lagen in einer der Verbindungen vor der Halbbastion San Pedro. Ich hatte den General in der Tranchee nach dem Fort Orléans zu begleitet, wir waren eine kurze Strecke gegangen, und eben machte der Kommandeur des Postens dem durch die Sandsackscharte schauenden General eine Meldung, als eine Bombe in die Brustwehr vor ihm schlug und darin stecken blieb. Der General setzte während dieser Zeit ruhig seine Beobachtung fort, während sich die Soldaten und Offiziere buckten oder auf die Erde warfen, um das Ungetüm platzen zu lassen. Dies geschah auch bald darauf, ohne daß irgend jemand verwundet worden wäre. „Eh bien," sagte der General zu dem Kommandanten der Wache, der neben ihm stand und sich gleichfalls gebuckt hatte, „vous avez interrompu notre entretien," und horte dann, als sei gar nichts vorgefallen, die Fortsetzung des Berichts des Offiziers an.

Unsere Artillerie hatte indessen das feindliche Feuer fast ganz gedämpft — der Brückenkopf war verlassen — es war eine Bresche gelegt und der Mineur angesetzt worden. Unsere Infanterie hatte den Feind aus allen seinen Posten vertrieben. Aber wenn wir an Zaragoza dachten, so hätte jetzt erst der Kampf recht beginnen müssen, da der Ort wohl auch hierzu geeignet gewesen wäre. Indes die Verteidigung taugte von Anfang an nichts — es fehlte ihr an jeder Energie.

Desto eifriger betrieb General Suchet den Angriff. Wir hatten immer zwei Nächte Dienst und nur eine im Lager frei. Ich hatte in der Nacht vom 31. Dezember zum 1. Januar in den Trancheen die Wache. Der Bau einer zweiten, größeren Breschbatterie und das Vorschreiten der Arbeiten der Ingenieure ging, ich möchte sagen, fast ohne Störung vor sich. Aus einigen versteckten, bis

dahin unbemerkten Winkeln fielen ab und zu noch einzelne Schüsse, ebenso ward das Artilleriefeuer nur noch schwach vom Castello viejo und einigen Flanken her, denen man nicht gut beikommen konnte, fortgesetzt.

Da ward auf einmal gegen 11 Uhr eine weiße Fahne aufgehißt, und bald darauf sah man zwei Unterhändler durch die Trancheen führen, um nach dem Hauptquartier gebracht zu werden. Der eine dieser Herren war klein, dick, unansehnlich, hatte einen runden Hut mit einer roten Kokarde, eine braune, kurze Jacke, ebensolche Beinkleider und blaue Strümpfe an, aber Oberstenlitzen am Kragen. Der andere sah etwas militärischer aus, aber keineswegs so gut, um uns von der Haltung der Garnison einen sonderlichen Begriff beizubringen. Das Feuer wurde auf der ganzen Linie eingestellt, aber die Arbeiten wurden fortgesetzt. Da dieselben keine große Ausdehnung hatten, so war ich bald hier bald dort, obwohl mein Posten eigentlich vor der San Pedro-Halbbastion war. Sei es, daß das Nichtaufhören der Arbeiten unserseits oder sonst ein Umstand den Spaniern Veranlassung gab — kurz, nach einiger Zeit begannen sie das Feuer wieder gegen die Breschbatterie, in welcher der General Chlopicki zugegen war. Ohne sich zu besinnen, trat er auf die Brustwehr und rief, mit einem Stöckchen, welches er in der Hand hielt, drohend: „Caraccos demonios[38], wenn ihr nicht aufhört zu schießen, so lasse ich euch alle hangen," und wie auf ein Kommando hörte das Feuer auf.

Die Unterhandlungen, mit häufigen Anfragen in der Festung verbunden, dauerten bis spät abends, und da man sich über die Bedingungen nicht hatte einigen können, so wurden die Feindseligkeiten wieder begonnen. Die neue Breschbatterie eröffnete ihr Feuer mit dem größten Erfolge, und am andern Tage um Mittag waren beide Breschen ausführbar und die Minen angebllich auch so weit, daß sie gesprengt werden konnten. Die Truppen

[38]) Verfluchte Teufel.

wurden zum Sturm aufgestellt und alle Anstalten getroffen, diesen auf das erste Signal zu unternehmen. Da wurden auf einmal drei weiße Fahnen aufgehißt, doch hörte diesmal das Feuer nicht auf, und erst als man unsern Truppen ein Tor eingeräumt hatte, knüpfte General Suchet neue Unterhandlungen an. Unter dem Vorwande, daß die Parlamentäre am vorhergehenden Tage die Loyalität des kommandierenden Generals gemißbraucht hätten, wurde verlangt, daß in eins der Forts sogleich französische Garnison einrücken sollte. Als die Abgesandten zögerten und Ungehorsam ihrer Leute vorschützten, begab sich der kommandierende General, von seinem ganzen Stabe begleitet und nur von einer Kompagnie Grenadiere des 116 Regiments gedeckt, vor das Schloß, kündigte den Wachen dort das Aufhören der Feindseligkeiten an und ließ sich durch einen Offizier zu dem General Grafen von Alacha führen. Dieser, hierdurch eingeschüchtert, willigte mündlich in alles. Die Furcht aber vor der Garnison, welche unter den Waffen stand und nicht sonderlich Lust zu haben schien, sich zu ergeben, hielt ihn noch ab, eine Kapitulation à discretion zu unterzeichnen. Da erschien General Habert an der Spitze seiner Truppen. Dem Gouverneur schien nun nichts mehr übrig zu bleiben, als nachzugeben. General Suchet nahm jeden Augenblick einen höheren Ton an; er wies auf den angeblichen Treubruch in den Unterhandlungen des vorigen Tages, auf die zum Sturm bereitstehenden Kolonnen hin und machte den Gouverneur für alle Folgen, die aus einer längeren Zögerung entstehen würden, verantwortlich. Zu gleicher Zeit räumten die Soldaten die Breschen auf — alles drängte zum baldigen Abschluß eines Abkommens, und der General verlor vollends den Kopf. Statt einen Offizier ins Pulvermagazin zu schicken und diesem den Befehl zu geben, es in die Luft zu sprengen, wenn der General nicht augenblicklich das Fort räumen würde, und dies dem französischen General zu sagen, willigte er in eine Übereinkunft. Vergessen war unter der energielosen Anführung des Gou-

verneurs der feierliche Eidschwur, den die Garnison am 3. August, dem Tage des großen Ausfalls, auf den Degen O'Donnells geleistet hatte — entweder zu siegen oder zu sterben.

Es ward eine kurze Kapitulation formuliert und auf einer Kanonenlafette unterzeichnet. Der Gouverneur übergab am 2. Januar 1811 den Platz ohne jede Bedingung, die Offiziere behielten ihre Degen, die Garnison die Bagage und ward kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt.

So schmachvoll endete für die Spanier dieser Kampf, der am 4. Juli 1810 so rühmlich begonnen hatte. Sechs Monate hatte die Berennung auf dem rechten Ufer gedauert, nur 17 Tage die Belagerung, 13 Tage waren seit der Eröffnung der Trancheen und 5 Tage seit dem Beginn des Artilleriefeuers verflossen. Über 9000 Gefangene, etwa 180 Geschütze und ein ungeheures Kriegsmaterial fielen in unsere Hände. Die Spanier hatten in der Zeit vom 15. Dezember 1810 bis zum 2. Januar 1811 20000 Kanonenschüsse getan, jedes unserer Geschütze soll 300 Schüsse abgefeuert haben.

Die Einnahme des Ortes riß Suchet aus einer unangenehmen Lage und gab ihm auf seinem Kriegstheater ein entschiedenes Übergewicht, welches er denn auch mit Einsicht und Verstand benutzte. Fortan waren seine Unternehmungen rein methodisch und frei von dem poetischen Anflug, den seine ersten Operationen anfangs getragen hatten. — Wieviel hierzu eigene Neigung, wieviel Weisungen von Paris oder Madrid beigetragen haben mögen, dürfte kaum anzugeben sein.

Ob der General imstande gewesen wäre, seine Drohungen gegen den Gouverneur wahrzumachen, will ich dahingestellt sein lassen — 9000 entschlossene Männer konnten, von den noch ganz unberührten Forts unterstützt, noch immer einen Widerstand leisten, der, bei aller Anerkennung der Bravour der 10000 Franzosen, die Entscheidung wenn auch nicht zweifelhaft zu machen, so doch sehr in die Länge zu ziehen imstande war.

Die Garnison rückte sofort nach der Übergabe des Platzes aus, defilierte an dem General vorüber und ward auf Jerta dirigiert. Wenn die Leute auch nicht besonders aussahen, so boten sie doch einen ganz andern Anblick dar, als einst die Garnison von Zaragoza und lieferten jedenfalls einen Beweis dafür, daß die leitenden Behörden in der Organisation und Formation von Truppen bedeutende Fortschritte gemacht hatten.

Unsere Brigade ward mit dem Transport der Gefangenen nach Zaragoza beauftragt. Die Eile, mit der man die starke Kolonne in Bewegung gesetzt hatte, trug natürlich ihre Früchte, und diese waren namentlich für die armen Spanier sehr bitter. Da man ziemlich spät von Tortosa abgerückt und die Marschordnung nicht gehörig geregelt war, so kamen wir auch erst spät in Jerta an.

Am 28. Januar erreichten wir St. Jean de Luz, die erste französische Etappe. Die armen Gefangenen litten auf dem Marsche schrecklich. Die Kälte und die Unmöglichkeit, sie durch ein gutes Unterkommen vor der Witterung zu schützen, die knapp zugemessenen Lebensmittel wirkten in gleichem Maße auf die Gesundheit nachteilig ein. Es war hohe Zeit, daß wir nach Frankreich kamen, wo mehr Freiheit gegeben und Nachsicht geübt werden konnte. Über das reizend gelegene St. Jean de Luz, wo man uns sehr freundlich aufnahm, gelangten wir am 29. nach Bayonne, wo wir unsern Transport abgaben und einquartiert wurden. General du Quesne war Gouverneur von Bayonne und sorgte nach Möglichkeit für uns und die Gefangenen. Die meisten der letzteren nahmen freundlich Abschied von uns. Wir hatten alles für sie getan, was in unsern Kräften gewesen, ihre manchmal herbe Lage erleichtert, mit einem Worte, das Mitgefühl erwiesen, das der Mensch dem Menschen, besonders wenn er unglücklich ist, schuldet. Darin lag der beste Lohn für die mühevolle Zeit, die wir auf diesem Marsche zugebracht hatten, dessen Ende von uns mit Freude begrüßt wurde.

5.

Gefangenschaft und Flucht auf den spanischen Pontons von Henri Ducor



Vorwort.

Das Wort „Pontons" hat für alle die einen erschreckenden Klang, die jemals als Gefangene den Fuß auf ein solches Schiff setzten, denn das Leben auf derartigen Fahrzeugen, deren sich hauptsächlich die Spanier bedienten, um ihre gefangenen Feinde darin einzupferchen, grenzte an Barbarei. Sie benutzten dazu alte, unbrauchbar gewordene, ihres Takelwerks beraubte Kriegsschiffe, weil ihnen diese der sicherste Ort schienen, ihre Gefangenen unterzubringen. Denn da das ganze Festland vom Feinde überschwemmt war, blieben ihnen nur die Seestädte, deren Häfen, wenigstens nach dem Meere hinaus, durch die englischen Geschwader gedeckt waren.

Der Verfasser des folgenden Berichts war Zeuge und Teilnehmer der Niederlagen, welche der verhängnisvollen Lösung des Glücks Napoleons vorausgingen. Er erlitt die entsetzlichste Gefangenschaft auf einem solchen Schiffe. Als Marinesergeant der kaiserlichen Garde befand sich Henri Ducor zuerst auf einem Ponton und später auf der Insel Cabrera. Endlich sprengte er die unerträglichen Fesseln und erlangte mit mehreren seiner Leidensgefährten unter übermenschlichen Aufopferungen und Gefahren die Freiheit. Er ist daher wie kein anderer in der Lage, Eindrücke und Tatsachen während seiner Gefangenschaft zu schildern, die wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Viel Biographisches ist von dem Verfasser nicht zu berichten. Da er keinen hohen Rang in der Armee ein-

nahm, ist soviel wie nichts aus seinem Leben bekannt, außer was er selbst in seinen Memoiren darüber erzählt.

Man weiß von Ducor nur, daß er 1789 geboren war, schon mit 12 Jahren als Schiffsjunge in die Marine eintrat und 1802 die Expedition nach St. Domingo mitmachte, auch an der Schlacht von Trafalgar, dem unsterblichen Siege Nelsons, auf dem „Heros“ teilnahm. Sein Schiff rettete sich in dieser Niederlage der Franzosen nach Cadiz, das Ducor wenige Jahre später unter noch ungünstigeren Verhältnissen wiedersehen sollte. Nach seiner Flucht von Cabrera nahm er an allen späteren Feldzügen Napoleons teil. Außer der spanischen Gefangenschaft indes hat er in seinem Werke „Aventures d'un marin de la garde impériale, prisonnier de guerre sur les pontons espagnols, dans l'île de Cabrera et en Russie; pour faire suite à l'histoire de la campagne de 1812“, Paris, 1833, nur noch dem russischen Feldzug eine eingehendere Schilderung gewidmet.

F. M. K.



Leben und Leiden auf den spanischen Pontons. Spanischer Fanatismus. Bestürmung des Gefängnisses von Cabrera durch die Bewohner. Flucht

Im Juni des Jahres 1808 befanden wir uns mit fünf französischen Linienschiffen auf der Reede von Cadiz. Bis dahin hatten uns die Kanonen der Spanier beschützt, aber plötzlich waren alle Verbindungen mit dem Lande unterbrochen; ganz Spanien war gegen uns und hatte sich soeben in Massen gegen uns erhoben. Die oberste Junta von Andalusien ersetzte die abwesende und in Gefangenschaft befindliche Autorität.[1] Von einem Ende der Insel zum andern rief man: „Tod den Franzosen!" Inmitten all dieser Umstände proklamierte man die Erhebung Joseph Bonapartes auf den spanischen Königsthron. Dieser Fürst, der durch den Wunsch seines Bruders und nicht durch den Willen der Castilianer, die man vergessen hatte um Rat zu fragen, zum König gemacht worden war, befand sich noch nicht in Madrid, sondern Murat, der Großherzog von Berg, befehligte in der Hauptstadt und hafte sich beeilt, sobald die ersten Symptome einer bewaffneten Opposition gegen die Politik des Kaisers bemerkbar wurden, militärische Dispositionen zu treffen.

Cadiz war ein sehr wichtiger Punkt, den man so schnell wie möglich besetzen mußte, und er hatte deshalb dem General Dupont[2] befohlen, sich in Eilmarschen nach

[1] Vergleiche allgemeine Einleitung

[2] Siehe Anmerkung 1 des 2 Berichts

dieser Stadt zu begeben. Um diese Bewegung zu erleichtern, die mit einem ziemlich beträchtlichen Truppenkorps ausgeführt wurde, sollte sich der Vizeadmiral Rosily[*]), der Oberbefehlshaber unserer Flotte, in dieser Gegend, zwischen der Insel Leon und dem Trocadero, vor Anker legen. Er war also in der Lage, die Operationen der französischen Armee zu unterstützen, sobald sie erschien. Aber die Spanier, die der Anblick unserer Flagge ärgerte, faßten sofort den Entschluß, uns als Feinde zu behandeln. Dreimal forderten sie uns auf, uns zu ergeben, und auf unsere Weigerung bombardierten sie uns. Wir hielten vom 9. bis zum 14. Juni ohne Unterlaß ihr Feuer aus. Endlich, als keine Möglichkeit mehr vorhanden war, weder die Verteidigung zu verlängern, noch aus der Stellung, in der wir uns befanden, herauszuziehen, sahen wir uns genötigt, uns bedingungslos zu ergeben. Die Engländer, deren Regierung sich mit Spanien noch nicht verbündet hatte, waren in diesem Kampfe unbewegliche Zuschauer geblieben.

Bei dem Haß, den die Spanier uns geschworen hatten, konnten wir uns auf keine anständige Behandlung ihrerseits gefaßt machen; alles, was sie tun konnten, war, uns am Leben zu lassen. Bei unserer Landung brachten sie uns erst in den Kerkern von La Caraca unter, um uns dann in den Pontons einzupferchen. Das Wort „Pontons" läßt heute noch denen die Haare zu Berge steigen, die das Unglück hatten, in ihrem Leben einmal in die Hände der Engländer oder Spanier gefallen zu sein.

Die spanischen Pontons glichen so ziemlich den Gefangenenschiffen der Engländer. Es waren gleichfalls alte, unbrauchbare, mit Stückpforten versehene Schiffe. Jedes derselben konnte etwa 160—180 Fuß Länge und 40—45

[*]) Graf François Etienne Rosily-Mesros, Vizeadmiral der französischen Flotte, befehligte von 1805—1808 in der Eigenschaft eines Admirals die vereinigten Geschwader von Frankreich und Spanien.

Fuß Breite haben. Ein einziges, „Alt-Castilien", diente als Offiziersgefängnis; es war dasselbe Schiff, das seine Kabel zerbrach und durch die Flut nach dem Hafen Santa-Maria geführt wurde, wo sich damals die französische Armee befand.

Auf diesen Pontons sah man keinerlei Art von Takelwerk. Alles, was an den Anblick eines Kriegsschiffes erinnert, war verschwunden. Diese gewaltigen Schiffskörper waren wahrhaftig wie große Särge, in denen man lebende Menschen dem langsamen Tode entgegenführte. Sowohl der Schiffsraum als auch das Unterdeck lagen unterhalb der Wasserlinie, wo sich auch die schmutzigsten Winkel befanden. In dem stets feuchten Schiffsraum hatte sich ein schwarzer, verpesteter Schlamm gebildet, und es war unmöglich, in den zahllosen Abteilungen oder kleinen Zellen, die das Unterdeck darstellten, zu leben. Eine einzige, mit dem Schiffsraum parallel laufende Luke gestattete den Eintritt der Luft in diesen Teil des Schiffes, der ununterbrochen mit dem entsetzlichsten Gestank angefüllt war. Dort fand das Licht nur schwierig Zugang, und nur mit Mühe konnte man, selbst am hellen Tage, die einzelnen Gegenstände unterscheiden.

Die zweite und erste Stückpforte[*]) hatten große Unannehmlichkeiten, wenn auch anderer Art, zur Folge: man genoß wohl das Tageslicht, aber die Luken waren beständig geöffnet, die Kühle der Nacht und der ungehindert eindringende Luftzug verursachten Augenentzündungen und unerträgliche Gliederschmerzen.

Auf diesen Fahrzeugen, wo man uns bis zu zwölf- oder fünfzehnhundert Mann zusammengepfercht hatte, gab es nur einen einzigen Ort, der keine großen Gefahren für die Gesundheit mit sich brachte: das Hinterdeck, wo sich die Pulverkammer befand. Und gerade diese Stelle wurde uns versagt, weil es die spanischen Kaufleute für geeignet gefunden hatten, dort ihre Waren auszubreiten.

[*]) Die Schießscharten auf Kriegsschiffen.

Man wagte zwar nicht, uns Hungers sterben zu lassen, aber man gab uns vergiftete Nahrungsmittel: schwarzes Kommisbrot mit erdartigen Substanzen, wurmiges Biskuit, altes salziges, schon in Verwesung übergegangenes Fleisch, ranziges, gelbes Fett, verdorbenen Kabeljau, schadhaften Reis, ebensolche Erbsen und Saubohnen. Hingegen erhielten wir weder Wein, noch Essig, überhaupt nichts, um unsere Nahrung zuzubereiten. Und um das Elend voll zu machen, verweigerte man uns bei der schrecklichen Hitze und bei einer Nahrung, die ganz dazu geeignet war, Durst zu erregen, das nötige Wasser; zum mindesten gab man es uns in so kleinen Quantitäten, daß es ebenso schnell verbraucht war wie Wassertropfen, die auf glühendes Eisen fallen. Auf diese Weise gebärdeten wir uns mittags wie Wütende. Überall, wohin wir auch gehen mochten, in der Hoffnung, irgend eine Erleichterung zu finden, empfanden wir nur, wie unsere Qual immer schlimmer wurde. In den Stückpforten war eine Atmosphäre zum Ersticken; man triefte vor Schweiß durch das Atemholen so vieler, und die Atmungstätigkeit wurde auf die schrecklichste Weise erschwert. Auf dem Deck dagegen verbrannten uns die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen die Haut und brachten das Blut zum Sieden.

Der Anbruch des Tags war für uns dasselbe, was für die Vogel der Anbruch der Dunkelheit bedeutet: niemals sahen wir ihn, ohne dabei traurig gestimmt zu werden, denn nur die Nacht brachte uns einigermaßen Linderung. Oh, wie wünschten wir, sie verlängern zu können; und wenn sie zu Ende ging, wie ungeduldig waren wir, bis sie wiederkehrte!

Da wir gewissermaßen wie geröstet waren, wären wir gern bei zurückkehrender Flut, die die Flanken unseres alten Schiffes sanft umspülte, hinabgestiegen. Aber es war untersagt, uns zu baden, und wer auch nur versucht hätte, diesem Gebot zuwiderzuhandeln, würde es mit dem Leben bezahlt haben. Unsere Wächter, Soldaten der spa-

nischen Flotte, hatten Befehl, auf jeden Gefangenen, von dem sie vermuteten, daß er sich vom Schiffe entfernen wolle — und sei es auch nur für einen Augenblick — Feuer zu geben. Und sie waren zu grausam, um diesen Befehl nicht buchstäblich auszuführen: sie würden uns erbarmungslos niedergeschossen haben! Wir zweifelten nicht daran, und um ihnen nicht die Genugtuung zu geben, ihre Pflichten erfüllen zu können, mußten wir es bei bloßen Abwaschungen bewenden lassen.

Es fiel uns schwer, uns an die Lebensweise, der wir unterworfen waren, zu gewöhnen, doch machten wir im ersten Augenblick gute Miene zum bösen Spiel. Bald aber war es uns nicht mehr lächerlich zumute. Die Armee Duponts, von der wir unsere baldige Befreiung erhofften, hatte kapituliert, und die Spanier brachten sie gefangen herbei. Man hatte es uns mitgeteilt, und nur zu bald mußten wir an diese verzweiflungsvolle Nachricht glauben, da sie durch öffentliche Belustigungen bestätigt wurde. So folgten dem Hohn und dem Übermut sogleich Entmutigung und beißender Spott.

Wieviel schreckliche Krankheiten entwickelten sich nicht in so kurzer Zeit unter der Menge zusammengepreßter und schlecht ernährter Menschen! Ich sah allerlei Fieber entstehen und sich nach und nach ausbreiten: Durchfall, Ruhr, Typhus, Skorbut wüteten unter meinen unglücklichen Gefährten. Auch ich erwartete, daß ich an die Reihe käme, aber es stellte sich keine Krankheit ein.

Mit der Zeit verschlimmerte sich unsere Lage derart, daß die Spanier endlich fürchteten, die Verantwortlichkeit ihrer brutalen Sorglosigkeit tragen zu müssen und, um sich wenigstens nach dieser Seite hin zu schützen, sandten sie an die Junta einen Rapport, der diese unsere schreckliche Lage erkennen ließ. Ich weiß nicht, ob sich die Obrigkeit damals mitleidiger als unsere Wächter zeigte, aber das weiß ich, daß die Soldaten des Korps Dupont ankamen. Und da sie in einem Lande, das sie als Freunde aufgenommen, die Waffen ergriffen hatten, so luden sie

vielmehr die Abneigung der Spanier auf sich, und es wurde entschieden, daß sie unsern Platz an Bord der Pontons einnehmen sollten. Man teilte uns infolgedessen mit, daß wir nach San-Carlos auf der Insel Leon überführt werden würden, und am nächsten Tag wurden wir an Land gesetzt.

Hier bricht der Verfasser nach einigen sich an die Veränderung des Orts der Gefangenschaft anschließenden Betrachtungen ab, um den Bericht eines Militärarztes der Armee Duponts einzuschalten, und läßt jenen von sich selbst in der ersten Person sprechen.

Unsere Armee war schön und voll guten Muts, als sie die Maßnahmen ihres Generals, der sie zu einem Fehltritt verleitet, befolgte, aus dem er sie weder mit Ehren zu ziehen wußte noch wollte. Sie befand sich keinem Feind mehr gegenüber, gegen den es nicht erlaubt war, die letzten Hilfsmittel der Tapferkeit zu versuchen; und sie verlor sofort das gesunde Aussehen, das den Franzosen so gut steht und genügt, die bescheidene Uniform zu schmücken. Die Truppen marschierten gesenkten Hauptes, sie hatten ein gelangweiltes, ja fast kränkliches Aussehen. Jeden Tag wurden die Gesichter länger, finsterer und verdrießlicher. Die langen Reihen unserer zerlumpten Regimenter glichen Prozessionen von eingeborenen Kranken, die eine Feuersbrunst aus ihrem Hospital vertrieben hatte. Sie bewegten sich langsam in vollkommenster Unordnung vorwärts, ohne eine andere Disziplin als die Flintenkolben der Soldaten anzuerkennen, die unsere Eskorte bildeten. Jeder Gefangene, der aus irgend einem Bedürfnis zurückblieb oder aus Schwäche der Kolonne nicht folgen konnte, schuf sich somit sein eigenes Grab. Die Bewohner des Landes eilten herbei, um ihn zu ermorden; wir brauchten uns nur umzusehen, um uns davon zu überzeugen. Und selbst wenn wir dies nicht getan hätten, würden uns die erbarmungswürdigen Schreie der Opfer und die barbarischen Gesänge der Wütenden von dem belehrt haben, was sich hinter uns ereignete. Frauen, Kinder, Greise, alle

mischten sich darein. Man hätte meinen können, daß dieses Andalusien, dessen Name einen so poetischen Klang hat, nur von Kannibalen bevölkert sei. Indes war diese Wut nichts als der Ausfluß der Vaterlandsliebe, des Nationalstolzes und der Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter. Alle Gefühle wurden durch unsere feindliche Anwesenheit und widerrechtlichen Ansprüche bis zum Äußersten getrieben.

Um jene Zeit war Spanien der Schrecken unserer Soldaten geworden; sie, die für gewöhnlich nicht den Augenblick erwarten konnten, ins Feld zu ziehen, um den Krieg zu beginnen, wohin man sie auch führen mochte, überschritten die Pyrenäen nur mit Bedauern, das Herz von unbestimmten Ahnungen erfüllt.

Ehemals, bevor Italien für uns der Schauplatz der Triumphe und des Ruhmes wurde, war es als das Grab der Franzosen angesehen worden, heute ist es die spanische Halbinsel, die diesen verhängnisvollen Beinamen verdient.

Das Beispiel der Generale, die sich nur damit beschäftigten, ihre Munitionswagen mit den Reichtümern der Kirchen, Klöster und Schlösser anzufüllen, ermutigte die Soldaten in ihren Erpressungen, und je mehr man stahl, desto hartnäckiger wurde der Widerstand der Einwohner, je anspruchsvoller die unsern waren, desto schlimmer wurde das Gefühl des Hasses, das die Spanier uns entgegenbrachten . . .

Unsere Soldaten hatten noch nichts Ähnliches gesehen: sie fürchteten nicht die Spanier, die sich verteidigten, sondern diejenigen, die sich unterworfen hatten. Weder marschierten sie noch ruhten sie mit Sicherheit auf dem Lande, wo die Gastfreundschaft, selbst die allerherzlichste, sie erzittern machte. Die Schlange, deren Biß tödlich ist, befand sich mitten unter ihnen; vielleicht war es jenes Kind, das ihnen gleichsam spielend Früchte anbot, jenes junge Mädchen, das sie durch seine feurigen Blicke herausforderte, jener liebenswürdige Ehemann, der seiner Frau erlaubte, mit ihnen zu kosen, oder jene Dueña,

die sich als die offizielle Botin einer improvisierten Liebe einstellte.

Ja, die Liebe! Die Franzosen, die nicht ohne galante Abenteuer leben können, waren hier gezwungen, ihre berauschenden Zerstreuungen zurückzuweisen, denn es war unmöglich, den flackernden Irrlichtern dieses afrikanischen Blutes zu trauen, das in den Adern der verführerischen Töchter Spaniens rollt. Bei ihnen kann die heftigste aller Leidenschaften, die sonst über alle anderen triumphiert, sich nötigenfalls unter irgend einer Maske verbergen, nur um den Haß zu stillen, der sich an dem geheiligten Herde der Religion und des Patriotismus entzündet. Und die Vorsicht gebot es, den verführerischsten Lockungen der Maurinnen gegenüber von Eis zu sein. Die Enthaltsamkeit Scipios, die Tugend des Ritters Bayard, die Keuschheit Josephs waren nichts weiter als persönliches Interesse, wohlverstanden! Man widerstand den stärksten Versuchungen, weil es Liebkosungen gab, die tödlich waren; man fürchtete die Umarmung Judiths und versagte sich jede Ungezwungenheit, jedes Vergnügen. Eine süße Stimme war der trügerische Sirenengesang, jedes angebotene Getränk der Trank der Medea. Stets war man darauf gefaßt, einigen nationalen Gräfinnen Brinvilliers[5]) zu begegnen. Es gab keinen Brunnen, an dem man gewagt hätte sich zu laben, keinen Becher, den man nicht fürchtete an die Lippen zu führen. Wie sehr vermißte man damals Deutschland mit seinen blonden Lockenköpfen und blauen Augen, mit seinem köstlichen Empfang und den Zärtlichkeiten ohne jeden Hintergedanken! Und Italien, dessen Schönheiten so freimütig verliebt in den fremdländischen Befreier waren! Welch ein Kontrast mit Spanien, wo das naivste Lächeln nur der Köder zu einer Falle war!

Was Furcht und Besorgnis anlangt, welcher Art sie

[5]) Die Marquise de **Brinvilliers** war eine berüchtigte und berühmte Giftmischerin des 17. Jahrhunderts.

auch sei, so sind die Franzosen vielleicht die unerschrockensten Zweifler, die es auf der Welt gibt; es liegt in ihrem Temperament, der Gefahr zu trotzen, ja sie überhaupt ganz zu ignorieren. Das taten sie zuerst auch mit ihrer gewöhnlichen Tollkühnheit, aber bald mußten sie sich von der Augenscheinlichkeit der Tatsachen überzeugen und sich zu Vorsichtsmaßregeln entschließen, die indes immer nachlässiger befolgt wurden, da der Argwohn ihrem Charakter zuwider war.

Aber von allen Seiten stellten sich Warnungen ein, und es wurden nun in die Disziplinarvorschriften definitive Sicherheitsmaßregeln aufgenommen. Man richtete sich nicht mehr in einem Hause ein, ehe man dasselbe nicht in allen Teilen auf das genaueste durchsucht hatte. Man aß weder das Brot seiner Wirte noch trank man ihren Wein, ohne daß man sie nicht gezwungen hätte, zuerst davon zu essen oder zu trinken. Ein Pariser Voltigeur sagte darauf bezüglich zu seinen Kameraden, die sich nicht an den Aufenthalt in Spanien gewöhnen konnten: „Ihr seid sonderbar, Kameraden! Ihr eßt nichts, wovon man nicht vorher gekostet hat, ihr haltet euch in keiner Wohnung auf, die man nicht vorher untersucht hat, ihr schlaft nicht ohne bewacht zu sein. Seid ihr nicht glücklich wie ein König, warum beklagt ihr euch? Es fehlen euch nur eine Leibgarde, Kammerherrn und Pagen!"

Derselbe Voltigeur erzählte mir eines Tages, daß, wenn ihm das Glück hold war und er mit einer Spanierin ein galantes Abenteuer hatte, er es niemals vernachlässigte, sich von einem seiner Kameraden begleiten zu lassen, der während des Rendezvous Wache stehen mußte. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein äußerst tragisches Ereignis ein, das ich erzählen will.

Eines Abends waren sieben Husaren in einem Dorfe Andalusiens in der Umgebung von las Cabezas de San Juan angekommen und hatten, der Gewohnheit gemäß, nicht unterlassen, die Wohnung zu wählen, die das reichste Aussehen hatte. Die Hausherrin, eine der schönsten

Frauen der Gegend, bereitete ihnen einen guten Empfang. Sie liebe die Franzosen, versicherte sie und horte nicht auf, sich in Lobsprüchen über die Eleganz ihrer Kleidung zu ergehen. Nach allerlei Komplimenten und Schmeicheleien beeilte sie sich, ihnen ein reichliches Mahl reichen und Wein zu einer großen Zecherei zur Verfügung stellen zu lassen. „Sie werden doch mit uns trinken," sagten die Husaren. Sofort ergriff sie ein gefülltes Glas und leerte es mit den Worten „Ai rey Don José" auf das Wohl des Königs Joseph. Sie trank auch noch ein zweites bis an den Rand gefülltes Glas und leerte es zum Wohle der Franzosen. Die Husaren bezeugten darauf ihre Genugtuung, so gute Aufnahme gefunden zu haben. Da ihnen jedoch die Eingenommenheit der Spanierin ein wenig außerordentlich erschien, luden sie sie ein, vor ihnen von den Gerichten zu essen, die man ihnen vorgesetzt hatte. Sie aß viel davon, wobei sie in liebenswürdigster Weise darüber scherzte, daß ihre Gäste sie derart auf die Probe stellten.

Im Zimmer der Andalusierin befanden sich vier Kinder, drei Knaben und ein hübsches sieben- oder achtjähriges Madchen. Ein Husar fragte, ob die Kinder ihr gehörten, und auf die bejahende Antwort, sagte er: „Nun, dann mussen sie auch an dem Mahle teilnehmen."

„Immer Verdachtsgrunde," versetzte sie. „O, meine Herren Franzosen, Sie sind böse."

Sogleich aber ließ sie ihre Kinder kommen und befahl ihnen, in Gesellschaft der Husaren am Essen teilzunehmen. „Furchtet euch nicht," sagte sie zu ihnen, „ihr seht, sie essen wie ich," und dabei gab sie ihnen von allem so reichlich, daß die Husaren beim Nachtisch vollkommen beruhigt waren und wirklich bereuten, an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung gezweifelt zu haben. Sie hielten es auch für angebracht, sich zu entschuldigen. Sie nahm diese Entschuldigung teils mit Ziererei, teils mit spöttischer Würde auf, doch ließ sie nicht nach, ihnen Vorwürfe darüber zu machen, halb im Scherz, halb im Ernst.

„Ich sehe,“ sagte einer der Anwesenden, „daß die Doña sich ärgert und uns zürnt.“

„Nein, ich schwöre bei unserer lieben Frau von Fuen Santa und unserm großen Heiligen Jakob von Compostella, daß ich euch jetzt verziehen habe!“

„Gut, wenn Sie uns nicht mehr zürnen,“ sagte ein zweiter der Gäste, der sich vom Tische erhoben hatte und mit einer Mandoline, die er an einem Fensterkreuz hängend gefunden hatte, zurückkam, „so werden Sie uns einen Bolero singen.“

„Ja, ja, ausgezeichnet, einen spanischen Tanz. Also vorwärts, und ohne jeden Groll!“ riefen die andern.

Sie ergriff die Mandoline und, indem sie sich selbst begleitete, begann sie in fast fröhlichem Rhythmus ein Lied des Landes zu singen. Die Husaren sangen in froher Laune mit, aber bei jeder Strophe wurde der Takt langsamer und der Klang der Stimme immer schwächer. Plötzlich wird die Sängerin erdfahl, ihr Gesicht verzerrt sich, ihre Augen treten heraus und das Instrument entgleitet ihren Händen. Mit einer letzten Anstrengung erhebt sie sich vom Stuhl und will das vor ihr stehende Glas ergreifen, das sie schon mit gekrümmten Fingern erfaßt. „Al nuestro rey Fernando!“ ruft sie und führt es an die schwarzen Lippen, die sich schon mit Schaum bedecken.

Die Husaren sahen sich unruhig an.

„Al rey Fernando!“ wiederholt sie. „Muerte a los Franceses!“ Da flogen alle Säbel gleichzeitig aus den Scheiden, aber sie setzt dieser Drohung nur ein geisterhaftes Lächeln und eine ironische verneinende Kopfbewegung entgegen. Sie lächelt noch immer, sinkt zu Boden, und während sie sich auf den Marmorfließen windet wie eine Schlange unter den Krallen des Adlers, der sie zerfleischt, stößt sie mit teuflischer Stimme die düstern Worte aus: „Ich bin vergiftet, meine Kinder sind es auch!“ Dann nach einer Pause fügt sie, immer mit diesem schrecklichen Lächeln auf den Lippen hinzu: „Gott, die Jungfrau und die Heiligen seien gelobt! Ihr seid auch vergiftet!“

Diese unheilvolle Mitteilung versetzte die Husaren in die größte Bestürzung. Einen Augenblick blieben sie stumm und unbeweglich, als wenn sie der Blitz getroffen hätte, bald aber machte das Erstaunen einer schrecklichen Wut Platz. „Wir sind, ja wir sind vergiftet?" wiederholten sie. Und beim Anblick der armen Kinder, die sich auf dem Boden krümmten und zu ihrer Mutter hinkrochen, als sie deren Todesröcheln vernahmen und in ihrem Schoße ihren letzten Seufzer aushauchten, riefen sie: „Seht die Elende, die Metze, die Abscheuliche, die Ruchlose, das Scheusal! Man muß sie in Stücke zerhacken!"

„Ja, ja zerhacken, töten wir sie!" und schon warfen sich die Aufgeregtesten in blinder Wut auf sie, bereit, ihr die Klingen ihrer Säbel in die Brust zu stoßen. Da rief einer der Kameraden: „Ja, tötet nur die Toten!" Alle fuhren zurück und keiner dieser Männer besaß den Mut, zuzustoßen.

Der, welcher diese vernünftige Beobachtung gemacht hatte, war der einzige, der sein kaltes Blut bewahrt hatte. „Kameraden," fuhr er fort, „es ist keine Zeit zu verlieren, man muß schnell Hilfe herbeiholen. Ich bin der Jüngste unter uns, wenn ihr wollt, werfe ich mich aufs Pferd und schicke euch den ersten Arzt, den ich finde. Gehe ich unterwegs zugrunde, nun dann ist nichts zu ändern." Sein Vorschlag wurde angenommen, und er ritt davon.

In diesem Augenblick fingen die andern an, die Schmerzen um so heftiger zu spüren, als sie bis dahin durch ihren Rausch unterdrückt worden waren. Als jener Husar da ankam, wo er Hilfe zu finden hoffte, besaß er gerade noch die Kraft, die Katastrophe zu erzählen, der er und seine Kameraden zum Opfer gefallen waren.

Wir befanden uns nicht weit von jenem Dorfe entfernt; zwei Unterregimentsärzte und ich als dritter begaben uns mit einer Kavallerieabteilung dahin. Wir ritten, was die Pferde laufen konnten, aber trotz unserer Schnelligkeit war es bereits zu spät. Von den sechs Husaren

waren nur noch zwei am Leben. Wir taten alles, um sie zu retten, aber vergebens: sie starben unter den schrecklichsten Krämpfen. Die Kinder waren schon starr und steif und lagen an der Seite ihrer Mutter. — Wir verbrannten darauf einige Häuser, und von dem Ort blieb nur ein Haufen Asche und die schreckliche Erinnerung übrig.

Sobald wir nach unserm Feldlazarett zurückgekehrt waren, war es unsere erste Sorge, uns nach dem Husaren zu erkundigen, der uns geholt hatte. Er hatte schreckliche Anfälle gehabt, war aber seit einigen Augenblicken ruhiger geworden; die Kraft des Giftes schien durch die Medikamente, die wir ihm gaben, merklich geschwächt. Die genaue Angabe über die Natur der giftigen Substanz trug viel dazu bei, sie mit großer Wirksamkeit zu bekämpfen, denn wir hatten erkannt, daß man ihnen Arsenik gegeben hatte, dessen Vorhandensein geschickt durch den Geschmack von Knoblauch versteckt worden war, den man in großen Mengen verwendet hatte. Nach einigen Tagen war der Kranke in der Lage, seinen Dienst wieder aufzunehmen, aber das Gift, das in großen Dosen genommen worden war, hatte Spuren hinterlassen, und seine stark angegriffene Organisation wurde nach und nach völlig davon zersetzt. Der Husar konnte seinem Regiment nicht folgen und kam ins Hospital, das er nicht wieder verließ.

Ach, es war ein erbärmlicher Krieg, der seine Arsenale in den Apotheken hatte und wo die versteckt gehandhabten Waffen die gefährlichsten waren! Einen solchen Krieg mit Feiglingen, in welchem der Feind nur hinterrücks angriff und von vorn nie stand hielt, diese Grünspantaktik, die dem dummen, ergebenen Volke von den Mönchen eingegeben war, konnten die Franzosen nicht dulden.

So hatten sich zwei bestimmte Ansichten unter den Truppen gebildet: das Gift und der Dolch! Man sprach so wenig wie möglich davon und scheinbar ohne ihnen

die geringste Bedeutung beizumessen, denn in einer französischen Armee besteht die Vereinbarung, daß man sich um den Tod, unter welcher Form er sich auch einstelle, so wenig kümmern darf wie um ein Glas Wasser.

Der Verfasser nimmt seinen eigenen Bericht wieder auf, und nachdem er über weniger interessante Gegenstände gesprochen, fährt er fort:

Seitdem wir uns die Kunst bei unsern Zerstreuungen dienstbar gemacht hatten, bot das Schauspiel am Abend den Gefangenen eine große Erholung, die sich tagsüber mit irgend einem Handwerk oder dergleichen beschäftigt hatten. Aber es gab auch viele Müßiggänger, bei denen die Leidenschaft für das Spiel erwachte. Jeden Abend wurden die Spieltische in die Säle herbeigeschafft und diejenigen Gefangenen, deren Börse am vollsten gespickt war, machten sich zu Bankhaltern. Die Unglücklichen gelangten, nachdem sie ihr letztes Stück Brot und alles, was sie auf dem Leibe hatten, verspielt hatten, zu einem solchen Grad von Erniedrigung, daß man sie allerseits von sich wies. Sie wurden aus allen Zimmern ausgeschlossen und gezwungen, sich in einen Saal zurückzuziehen, den man ihnen bezeichnete und den sie nicht mehr verließen. Einige nannten diese Art von Aussatzigenspital die „Stadt der Armseligen", andere das „irdische Paradies", weil seine Bewohner nackt wie die ersten Menschen einhergingen.

Ein anderer Nachteil dieser Spielhöllen war der dadurch in das Gefängnis gebrachte Unfriede. Der Gewinn der Bankhalter erregte die Begier der Strauchdiebe und Fechtmeister, die sich verbündeten und behaupteten, daß ihnen allein das Recht zustünde, Bank zu halten. Man focht diese Einwände nur mit schwachen Kräften an, und die Bankhalter willigten ein, nur noch die Pächter dieses sonderbaren Monopols zu sein. Auf diese Weise wurden sie jenen Leuten tributpflichtig, und diese lebten nun sehr angenehm von den Einkünften, die ihnen ihre Kühnheit verschafft hatte. Da begann man plötzlich, über ihre Usur-

pation nachzudenken; man murrte gegen diese Halsabschneider und erklärte ihnen die Fehde. Sie antworteten sehr anmaßend und hofften, auf diese Weise zu imponieren. Der Aufruhr nahm immer mehr zu, man beleidigte sie, ging in Massen auf sie los, und zwei der Maulhelden empfingen sogleich die wohlverdiente Strafe: sie wurden mit Steinen halbtot geschlagen. Die andern verdankten ihre Rettung nur der schleunigen Flucht, sie verbargen sich, und es hätte wenig gefehlt, daß man sie, um sie zu bestrafen, aus ihrem Zufluchtsort herausgerissen hätte, um sie ebenfalls zu züchtigen.

Diese Episode eines Aufstandes war glücklicherweise die einzige. Es gab wohl einige Duelle, die indes ohne verhängnisvolle Folgen blieben. Im allgemeinen herrschte die vollkommenste Eintracht unter den Gefangenen, teils weil es überhaupt selten ist, daß es anders unter Franzosen wäre, teils weil der Anstoß unserer Zwietracht — vorausgesetzt, daß eine solche vorhanden gewesen — die Spanier hätte kühn machen können, Gewaltmaßnahmen gegen uns zu ergreifen. Sie hatten jedoch diese Aufmunterung gar nicht nötig.

Eines Abends verbreitete sich in den Sälen das Gerücht, daß die ganze Bevölkerung von Cadiz und der Insel Leon bewaffnet auf unser Quartier losmarschierte, mit der Absicht, uns zu ermorden. Bei dieser Nachricht gerieten alle außer sich. Alle erbleichten, als wenn man uns das Todesurteil überbracht hätte, und die Bestürzung war allgemein. Wie viele wünschten sich damals auf die Pontons zurück, wo, wie sie sagten, wenigstens niemand gewagt haben würde sie anzugreifen.

Die Pontons! man denke daher ihr Entsetzen! Die einen irrten in den Gängen umher, ohne zu wissen, was sie taten; mit starren Blicken, das Gesicht verzerrt, blieben sie plötzlich in Gruppen stehen, sprachen einander an und fragten sich gegenseitig: „Kommen sie? kommen sie? Seid ihr auch gewiß, daß sie kommen?" Andere hingegen blieben an der Stelle, wo sie durch die Ankündigung

des Ereignisses überrascht worden waren, angewurzelt wie die Ölgötzen stehen und rührten sich nicht. Aber bald wurde der allgemeine Ruf laut: „Verteidigen wir uns! damit wir nicht lebend in ihre Hände fallen!"

Von der Terrasse, die sich über dem Pavillon der Offiziere befand, konnte man sehen, was draußen vorging. Man lief herbei und erhielt die Gewißheit, daß die beunruhigenden Berichte nicht übertrieben waren. Verschiedene Offiziere kamen und munterten uns auf, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, im Fall die Spanier in unser Gefängnis eindringen würden. Dies war auch unser fester Vorsatz, seitdem der Schrecken des ersten Augenblicks der Energie und Kaltblütigkeit gewichen war. Wir stellten einen Posten auf die Terrasse und, um die Verbindung zwischen dem Pavillon und der Kaserne aufrecht zu erhalten, in einer gewissen Entfernung noch andere Posten, die uns von dem Fortschritt des Auflaufs in Kenntnis setzen sollten. Die Menge kam immer näher und nahm immer mehr zu.

Während wir sie erwarteten, trafen wir unsere Vorbereitungen, um die Belagerung auszuhalten. Bänke, Tische, die Täfelung des Fußbodens, die Türen der Zimmer, die nicht besetzt waren, verwendeten wir zum Verbarrikadieren. Alles, was wir an Öfen, Flaschen, Töpfen und dergleichen hatten, schleppten wir herbei, um es auf die Köpfe der Stürmenden hinabzuschleudern. Wir trugen Pflastersteine herbei, die wir herausgenommen hatten, damit es uns nicht an Munition fehle. Alles war gut genug, um uns als Waffe zu dienen, und jeder nahm, was er gerade fand.

Bald waren wir bereit, und ich gestehe, daß wir uns etwas von unserm Widerstand versprochen hätten, wenn uns nicht die Befürchtung geblieben wäre, die ganze Bevölkerung möchte am Ende auf den Gedanken kommen, die Kaserne anzuzünden, um uns unter ihren Trümmern zu begraben. Doch machten wir uns nicht zu viel daraus, geröstet zu werden, und der Gedanke eines Autodafés

von sechstausend Franzosen — wir waren damals noch 6000 — konnte den Spaniern nur angenehm sein.

Endlich, es war 6 Uhr abends, kamen sie an. Wir hörten ihr lautes Geschrei und konnten genau die Stimmen der Rasenden unterscheiden, die riefen: „Muerte a los Franceses!", sowie eine Menge anderer dumpfer Stimmen, deren düsteres Gemurmel dem unterirdischen Rauschen der Meeresfluten glich. „Muerte a los Franceses!" wiederholte man, und das wütende Gebrüll des Pöbels wurde stärker. Dazu gesellte sich das Stampfen der Füße, das die Erde erzittern machte, und ein unaufhörliches Waffengeklirr. Schon sagte man, daß man eine Bresche in die Mauern unseres Gefängnisses geschlagen hätte. Plötzlich, nach einer fast lautlosen Unterbrechung, verdoppelt sich der Lärm und ein schreckliches Wutgeschrei bricht los. Wir wußten nicht, was wir von der vermehrten Aufregung denken sollten; vermutlich waren sie auf ein Hindernis gestoßen.

In der Tat hatte sich der Gouverneur der Insel Leon, der beizeiten von den Absichten der Bevölkerung benachrichtigt worden war, beeilt, die Wache des Gefängnisses zu verstärken, und war selbst mit zwei Geschützen herbeigeeilt. Was er getan, um die Mörderbande aufzuhalten, konnten wir nicht sehen, doch erfuhren wir es später. Hier der Bericht dessen, was sich zutrug.

Festen Fußes erwartete der Gouverneur die Menge, und als er meinte, daß die Wütenden nahe genug herangekommen wären, um sich verständlich zu machen, bestieg er ein Geschütz und erklärte ihnen, daß er gekommen sei, um sie zu verhindern, weiter vorzudringen. Dann fügte er hinzu, daß, wenn sie sich nicht allem zerstreuten, er sie dazu zwingen werde.

Aber die Köpfe waren erhitzt, seine Anrede wurde schlecht aufgenommen, und die Vermehrung ihrer Wut, die unsere Unruhe auf die Spitze trieb, war das Resultat davon.

Einer jedoch, der an der Spitze marschierte, ging ein

paar Schritte vorwärts und machte ein Zeichen, daß er sprechen wollte. Es war einer jener Majos[6], jener Großsprecher von Andalusien, dessen Einwohner als die Gascogner Spaniens[7] angesehen werden. Er blieb stehen, stellte sich in Positur, befahl den Männern und Frauen der Menge, die ihm folgte, Ruhe, nahm seine Montera[8] ab, die ihm seiner Meinung nach zu sehr in der Stirn saß, und nachdem er durch Mund und Nase zwei oder drei Stöße aus seiner Zigarre geblasen hatte, begann er mit hohler, schnarrender Stimme:

„Herr Gouverneur, glauben Sie uns vielleicht wie Gahcier behandeln zu können? Wir sind gekommen," und bei diesen Worten nahm er eine gehobene, drohendere Stimme an, „wir sind gekommen, damit man uns die Tore öffne, oder wir schlagen sie selbst ein, denn es sind 6000 Franzosen darin."

„Ja," versetzte der Gouverneur, „6000 waffenlose Gefangene, sie befinden sich unter dem Schutze der castilianischen Ehre. Wehe dem, der ihnen auch nur ein Haar auf dem Kopfe krümmt! Schämt ihr euch nicht, in so großer Anzahl gekommen zu sein?"

„In diesem Falle," unterbrach ihn der Prahlhans, „lasse man mich allein eintreten; ich werde diesen 6000 Soldaten zeigen, was ein Caballero wie ich wert ist."

„Gut, ich willige ein," erwiderte der Gouverneur, „geht allein hinein!"

Der furchtbare Caballero schien doch ein wenig außer Fassung zu geraten, als ihn der Gouverneur so beim Wort nahm; indes faßte er sich schnell wieder. „Ich habe mir überlegt," sagte er mit einem boshaften Lächeln, „daß im San-Carlos Soldaten von der Garde des verdammten Napoleon sind und daß jeder von uns glücklich sein würde, ein Stück von ihnen zu bekommen. Nicht, Kameraden, ihr wollt ebenfalls euren Anteil daran haben?"

[6] Majo = Prahlhans.
[7] Die Prahlerei der Gascogner ist sprichwörtlich.
[8] Montera, eine Art Mütze.

„Ja, ja," schallte es von allen Seiten, „kein Pardon diesen Soldaten des Satans! Tod den Franzosen! man gebe sie heraus, wir verlangen es!"

„Und ich," schrie der Gouverneur, „ich fordere euch im Namen Ferdinand VII. und der obersten Junta auf, euch zurückzuziehen!"

Es ließ sich ein Murren und Hohngelächter hören, währenddessen er den Soldaten befahl, ihre Waffen zu laden.

Unter den Fanatikern machten sich besonders die Frauen durch ihre abscheulichen Forderungen bemerkbar; vor allen zwei, eine alte und eine junge, reizten die Menge auf, die Wachmannschaft zu entwaffnen. Der Gouverneur befahl, sie zu arretieren, die Soldaten beeilten sich, zu gehorchen, und bemächtigten sich beider Frauen. Alsbald kam das ganze Volk in Bewegung, es stürzte herbei, um sie zu befreien, dabei immer die Rufe „Tod den Franzosen! Tod dem Gouverneur!" ausstoßend.

Die Gefahr war nahe. Der Gouverneur, der keine Hoffnung mehr hatte, die Ruhe wiederherzustellen, erklärte, er werde jetzt, da er im Guten nichts ausrichten könne, hinabsteigen und das Feuer mit seinen Geschützen eröffnen. Sobald die Wütenden die Lunte anzünden sahen, zogen sie sich zurück und ließen einen großen freien Platz vor der Batterie.

„Ah!" rief der Gouverneur, „ihr habt Angst vor den Kartätschen! Ihr Feiglinge, bleibt doch stehen und ihr werdet sehen, ob ich euch nicht niederschmettern lasse. Ich sehe da einen Haufen Galicier*), die besser täten, ihr Wasser zu tragen, oder lieber am Hafen geblieben wären und ihr Geschäft als Lastträger verrichtet hätten! Glaubt ihr, ich bin ein Mann, der sich einschüchtern läßt? Ihr

*) Die Bewohner des ehemaligen spanischen Königsreichs Galicien waren sehr arm und zahlreich und wanderten deshalb häufig nach den andern Provinzen Spaniens aus, um sich ihren Unterhalt als Tagelöhner, Wasserträger, Hausknechte usw. zu verdienen, weshalb sie von den übrigen Spaniern wenig geachtet sind

benehmt euch nicht wie gute brave Spanier. Was haben diese Zigeuner bei euch zu schaffen? Dieses hinterlistige, falsche Volk, das weder Beruf noch Heimat, weder Glauben noch Gesetze kennt, der Auswurf der Menschheit, ein Schandfleck der Nation, die unter ihnen leidet? Spanier, errötet ihr nicht, euch unter diese Bastarde der Welt zu mischen, die kein Staat anerkennen will, diese Räuber, der Schrecken der Landstraße und der Bewohner!"

In diesem Augenblick ließ sich ein langer Schrei: „Muerte a los Franceses!" nochmals hören. Eine Minute lang unterbrach sich der Gouverneur, um dann mit der ganzen Macht seiner Stimme fortzufahren: „Wenn ihr dermaßen auf französisches Blut begierig seid, warum begebt ihr euch dann nicht zu den Armeen? Das Schlachtfeld wird euch vortreffliche Gelegenheit bieten, es rühmlichst zu vergießen. Werdet Soldaten des Königs, um die heiligste Sache der Welt zu verteidigen. Ich aber wiederhole euch, daß, wenn ihr darauf besteht, das Asylrecht, das jedem heilig sein muß, zu verletzen, ich euch mit Kanonenschüssen empfangen werde, dessen könnt ihr gewiß sein. Ich werde diesen Posten unter Nichtachtung meines eigenen Lebens zu verteidigen wissen, denn ich opfere es gern der Ehre der Nation! Und wenn ihr ins Gefängnis eindringen wollt, so müßt ihr über meinen Leichnam hinweg!"

Diese entschlossene Ansprache, vereint mit den bezeichnendsten militärischen Maßnahmen, bestimmte die Meuterer, auf ihren Plan zu verzichten. Der größte Teil von ihnen zog sich endlich schimpfend und murrend zurück. Von dem ganzen Zusammenlauf blieb nur noch ein kleines Häuflein übrig, in dessen Mitte die Aufwiegler sich in hochtrabenden Worten ergingen. Plötzlich kam ein Trupp Esel vorüber, dem sie nachliefen, indem sie die Tiere schlugen und aus vollem Halse mit rohem Gelächter schrien: „Arrai, arrai Napoleon!"[10])

[10]) Der Verfasser meint gewiß „arre! arre!" den gewöhnlichen Ruf der spanischen Lasttiertreiber.

Nun waren die Zugänge der Kaserne wie ausgestorben, nur von Zeit zu Zeit warfen die Vorübergehenden einen Blick auf die Fenster, beschleunigten aber sofort ihre Schritte, wenn die Schildwache sie zum Weitergehen aufforderte.

Wohl hatte der Haufe versprochen, wiederzukommen, aber es blieb nur bei der Absicht. Und da es sicher schien, daß wir mit dem Schrecken davon gekommen waren, rissen wir fröhlich unsere Barrikaden wieder ein, und unsere Kriegsmunition wanderte wieder in die Küche. Im Gefängnis wurde alles auf Friedensfuß gebracht, und die Sicherheit kehrte aufs neue ein.

Es wäre uns indes nicht unangenehm gewesen, uns wo anders als unter den Händen einer Bevölkerung zu befinden, deren Rachegeist früher oder später wieder erwachen konnte. Denn wenn der Gouverneur von Cadiz wechselte, wer konnte uns dann die Gewißheit geben, daß sein Nachfolger dieselbe Festigkeit in seinem Handeln entfalten würde? Diese Betrachtungen trugen viel zu dem Wunsche bei, San Carlos baldigst zu verlassen.

Endlich, am 1. April 1809, gab es eine große Aufregung in der Kaserne. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß wir eingeschifft werden sollten, und zwar sollten die Seeleute des Geschwaders Rosilys nach den Kanarischen Inseln und die Soldaten vom Korps Dupont nach den Balearen gebracht werden. Die Soldaten des Dupontschen Korps besaßen noch dazu die große Einfalt, sich einzubilden, daß man sie nach den Artikeln der Kapitulation behandeln werde, auf Grund deren sie die Waffen niedergelegt hatten. Sie hofften, daß sie, nachdem man sie in Mallorca in Freiheit gesetzt hatte, bald auch Frankreich wiedersehen würden. Auch ich war ihrer Meinung und beneidete ihr Los, doch bald befand ich mich in der glücklichen Lage, es teilen zu können. Und zwar setzte mich ein berittener Jäger dazu in den Stand. Der Mann war krank, und in Anbetracht des schlechten Zustandes seiner Gesundheit glaubte er nicht die Überfahrt überleben zu

können. Es war ihm vollkommen gleichgültig, das Futter der Haifische auf dem Wege nach den Kanarischen oder Balearischen Inseln zu werden. Kurz, er hatte sich in den Tod ergeben, wenigstens behauptete er es. Vielleicht hatte er auch einen bestimmten Grund, den Ort seiner Gefangenschaft einem andern vorzuziehen, da er überzeugt war, daß die Spanier wortbrüchig bis zum Äußersten waren.

Wie dem auch sein mag, wir waren übereingekommen, einen Tausch zu machen: er nahm meinen Matrosenanzug und ich dafür seine Uniform, die ich sogleich anzog. So verkleidet überschritt ich ohne Schwierigkeiten das Tor der Kaserne und wurde als Soldat der Armee Duponts beim Transport Nr. 9 aufgenommen, wo sich der General Dupont, die Matrosen der Garde, eine große Anzahl Unteroffiziere und etwa 30 Frauen, die meisten Marketenderinnen der Armee, befanden.

Auf dem Schiff waren wir zusammengepfercht wie an Bord der Pontons, vielleicht sogar noch mehr. Aber welcher Unterschied der Lage, welch nahe Zukunft eröffnete sich unsern Augen! Wir sollten unser Vaterland wiedersehen! Schon drückte ich meine arme Mutter, die ich seit so langer Zeit nicht gesehen hatte, im Geiste an mein Herz und trocknete ihre Tränen. O, wie schön war dieser Traum!

Am Tage nach Ostern, am 3. April, gingen wir, von einigen englischen Kriegsschiffen begleitet, unter Segel. Kaum hatten wir Cadiz verlassen, als sich ein heftiger Sturm erhob, der die Schiffe auseinandertrieb und die einen nach Gibraltar, die andern nach Malaga warf. Unsere Soldaten wollten die Gelegenheit benutzen und eine Küste, die durch ihre Weine so berühmt ist, nicht früher verlassen, bis sie das Vergnügen gehabt hätten, sie zu kosten! Die meisten, die auf eine baldige Rückkehr auf ihr Vaterland hofften, entäußerten sich fast aller ihrer Kleidungsstücke,

um sich einige Gläser des kostbaren Getränks zu verschaffen; auf diese Weise gingen Riemenzeug, Schuhe, kurz alles als Zahlung weg.

Die Flotte vereinigte sich wieder und segelte auf Mallorca zu. In weniger als einem Monat befanden wir uns vor Palma, der Hauptstadt dieser Insel. Aber unsere Hoffnungen auf Landung wurden bald zunichte. Von neuem erhielten wir Befehl, unter Segel zu gehen, und endlich führte man uns nach Cabrera, einer öden, unfruchtbaren, entsetzlichen Insel, die uns immer in trüber Erinnerung bleiben wird. Am Fuße dieser Anhäufung von Bergen und steilen Felsen kamen wir am 9. Mai, 5500 Mann stark an.



Nach eingehender Beschreibung der Insel und der neuen Lage der Gefangenschaft ergeht sich der Verfasser in bitteren Klagen über die Leiden, die er mit seinen Unglücksgefährten hier zu erdulden hatte. Endlich beschließt er, mit noch einigen seiner Kameraden zu entfliehen, doch die meisten Pläne mußten wegen ihrer Unausführbarkeit aufgegeben werden.

Ungefähr im Juni 1811 — ich befand mich damals schon länger als zwei Jahre auf der Insel — machte ich die Bekanntschaft einiger Gefangenen, die man erst kürzlich aus Catalonien hergebracht hatte. Unter diesen befand sich auch ein Feldwebel, ein unerschrockener Soldat, wie es keinen zweiten gab; er stammte aus Lyon und hieß Allegne. Dieser neue Mitgefangene brachte mich mit nicht weniger entschlossenen Männern als er in Beziehung. Ich zweifelte durchaus nicht an ihrer Kühnheit, allein ehe ich mich ihnen offenbarte, wollte ich auf ihre Verschwiegenheit rechnen können. Sobald ich mich davon überzeugt zu haben glaubte, teilte ich ihnen meinen lange vorbereiteten Plan, mich eines Fischerbootes zur Flucht zu bemächtigen, mit. Ich überzeugte sie von der Möglichkeit der Ausführung, und sie pflichteten mir mit großer Freude bei, obwohl es ihnen gewagt erschien. Die Führung wurde mir anvertraut. Wir machten also einen Ort aus, wo wir uns treffen wollten, und jeder schwor bei seiner Ehre, die größte Verschwiegenheit darüber zu bewahren.

Da die Insel keine Hilfsmittel gegen einen Überfall darbot, mußten sich die Fischer von Mallorca vor einem

Handstreich seitens der französischen Gefangenen sicher fühlen. Um aber in dieser Hinsicht noch ruhiger zu sein, hielten sie ihre Boote in einer gewissen Entfernung und näherten sich der Küste nur mit großer Vorsicht.

Man mußte also einen Ausweg ersinnen. Ich schlug daher vor, ein Boot mittels eines Enterhakens heranzuziehen, und der Vorschlag ward angenommen. Aber woher sich diesen Enterhaken verschaffen? Woher Eisen nehmen? Und wenn wir solches fänden, wie es zu unserm Gebrauch geeignet machen?

Zu dieser Zeit ließ unser Feldprediger, der stets damit beschäftigt war, seine Gartenanlagen zu erweitern, einen Felsen minieren, der ihm hinderlich war. Während der Nacht stahlen wir nun eine der zu dieser Arbeit dienenden Zangen. Einmal im Besitz dieses äußerst wichtigen Werkzeuges, diente uns eine auf der Insel gefundene Kanonenkugel als Amboß, und bald hatten wir auch aus dem Leder unserer Tornister einen Blasebalg fabriziert. Unser Enterhaken wurde geschmiedet, verschiedene fest aneinandergenietete Kettengelenke wurden in eine Länge von 6 Fuß daran befestigt, und dazu fügten wir noch die nötigen Seile, um das der Küste am nächsten vorbeisegelnde Boot zu kapern.

In meiner Eigenschaft als Seemann gab ich meinen Kameraden zu bedenken, daß für ein ähnliches Unternehmen ein gewisser Vorrat Lebensmittel und Wasser unerläßlich sei. Aber dieser Vorschlag hatte beinahe alles verdorben ... Unsere Rationen waren so dürftig! Da man indes im Falle eines Mißerfolgs jenen Vorrat wiederfinden mußte, hießen wir alles gut, und nach Verlauf von ungefähr vierzehn Tagen glaubten wir uns in der Lage, dem Meere trotzen zu können. Ende Juni hatten wir die hauptsächlichsten Vorkehrungen getroffen.

In der ersten Nacht des Juli 1811 brachten wir in der Stille unsere Lebensmittel und unsern Enterhaken nach der Westküste, wo die Boote am häufigsten vorbeikamen, und versteckten alles in Felslöchern. Unser Handstreich

konnte nur während der Nacht ausgeführt werden, denn es galt nicht allein das wachsame Auge der Fischer, sondern auch die Gefährten unserer Knechtschaft zu täuschen. Unser Elend war so groß, daß wohl einer der Unglücklichen, in der Hoffnung, ein paar Saubohnen mehr zu bekommen, uns hatte denunzieren können. Verschiedene derartige Beispiele machten uns mißtrauisch und ängstlich.

In der folgenden Nacht kehrten wir zu unserm Posten zurück, um die Ankunft der Boote zu belauern, aber nicht eins zeigte sich.

Drei Wochen lang setzten wir dies mühevolle Treiben fort. Einmal befanden sich Boote in unserm Bereich; schon wollten wir es wagen, aber die Nacht war nicht finster genug; ich besann mich schnell eines Besseren und bestand darauf, noch nichts zu unternehmen. Meiner Meinung nach durften wir nur handeln, wenn wir ganz sicher waren. Es glückte mir auch meine Kameraden zu überzeugen, und ich führte sie schnell hinweg, teils aus Furcht, sie möchten Einwand erheben, teils um nicht selbst in Versuchung zu geraten, meinen Entschluß zu ändern.

Vor allen Dingen mußten wir uns zu einem solchen Unternehmen gesund und kräftig fühlen. Durch die langen Nachtwachen, den anstrengenden Weg, den wir jeden Abend und Morgen über die hohen Berge zu machen hatten, deren kantiges Gestein uns die Füße verwundete, besonders aber durch den Mangel an Nahrung, den wir litten, seitdem wir uns die harte Pflicht auferlegt hatten, nur ein Viertel unserer Ration zu verzehren, aufs äußerste erschöpft, war es zu fürchten, daß wir mit der Zeit den Mut verloren.

Aber am 16. Juli kamen wir wieder auf dem Rendezvousplatze zusammen. Es mochte ungefähr 9 Uhr sein. Einer unserer Gefährten, der zuerst auf dem Gipfel des Berges angekommen war, rief mit verhaltener Stimme: „Vorwärts! . . . zwei Boote . . . schnell, schnell!“ Wer zuerst bei ihm angelangt war, wußten wir nicht; wir

kletterten wie die Gazellen. O Freude! O Glück! Zwei Boote vor unsern Augen! ... Kaum wagten wir zu atmen und uns zu bewegen. Uns gegenseitig bei den Händen fassend, schienen unsere Augen eine beredte Sprache zu reden und zu sagen: „Werden wir nach all dem Unglück, nach so viel Leiden endlich frei sein?" — „Pst! pst! keinen Lärm!" ...

Einige schlagen mit leiser Stimme vor, Rat zu halten.

„Wieso denn," entgegnete Alleigne, „ihr scherzt wohl? Wissen wir denn nicht schon lange, was ein jeder von uns zu tun hat? Bedarf es noch einer Wiederholung? Gehen wir hinab ... Eine solche Gelegenheit bietet sich niemals wieder." — „Ja, ja," wiederholten wir alle zusammen, „wir dürfen nicht zögern. Schnell, schnell!"

Und wir stiegen mit der größten Vorsicht ans Ufer hinab. Der kleinste rollende Stein konnte die Aufmerksamkeit der Fischer erwecken und unsere Hoffnung zunichte machen.

Das Wetter war herrlich, der Himmel mit Sternen übersät und der Wind frisch und günstig. Unten an der Küste an der Stelle unseres Verstecks angekommen, trafen wir sogleich in der größten Stille unsere Vorkehrungen. Jeder bekam einen Posten angewiesen.

Der Korporal im 121. Grenadierregiment Leroy, der kräftigste von uns, sollte den Enterhaken auswerfen. Ich nahm ihn beiseite und versuchte ihm Vertrauen zu seiner schwierigen Tat einzuflößen, doch er meinte, er sei des glücklichen Gelingens ganz sicher. „Auf alle Fälle," empfahl ich ihm, „handeln Sie nur dann, wenn Ihnen der Erfolg unfehlbar erscheint, ist dem nicht so, so bin ich dafür, noch länger zu warten."

Wir waren im ganzen vierzehn. Sechs, an deren Spitze der tapfere Alleigne stand, mußten das Seil halten, um, sowie der Haken gefaßt hatte, das Boot heranzuziehen. Vier andere, unter denen auch ich mich befand, sollten die Bewohner der Insel durch einen Hagel von Steinen in Furcht halten und sofort an Bord springen,

wenn es der Abstand erlaubte. Weitere vier endlich sollten am Ufer bleiben, um die Spanier aufzuhalten, die ohne diese Vorsichtsmaßregel auf die Berge steigen und von dort aus durch Zeichen die im Hafen vor Anker liegenden Kanonenboote aufmerksam machen konnten.

Außerordentlich aufgeregt warteten wir atemlos. Bald wechselte eins der Schiffe den Kurs und umsegelte den Felsen, so daß wir es aus den Augen verloren. Schon war die Hälfte unserer Hoffnung entschwunden. Es war uns, als risse man uns ein Stück von unserm Herzen aus dem Leibe. Aber noch ist ja das andere da! Es entfernt, nähert, wendet sich bald nach rechts, bald nach links. Wir stehen wie auf Kohlen, wir zittern, sprechen uns gegenseitig Mut zu — und zittern aufs neue. Bei der geringsten Bewegung des Bootes erstarrt uns das Blut in den Adern, oder es fließt um so rascher. Das Herz schlägt abwechselnd vor Hoffnung und Angst.

Endlich gegen 1/212 Uhr hielt ich den Augenblick für geeignet. Alle meine Leute waren auf ihren Posten. Besorgt und aufgeregt beobachte ich den, der in seiner Hand unsere ganze Hoffnung hält. Er macht sich bereit, seinen Füßen auf dem schlüpfrigen Steinboden einen festen Halt zu geben. Als schwebe über uns ein schweres Gewicht, das uns zermalmen könne, horchen wir vorgebeugt in die Nacht hinaus... Eine halbe Minute, die uns wie eine Ewigkeit dünkt, ist vergangen... Der Enterhaken ist geworfen!... Uns ist die Brust wie zugeschnürt. Eine schreckliche Ahnung... Aber nein, ein klirrendes Geräusch ward hörbar: die Fischer stoßen Schreie aus — der Haken hat gefaßt!... Kräftig wird das Seil gezogen; das Boot kommt näher, und wir stürzen uns auf dasselbe, werfen mit Steinen, springen an Bord, alles vor uns niederwerfend, was sich uns entgegenstellt.

Die Spanier, von Schrecken erfaßt, ducken sich längs des Dahlbords. Sie waren 6 und wir bis dahin nur 4. Als sie das merken, bewaffnen sie sich mit allem, was

ihnen unter die Hände kommt, und stürzen sich auf uns. Chazé, einer der unsrigen, ist am Bein verwundet, aber Alleigne und ein anderer eilen herbei, und die Wut verdreifacht unsere Kräfte Im Nu ist das Deck gesäubert; drei der Mallorkaner sind ins Meer geworfen, die andern flüchten sich durch die Luke in den Schiffsraum, wo wir sie gefangen halten „Jetzt ist es an euch!" rufen wir den an der Küste Zurückgebliebenen zu ... „Kommt! Drei Mann über Bord!" .. Inzwischen waren 4 von denen, die das Seil hielten, zu unserm einige Schritte entferntgelegenen Versteck gelaufen und kamen nun eiligst mit den Lebensmitteln und unserm kleinen Faß Wasser zurück.

Jetzt galt es, sich so schnell als möglich von der Küste zu entfernen. Das Deck des Bootes war mit Angeln, Netzen, Körben und einer Menge Fischergeräte bedeckt, die wir natürlich verschwinden ließen. Sobald dies geschehen, beeilte ich mich, das Steuer zu richten, zu bemasten und die Segel aufzuziehen. Das war bald getan. Dann entfernten wir uns schleunigst mit Hilfe einiger Ruder, um Wind zu nehmen.

Da wir keinen Kompaß besaßen, richtete ich mich nach den Sternen und segelte nordwärts. In dieser Richtung mußten wir in die Nähe von Barcelona und Tarragona gelangen. Es herrschte Südostwind, wie wir es nicht besser wünschen konnten.

Einmal auf hoher See, dachten wir an unsere Gefangenen. Diese waren über unsere Tat so erstaunt, daß sie sich kaum von ihrem Schrecken erholen konnten und unserm Treiben verwundert zusahen. Um sie ein wenig zu zerstreuen, nötigten wir sie, sich zu entkleiden und ihre Sachen gegen unsere Lumpen zu vertauschen. Ihre ärmlichen Röcke waren ganz durchnäßt, besonders von den dreien, die ins Wasser gefallen waren und die wir wieder herausgeholt hatten, damit sie nicht schwimmend das Land erreichten und Lärm schlügen. Glücklicherweise aber waren ihre dicken Mäntel und breiten Kapuzen im

Boot geblieben, und wir bedienten uns ihrer, um uns vor der nächtlichen Kühle zu schützen.

Von diesem Augenblick an war alles gemeinschaftlich unter uns, ausgenommen die Lustigkeit, die wir an den Tag legten und die mit uns zu teilen wir ihnen gern erließen. Es kostete uns die größte Überwindung, die armen Leute in ihrem Unglück nicht zu verspotten und ihnen unsere Freude durch Luftsprünge zu beweisen. Wir umarmten Leroy, drückten ihm beide Hände, nannten ihn unsern Retter und fragten ihn, ob er denn keine Angst gehabt hatte ... „Ach was," antwortete er, „ich war meiner Sache sicher, denn ich hatte meine Maßnahmen zu gut getroffen." Und man beglückwünschte ihn von neuem.

Unsere Ausgelassenheit nahm kein Ende, wir konnten uns nicht mehr beherrschen. Sollten wir doch das Vaterland, unsere Waffenbrüder wiedersehen, unsere Uniformen wieder anziehen, eine freie Luft atmen und eine ordentliche Ration Brot und Fleisch mit Genuß verzehren! ... Welch plötzliche, nie erhoffte Verwandlung aller Schrecken, alles Elends in den Zauber der Freiheit! Und unsere Freudenausbrüche nahmen kein Ende. Mehrere schlugen mit der Hand ein Kreuz gegen die Insel: „Verfluchtes Cabrera! verwünschte Insel! Teufelsfelsen!" riefen wir, „du erwischst uns nicht wieder ... Adieu, adieu für immer, entsetzlicher Aufenthalt! ... Es lebe die Freiheit! Es lebe Frankreich! Es lebe der Kaiser! ... Alle unsere Leiden sind nun zu Ende!"

Drei Viertelstunden waren ungefähr vergangen, daß wir die abscheuliche Insel hinter uns hatten. Da tat ein Zwischenfall unserm Freudentaumel ein wenig Einhalt — „Patron, Patron!" rief mir einer von den Leuten zu, die sich auf dem Vorderteil befanden; „wir sind im Begriff, ein Fahrzeug zu übersegeln!" — „Weicht aus, weicht aus!" — „Wir sind verloren!" rufen die andern ängstlich. — „Nein, nein, keinen Lärm, laßt nur." — Indes, nicht weniger sicher als sie, befehle ich trotzdem meinen

Leuten, sich zu ducken. Wir segeln im Wind und erkennen die englische Brigg, die sonst vor der Insel kreuzte. In der größten Stille gleiten wir fast unter ihrem Bugspriet vorbei Dank der Hute und Mantel der Fischer mußte man uns für Spanier gehalten haben, und wir kamen mit dem Schrecken davon

Dieser Zwischenfall machte uns vorsichtiger. Ich befahl, daß ein jeder einmal auf dem Vorderteil Wache stand, um rechtzeitig von dem, was vorging, benachrichtigt zu werden Ruhig setzten wir unsere Fahrt bis zum Anbruch des Tages fort.

Am nächsten Morgen befanden wir uns in der Nähe von Palma. Der Wind wurde so schwach, daß man zu den Rudern greifen mußte, was sehr ärgerlich für uns war, da wir nur drei Seeleute besaßen. Eigentlich hätten wir vier sein müssen, aber zu unserm großen Erstaunen merkten wir erst jetzt, daß ein junger Matrose fehlte, der indes am vorhergehenden Tag beim Stelldichein gewesen war und geholfen hatte, das Boot herbeizuziehen . . . Wir vermuteten, daß der junge Mann, der wahrscheinlich das Unternehmen für ungünstig hielt, sich noch im letzten Augenblick entschieden hatte zu bleiben Jeder von uns wünschte nur, daß er unsern Plan nicht ausplaudere.

Der Wind hatte sich vollkommen gelegt. Ich ließ daher unsere beiden Matrosen die hinteren Ruder nehmen und setzte hinter sie die Soldaten, was für diese eine große Erleichterung war, weil sie ihre Bewegungen nach ihren Vordermännern richten konnten. Auf diese Weise mit 8 Ruderern ausgestattet, ruderten wir schlecht und recht den ganzen Tag Gegen Abend aber waren wir so erschöpft, daß wir nicht mehr konnten. Die armen Soldaten, die an eine so harte Arbeit nicht gewöhnt waren, klagten, ihre Arme und Lenden seien wie zerschlagen. Ich ermutigte sie so gut ich konnte; wenn jedoch die Windstille fortdauerte, wußte ich nicht, was werden sollte. Glücklicherweise ließ der Wind nicht mehr allzu lange auf sich warten. Eine günstige Brise schaffte unseren

Ruderern Erleichterung und brachte uns ein flüchtiges Stück vorwärts.

Mit Tagesanbruch bemerkten wir hinter uns zwei Fahrzeuge, die mit erschreckender Schnelligkeit dahinzufahren schienen. Nach einigen Augenblicken sorgenvoller Aufmerksamkeit erkannten wir sie. Es waren die beiden Kanonenboote, die Wächter der Gefangenen der Insel. Sie befanden sich auf der Jagd nach uns! . . . Jeder von uns sah die Gefahr, die uns bedrohte, und es galt, unsere Anstrengungen zu verdoppeln und aus Leibeskräften zu rudern.

Die Erinnerung an die Insel und ihre Schrecken wirkte entscheidend. „Vor allem Übereinstimmung!" rief ich meinen Gefährten zu, „das ist das einzige Mittel, unsere Kräfte zu schonen und vorwärts zu kommen." Die Soldaten ruderten so gut, daß es Matrosen, welche 10 Jahre dabei waren, nicht besser hätten machen können. Und nach 2 Stunden unglaublicher Anstrengung, währenddem, wie ich glaube, nicht ein Wort gesprochen wurde, hatten wir das Glück, unsere Verfolger ihren Vorsprung vollkommen verlieren zu sehen.

Bis zum nächsten Tage nachmittags 3 Uhr ereignete sich nichts Neues. Aber um diese Zeit sahen wir ein großes Schiff vor uns, in welchem wir eine englische Fregatte zu erkennen glaubten. Was tun? Einen falschen Kurs steuern? Wir konnten es nicht, denn schon fehlte es uns an Wasser, und wir mußten uns beeilen, unser Ziel zu erreichen. Meine Gefährten waren aufs äußerste bestürzt, und ich war es nicht minder, denn diesmal waren die Umstände höchst kritisch. Wer konnte mir einen Rat geben? Niemand; es war nicht möglich, sich zu verständigen. Ich fragte meine Leute, ob sie sich mir anvertrauen wollten und ob jeder bereit sei, meine Befehle auszuführen. Dann ließ ich uns den Wind in den Rücken kommen, wir waren schon sehr schlaff. Die Fregatte hatte ihre Halsen am Backbord, und wir segelten stracks auf sie zu; aber ungefähr in Kanonenschußweite stellte

ich die Ruderpinne auf Steuerbord, die Barke fuhr gegen den Wind, und wir lavierten eine Strecke Backbordhalsen. Wenige Augenblicke später zog die Fregatte neue Segel auf und machte einige Manöver, wahrscheinlich in der Absicht, uns zu erreichen. Das war es, was ich wissen wollte. Sofort ließ ich die Segel einziehen und die Masten ausnehmen, um weniger leicht gesehen zu werden. Ich befahl nun, kräftig zu rudern und unser Schiff flog mit Windeseile dahin. Das Gefühl unserer Verfolgung durch die Fregatte und der Gedanke an Cabrera gaben uns Kraft. Wir waren fest entschlossen, lieber unterzugehen als dahin zurückzukehren. Doch die Gefahr war groß: die Fregatte war ein guter Segler, und ganz gegen unsern Wunsch ging die Sonne spät unter. Wir rechneten mit der Dunkelheit. Endlich kam sie, jene Nacht, die wir so heiß ersehnten. Man verlor uns aus den Augen, und wir setzten unsern Weg fort.

Am 20. Juli mit Tagesanbruch sahen wir Land, worüber große Freude herrschte. Gegen Mittag behauptete der Feldwebel Alleigne die Gegend von Tarragona wiederzuerkennen, und eine halbe Meile von der Küste entfernt, ließ ich uns den Wind in den Rücken kommen.

Wir hatten vor unserer Abfahrt aus Cabrera wohl sagen hören, daß Tarragona in den Händen der Franzosen sei, doch war es wichtig, es genau zu wissen. Mit Hilfe eines weißen Taschentuches, einer schwarzen Kravatte und eines Stückes von einem rotwollenen Hemd hatten wir bald eine nationale Fahne zusammengestellt, die wir, als wir uns der Küste näherten, an einer unserer Rahen aufhißten. Fast im selben Augenblick fuhr aus dem Hafen ein kleines Fahrzeug mit einer großen französischen Fahne heraus. Unsere Freude war unbeschreiblich. „Man hat uns erkannt," riefen wir, „endlich werden wir unsere Landsleute wiedersehen!"

Das Fahrzeug nähert sich — es sind spanische Soldaten, die uns zurufen: „Wer seid ihr? Woher kommt ihr?" Und wir sehen sie auf uns zielen. Wir waren wie

versteinert vor Bestürzung. Es war kein Zweifel mehr, wir hatten uns in die Löwengrube begeben. „Mut!“ sage ich zu meinen Kameraden, „wir müssen siegen oder sterben!“ Alle schworen, ihr Leben teuer zu verkaufen. Wir bemächtigten uns einiger aller Gegenstände, die als Waffe dienen konnten, und schlossen die Luke über unseren Gefangenen. — „Alle Mann auf den Bauch!“ kommandierte ich, „und rührt euch nicht früher, als bis ich euch das Zeichen dazu gebe. Und nun vorwärts, in zehn Minuten sind sie unser“ — Unsere Not war groß, aber wir waren entschlossen. Als einziger, der aufrecht stand, steuerte ich mit der größten Vorsicht und schickte mich an, den Feind zu übersegeln Aber schon zwei Minuten später rief ich „Kinder, steht auf! . . Wir sind gerettet!“ Die Spanier hatten ihre feindliche Haltung bewahrt, aber auf ihren roten Mützen bemerkte ich die dreifarbige Kokarde. Vollkommen beruhigt rief ich nun dem zu, der mich mehrmals angerufen hatte: „Wir sind Franzosen!“ — „Franzosen?“ wiederholte er. — „Ja . . . französische Gefangene, die von der Insel Cabrera entkommen sind.“ Als ich diese Worte sprach, befanden wir uns Bord an Bord. Bald erkannten wir uns, und die Unsrigen brachen in ein wahnsinniges Freudengeschrei aus, während die andern uns Beifall zollten.

Man reichte sich von einem Bord zum andern die Hände, und der Kapitän ließ mir eine blecherne Feldflasche mit Branntwein reichen, die ich reihum gehen ließ. Nach dieser Aufmerksamkeit kehrte das Boot in den Hafen zurück, um von seiner Sendung Bericht zu erstatten. Wir folgten ihm und hielten unsern Einzug in den Hafen unter dem tausendstimmigen Ruf: „Vive l'empereur!“

Beim Betreten des Hafendammes wurden wir von dem Platzkommandanten, den Generalstabsoffizieren und einer Menge Unteroffiziere und Soldaten empfangen, die uns um den Hals fielen und tausend Fragen an uns richteten. Alle wollten sie uns mit sich nehmen. Aber es gab noch Formalitäten zu erfüllen.

Im Zollbureau wurde sofort auf Befehl des Kommandanten ein Protokoll aufgenommen. Dann ließ er uns mehrere Körbe mit Brot und Fleisch bringen, denn unsere abgemagerten Körper legten genügend Zeugnis ab für das Elend, das wir ausgestanden hatten. Doch anstatt mit Heißhunger zu essen, wie man es erwartete, erzählten wir zuerst alle auf einmal und in fürchterlichster Zusammenhangslosigkeit von der schlechten Behandlung, die uns die Spanier hatten zuteil werden lassen. Die Freude raubte uns den Appetit, nur einen unerträglichen Durst hatten wir, den der Wein nicht zu stillen vermochte; man beeilte sich daher, uns Limonade zu geben.

Zu dieser Zeit waren noch nicht 20 Tage vergangen, daß Tarragona nach einer zweimonatlichen Belagerung im Sturm genommen worden war, und die Stadt war noch ein blutiger Trümmerhaufen. Der schreckliche Anblick, den sie darbot, gab uns Gelegenheit zu traurigen Betrachtungen. Fast kein einziger Einwohner war mehr darin. Da der Kommandant es uns frei gestellt hatte, wo wir wohnen wollten, wählten wir ein Haus am Strande, um besser über unser Boot wachen zu können.

Am nächsten Morgen begaben wir uns nach der Zollniederlage, um unsere Gefangenen aufzusuchen, die man dort eingesperrt hatte. Wir trafen sie in der größten Niedergeschlagenheit und in Tränen schwimmend. Die Unglücklichen! Fast alle Familienväter, schluchzten sie, als sie von ihren Frauen und Kindern sprachen, und sie taten uns leid. Wir liefen sofort zum Gouverneur, um Fürsprache für sie einzulegen. Er erhörte unsere Bitte und gab uns sein Wort, daß er sie nach Mataro bringen lassen werde, einem zwischen Barcelona und Tarragona gelegenen Flecken. Von da würden sie sich leicht nach ihrer Heimat einschiffen können. Der General hielt Wort: die Fischer wurden ihren Familien wiedergegeben. Was das Boot anlangt, so wurde es zu unserm Vorteil für die Summe von 1900 Francs verkauft

6.

Belagerung von Gerona

von

Don Juan Andrés Nieto Samaniego



Vorwort.

Unter den heldenmütigen Verteidigungen der spanischen Festungen während des Freiheitskrieges verdient besonders Gerona genannt zu werden, das sich im Jahre 1809 mit einem Häuflein tapferer, für die Sache der Freiheit Begeisterter vier Monate lang gegen die zahlreichen französischen Belagerer verteidigte. Die Anstrengungen, Entbehrungen und Mühseligkeiten der Belagerten, deren Festung zwar mit regelmäßigen Werken umgeben, indes nur ungenügend mit Lebensmitteln versehen war, trotzten lange den furchtbaren Bemühungen der Franzosen, denen alle Mittel einer bedeutenden Kriegskunst zu Gebote standen. Selbst die Frauen dieser fanatischen Bevölkerung stellten sich in den Dienst des Krieges und waren den Verteidigern unter dem Titel der „Gesellschaft der heiligen Barbara" nützlich. Erst als Hungersnot und Krankheiten (besonders der verheerende Typhus) einen großen Teil der Einwohner dahingerafft hatten, ergab sich die Festung unter den ehrendsten Bedingungen. Allerdings kamen den Verteidigern die Verzögerung und die Schwierigkeiten des Transports, unter denen die Belagerungsheere der Franzosen litten, zu statten, indem sie sich dadurch genügend zu der Belagerung vorbereiten konnten. Dennoch gebührt dieser Episode des spanischen Befreiungskrieges ein ehrender Platz in der Geschichte, und ich glaube keinen Fehlgriff getan zu haben, das Tagebuch des Don Juan Andrés Nieto Samaniego in gekürzter Form hier

wiederzugeben, um so mehr, da die Auswahl unter spanisch geschriebenen Werken über diese Zeit nicht groß ist. Es ist mit dem ganzen Bombast spanischer Rhetorik geschrieben, der allerdings im Deutschen zugunsten des bessern Stils teilweise wegfallen mußte. Der Verfasser war Oberarzt während der Belagerung, und seine Schilderung geht, besonders was den Gesundheitszustand der Kranken betrifft, sehr ins einzelne. Dies tritt natürlich in unserm Auszug nicht in die Erscheinung, da nur die Beschreibung der Belagerung selbst, sozusagen der Kern des ganzen Werkchens herausgeschält ist. Nieto Samaniego veröffentlichte dasselbe im Jahre 1813 in Tarragona unter dem Titel „Memorial histórico de los sucesos más notables de armas, y estado de la salud pública durante el último sitio de Gerona."

F. M. K.



Am 6. Mai zeigten sich die ersten Vortruppen der Belagerer auf den Höhen von Casaroca und Costaroza auf dem linken Ufer des Ter in der Nähe der Stadt. Früher schon hatte der Feind den Platz zu überrumpeln gesucht, jetzt schritt er zur förmlichen Belagerung, und es wurden dazu in Bascara sowie an andern Orten ungeheure Anstalten getroffen. Nachdem Rosas genommen und die catalonische Armee bei Valls geschlagen worden war, litt es keinen Zweifel, daß der Feind sich nähern und zur Belagerung schreiten wurde. Wirklich nahm man auch in den folgenden Tagen Schanzarbeiten auf den höchsten Punkten um Casaroca herum wahr. Sobald der Feind in die Umwallungslinie der Stadt einrückte, nahm er vermöge seiner großen militärischen Einsicht die zweckmäßigsten Stellungen ohne Widerstand, wählte Lagerplätze, arbeitete an Brustwehren und Wegen und legte den Grund zu der Mörserbatterie auf Casaroca, der unser Feuer, wenn es auch noch so gut gerichtet und unterhalten war, keinen erheblichen Schaden zuzufügen vermochte. Der Feind beschleunigte die gegen die Außenposten von Monjuich gerichteten Werke und fing an, sein furchtbares Geschütz vor unsern Augen aufzufahren und auf die gewählten Stellen zu bringen.

Nun wurden die Gemüter unruhig, und man dachte schon im voraus an das mannigfache Elend, das eine Belagerung mit sich zu führen pflegt. Dennoch war die Geistesgegenwart so groß, daß nicht nur in diesem Augenblick, sondern auch in der ganzen langwierigen Belagerung

nicht das geringste Merkmal von Furcht vor den Verwüstungen wahrzunehmen war, die nach den im Umkreis der Stadt gemachten schrecklichen Zurüstungen zu erwarten waren und auch wirklich erfolgten.

Je nachdem der Feind seine Arbeiten fortsetzte, wurden auch in der Festung die Maßregeln zum Widerstande und zur Verteidigung getroffen, so gut als eben die beschränkten Hilfsmittel gestatteten. Man besserte die von der letzten Belagerung[1]) her noch vorhandenen Werke aus, verfertigte Roßmühlen von schlechter Bauart und demnach wenig Nutzen, wählte in den zur Domkirche gehörigen Gebäuden einige Gemächer zur Betreibung der Geschäfte des Gouvernements aus usw.

Der Militärausschuß schlug die Aufreißung des Straßenpflasters vor, aber der Regierungsausschuß widersetzte sich dem. Letzterer trug mir auf, meine Berufsgenossen zu versammeln und mit ihnen zu beraten, ob das Aufreißen des Pflasters der Gesundheit nachteilig wäre oder nicht. Ich erbat mir hierzu die Erlaubnis des Generalkommandanten, und die Beratschlagung fiel dahin aus, daß nur die zur allgemeinen Verbindung und für den Militärdienst erforderlichen öffentlichen Plätze und Gassen zu entpflastern wären. Hierauf wurden einige Straßen entpflastert, und es war nicht mehr die Rede davon.

Die Militär- und Zivilgewalt ward von folgenden Behörden ausgeübt:

1. Don Manno Alvarez, damals Generalmajor der königlichen Armee, Generalkommandeur der Avantgarde der catalonischen Armee, Interimsgouverneur der Festung Gerona, mit seinem Generalstabe, einem Militärausschuß, einem Beisitzer und 3400 Mann Besatzung

2. Dem vereinigten Regierungsausschuß von Gerona und Figueras.

[1]) Am 20—21 Juni und 22. Juli bis 16. August 1808 machte der General Duhesme zwei Angriffe auf Gerona, die beide von den Spaniern zurückgeworfen wurden

3. Einer Abteilung der königlichen Finanzen mit ihrem Zahlamte.

4. Einem Polizeiausschuß.

5. Einem Ökonomieausschuß.

6. Für die Gesundheitspflege von mir als Chef und mehreren Ärzten und Wundärzten.

Als dem Generalkommandanten die Stimmung der Einwohner bekannt geworden war, erließ er mit der bei dem spanischen Militär üblichen Feierlichkeit folgenden Befehl, der allgemeine Aufmerksamkeit erregte: „**Unverzügliche Todesstrafe einem jeden, ohne Unterschied der Person oder des Standes, der von Kapitulation oder Übergabe spricht!**"

Dieses Dekret ward von der Besatzung und der Bürgerschaft mit Enthusiasmus aufgenommen, weil es gerade zur rechten Zeit erschien; es verschloß denen den Mund, welchen ihr Eigennutz und ihre Ruhe mehr galt als der Verlust einer solchen Stadt, es führte alle Ideen auf einen und denselben Zweck hinaus und war die Einleitung zu der folgenden beispiellosen Verteidigung.

Als die verschiedenen Arbeiten des Feindes vollendet und viele Batterien zum Feuer in Bereitschaft waren, erschien am 12. Juni nachmittags der erste Parlamentar und forderte die Festung zur Übergabe auf. Aber der Gouverneur, der sie verteidigte, bedeutete ihm, sich zu entfernen und seinem General zu sagen, er könnte sich künftig die Mühe ersparen, Parlamentäre zu schicken; denn da er nichts mit ihm gemein haben wollte, würde er sie nicht anders als mit Kartätschen empfangen. Dies ward auch bei den vielen Gelegenheiten, wo der Feind zu parlamentieren verlangte, immer ausgeführt.

In der Nacht vom 13. zum 14. zwischen 1 und 2 Uhr fing der Feind an, die Stadt aus 11 Mörsern zu bombardieren, deren Feuer ohne Unterlaß Häuser zerstörte und in Brand setzte und Menschen und Tiere zerschmetterte. In diesem Augenblick ertönte der schreckliche Generalmarsch, den man nachher bei dieser Belagerung noch

so oft hörte, zum ersten Male. Alt und jung, vom Schrecken der Verwüstung überrascht, eilte, sich einen Zufluchtsort zu suchen, wo sie sich wenigstens für den ersten Augenblick über die große Gefahr hinwegtäuschen konnten. Währenddessen liefen die rüstigen, in der Geronesischen Brüderschaft vereinigten Bürger und die Frauen und Mädchen von der Gesellschaft der heiligen Barbara sowie die Besatzung zu den ihnen angewiesenen Posten. In dieser Nacht ward auch das chirurgische Hospital in der Kirche des heiligen Pedro von Galicien eröffnet.

Der Morgen des 17. Juni zeichnete sich durch die seltene Tapferkeit und den großen Mut aus, womit ein Teil unserer Besatzung gegen den Feind durch die Vorstadt Pedret ausfiel, ohne das Gewehrfeuer des viermal stärkeren Feindes in der Front sowie des Feuers der Kanonen, Bomben und Granaten aus den Batterien von Casaroca in der linken Flanke zu achten.

Der Zweck dieses gewagten Ausfalls war die Zerstörung eines großen Werkes, das der Feind zum Schutz der Mühlen der Vorstadt Pedret errichtet hatte, die er gleich anfangs nahm, und das, wie man glaubte, zur Basis einer Batterie gegen das französische Tor dienen sollte. Dieser Zweck ward erreicht, obwohl wir dabei einige unserer Tapferen durch Tod oder Gefangenschaft verloren, da sie sich unerschrocken auf den Feind warfen. Die Zahl der Verwundeten belief sich auf 110.

Einige Bomben äscherten das Militärhospital ein, wobei wir viele Gerätschaften verloren; ein Verlust, der desto wichtiger war, je mehr die Schwierigkeit, sie zu ersetzen, zunahm.

Im Juli ward das Kastell Monjuich, worauf der Feind seine Absichten besonders richtete, mit allen in der Belagerungskunst bekannten Mitteln nachdrücklich angegriffen. Kanonenkugeln, Bomben, Granaten, Kartätschen, Steinkörbe, Kleingewehrfeuer, Einschließung und Annäherung der Parallelen von seiten der Belagerer, Breschen und Werke zu ihrer Verteidigung, Beunruhigungen,

Stürme, nächtliche Angriffe, erschwerte Verbindung mit der Festung, üble Beschaffenheit des Trinkwassers und Krankheiten, alles vereinigte sich allmählich im Laufe des Monats, den Aufenthalt im Kastell unerträglich zu machen, und verschaffte den tapferen Leuten die Gelegenheit, sich mit unsterblichem Ruhme zu bedecken, die zur rechten Zeit unternommene weise und kluge Räumung setzte ihren Taten die Krone auf.

Da die drei Posten, die nebst ebensovielen Redouten und zahlreichen Türmen die Außenwerke des Forts ausmachten, zertrümmert waren und notwendigerweise verlassen werden mußten, so legte eine Batterie von zwanzig Vierundzwanzigpfündern die Hälfte der nördlichen Kurtine in Bresche. Andere Kanonen beschossen die Südseite von dem zwischen den Türmen San Danielo und San Narciß befindlichen Raume aus, die Mörser und Haubitzen von der Seite von Casaroca, und so befand sich dieses kleine, nicht geschlossene Fort zwischen drei schrecklichen Feuern, die es auf drei Seiten beschossen.

Da die Besatzung von so vielem Feuer ermattet und die Bresche für 40 Mann in der Front gangbar war, so schwieg das Fort, teils, weil sein Feuer ganz schwach war, anderenteils, um nicht Munition und Arbeit in einem Flintenfeuer zu verschwenden, das gegen Feinde unnütz war, die sich hinter ihren Brustwehren vollkommen decken konnten. Der Feind zog wahrscheinlich aus diesem heilsamen, wohlüberlegten Schweigen und aus der geräumigen Bresche günstige Schlüsse für seine Unternehmungen und beschloß, die Bresche in der Nacht vom 4. zum 5. zu stürmen und den Angriff auf andern Punkten mit Sturmleitern zu unterstützen.

In erwähnter Nacht drangen starke Kolonnen von Franzosen vor. Die Veliten[2]) stritten um den Vortritt

[2]) Veliten waren junge, noch nicht das militärpflichtige Alter habende Soldaten im Heere Napoleons, die sich freiwillig zum Kriegsdienste gemeldet hatten. Die ersten beiden solcher Korps,

im Angriff der Bresche. Aber kaum hatten sie sich auf Flintenschußweite genähert, so verbreitete ein Hagel von Kugeln aus unsern kleinen Gewehren, verbunden mit einer Menge Bomben und Granaten, die die Festung ohne Unterlaß entsandte, Verwirrung und Schrecken unter ihnen. Dennoch drangen die Kühnsten bis in den Graben, der ihnen zum Grabe bestimmt war, doch alle erfuhren zu ihrem Schaden, daß das Schweigen des Forts nur vorübergehend gewesen war. Der Feind ward völlig zurückgeschlagen und ließ im Graben und auf den Wällen viele Tote und einige Leitern zurück.

Dieses Gefecht war für unsere Waffen durchaus ruhmlich, da es gegenüber den großen Vorteilen, die es mit sich brachte, uns nur 2 oder 3 Tote und 28 Verwundete kostete.

Natürlich bemühte sich der zurückgeworfene Feind, sich zu rächen und seine Unternehmungen zu beschleunigen, und da es unmöglich war, sein Feuer noch mehr als in den vorhergehenden Tagen zu beleben, weil die Geschwindigkeit, womit er durch ununterbrochenes Schießen von der großen Batterie aus das Fort verwüstete und die Schutzwehren zerstörte, nicht in Betracht kam, mußte er sich mit dem verderblichen Geschützkriege begnügen und das Feuer bis in die Nacht vom 7. und 8. fortsetzen.

In dieser Zeit gelang es ihm mit seinen mächtigen Hilfsmitteln, die tapfere Besatzung zu schwächen und die Bresche so beträchtlich zu erweitern und gangbar zu machen, daß man hinaufreiten und mit mehr als 50 Mann in der Front eindringen konnte. Der auf dem Glacis verschanzte Feind zweifelte nun nicht mehr am glücklichen Erfolge und glaubte vor allem nach zwei wichtigen

---

von denen ein jedes aus 800 Mann Fußvolk bestand, wurden im Jahre 1803 gegründet und 1804 kam noch ein Reiterkorps dazu. Nach dem Sturze des Kaisers wurden diese Regimenter wieder aufgelöst.

Dingen streben zu müssen: nach der Einnahme des Forts, die ihm ausgemacht schien, und dann nach der Wiederherstellung seines Ruhmes.

Zu diesem Behufe bestimmte der General der Belagerer[3]) in der Nacht vom 7. zum 8. mehr als 9000 seiner tapfersten Krieger, die die Bresche angreifen und andere Punkte des Kastells bedrohen sollten, das von kaum 900 Mann verteidigt wurde.

In der Morgendämmerung nahm die schreckliche Arbeit ihren Anfang und kündigte sich durch ein Bataillonfeuer an, dessen Wirkung fühlbar ward, noch ehe man den furchtbaren Angriff vermutete.

Unser Kleingewehrfeuer antwortete mit der Würde, Festigkeit und Sicherheit, die man von dem Helden, der die Verteidigung leitete sowohl als von dem unbedingten Gehorsam, der Tapferkeit und Rechtlichkeit der besten Soldaten erwarten konnte.

Als der Tag schon weit vorgerückt war, um 1/2 3 Uhr, hatte der mächtige kriegsgewohnte Belagerer dreimal angegriffen und dreimal war er glorreich zurückgeschlagen worden. Bei jedem Angriff ließ er unzählige Tote zurück — Zeugen seiner Tapferkeit, Geistesgegenwart und Kriegszucht, denn ungeachtet der Dunkelheit der Nacht blieb doch alles beisammen. Unser Ruhm wäre an diesem Tage des Triumphes vollkommen gewesen, hätte nicht ein unglücklicher Zufall, dessen Ursache unbekannt geblieben ist, unsere Freude gestört.

Der Zufall wollte, daß bei den letzten Anstrengungen des Feindes, als er vollkommen zurückgeworfen war, im Turme San Juan Feuer ausbrach und das dort liegende Pulver ergriff. Dieser Turm befindet sich zwischen der westlichen Kurtine des Forts, der Stadt und der Vorstadt Pedret. Die Explosion hatte nicht nur den Verlust der

[3]) General Jean Antoine Verdier war von Gouvion Saint-Cyr (siehe 7. Anmerkung) beauftragt, mit einem Teile seines Heeres Gerona zu belagern.

sämtlichen Wachmannschaft, sondern auch des wichtigen Gebäudes und Militärpostens zur Folge

Der Verlust des Feindes bei diesem Angriff ward auf 1600 Mann berechnet, mit Einschluß von gefangenen Velten, die schwer verwundet im Graben gefunden wurden und im Hospital starben. Der unsrige betrug 114 Mann an Verwundeten.

Da der Feind durch wiederholte und mit großem Verlust verbundene Erfahrung belehrt war, daß er mit seinen zahlreichen Heerhaufen nicht einmal durch die gangbarste und geräumigste Bresche eindringen konnte, weil die Tapferen von Monjuich sie bewachten, so sah er sich genötigt, sich auf den Gebrauch des Geschützes zu beschränken, um ohne Gefahr das kleine Fort in einen Steinhaufen zu verwandeln.

Schließlich errichtete er neue Batterien und gab der großen, welche die Bresche geschlagen hatte, eine andere Richtung. Er nahm nun den Teil der nördlichen Kurtine, welche an das Außenwerk stößt, und diese selbst zum Zielpunkt seiner Schüsse. Und während er das Fort mit seinem schrecklichen Feuer zu zerstören fortfuhr, umgab er es mit zahllosen wohl verschanzten Schützen, die den unsrigen mit anhaltendem Gewehrfeuer so zusetzten, daß sie uns an manchen Tagen bis zu neun Schildwachen auf demselben Punkte töteten.

Die Stadt litt gleichzeitig unter der Zerstörung der Bomben, obwohl sie in geringerer Anzahl fielen, weil einige Morser und Haubitzen der Batterien von Casaroca auf Monjuich gerichtet waren, dessen Umfang seiner Besatzung nicht so viel Raum, als die Umstände erforderten, noch einen vor den Verheerungen des Geschützes gesicherten Ort darbot. Diese erschwerenden Umstände und die verderbliche Verachtung der Gefahr seitens unserer Soldaten verursachten viel Unheil.

In diesem Monat begannen auch die endemischen Fieber, die gewöhnlich in Gerona herrschen, sich zu zeigen, wodurch die Spitäler einen beträchtlichen Zu-

wachs erhielten. Die unterste Volksklasse und die Flüchtlinge, die sich nach Gerona gerettet hatten, wurden von diesen Fiebern am meisten befallen.

Es gelang jetzt dem Feinde, wiewohl nicht ohne große Anstrengung, seine Parallelen bis an den Rand des Grabens über der Chaussee vorzurücken, und er bemühte sich, große Werke mit Faschinen, Schanzkörben, Erdsäcken usw. anzulegen. Der Mangel an Erde im Umkreis des Forts verdoppelte zu unserm Glück seine Anstrengungen und erschwerte die Arbeiten, die ihm zum Angriff und zur Verteidigung unentbehrlich waren. Aber seine in der Entfernung eines Pistolenschusses völlig gedeckten Schützen beunruhigten die unsrigen unaufhörlich mit einem heftigen Gewehrfeuer, das der Besatzung sehr lästig war und großen Schaden anrichtete. Besonders war es unmöglich, sich in den zerstörten Verschanzungen blicken zu lassen, ohne sich einer Menge Schüsse von denen auszusetzen, die beständig auf der Lauer lagen. Da sich zu diesem Feuer noch Kanonenkugeln, Bomben und Granaten gesellten, so war das Außenwerk von dem Ende des Monats an bis zur Räumung des Forts wie ein Ort des Untergangs für alle, die es besetzten. Dessen ungeachtet stritten sich die braven Verteidiger von Gerona um diesen Posten wie um alle anderen, wo es Gefahr gab.

Die Feinde griffen diesen Teil des Forts zu verschiedenen Malen an und jedesmal des Nachts, vermutlich um zu versuchen, ob die Besatzung sorglos oder wenigstens nicht aufmerksam genug wäre; stets aber war es vergebens, ausgenommen das letztemal.

Zu dieser Zeit hörten unsere Schnarrposten[4]) im Graben arbeiten, und da sie sich durch wiederholte Beobachtungen davon überzeugt hatten, besorgte man, daß

[4]) Sicherheitsposten der Kavalleriefeldwachen, welchen die unmittelbare Sicherheit der Vorposten übertragen ist, auch „Posten vor dem Gewehr" genannt.

der Feind das Fort unterminiere. Viele erwarteten von dieser Arbeit großes Unglück, obwohl verständige Militärs nicht zugaben, daß es so bedeutend sein werde — wenn auch die Mine, wie einige glaubten, gegen das Tor hin sich befände —, weil der Grund des Forts natürlicher Felsen sei und man sonst keine Arbeit am Fuße der Mauer wahrnahm. Und in der Tat, das Werk flog auf und tat meines Wissens nicht den geringsten Schaden, weil es bloß aus Erde bestand. Nun war das Tor für den Feind entblößt, und er fing eine erhöhte Batterie an, in der Absicht, es zusammenzuschießen. Da indes dadurch die Verbindung zwischen dem Fort und dem Außenwerk sehr erschwert ward, erregte der Beginn seiner Zerstörung große Besorgnis, und es ward deswegen für den 8. August ein Ausfall beschlossen, um die Kanonen der Batterie zu vernageln.

Nachdem sich an diesem Tage die zu einem ebenso gewagten als ihrer Tapferkeit würdigen Unternehmen bestimmten Männer versammelt hatten, einige mit Nägeln und Hämmern, andere mit Äxten, noch andere mit brennbaren Stoffen bewaffnet, warfen sie sich am hellen Tage in guter Ordnung blitzschnell auf die feindlichen Brustwehren und Batterien. Trotz des ziemlich heftigen Geschütz- und Gewehrfeuers, das der Feind vergebens dem unwiderstehlichen Angriff entgegensetzte, durchbrachen sie die Brustwehren und erstiegen gleichzeitig die Batterien. Während einige Blut und Leben dem Vaterlande opfern und den mächtigen Anstrengungen Widerstand leisten, die den Angegriffenen von andern benachbarten Punkten zu Hilfe eilen, werfen andere mehrere Kanonen um, zerbrechen die Speichen der Lafetten, suchen sie zu verbrennen und ziehen sich, nachdem sie so den kühnen Plan größtenteils ausgeführt haben, zurück.

Einer der ersten, welche die Batterien erstiegen, war der ehrwürdige und brave Gehilfe des Paters Kapellan von der 1. Legion von Gerona. Er war so unglücklich, einen Schuß durch die Lende zu bekommen, der ihm das Hüft-

bein zerschmetterte, woran er nach einigen Monaten starb. Er fiel einem feindlichen Kapitän in die Arme; die feindlichen Soldaten wollten ihn ermorden, aber der Kapitän schützte ihn nicht ohne eigene Gefahr in der Hitze des Gefechts. Mehrere der Unsrigen kamen hinzu und töteten den Offizier gerade in dem Augenblick, da er, unbekümmert um seine Person, einen seiner Feinde und unserer Brüder zu retten bemüht war.

Dieses heldenmütige und gefährliche Unternehmen hätte uns nicht zwei Drittel der wirklich Verwundeten gekostet, wenn nicht ein Sergeant, dem viele, von mißverstandenem Eifer getriebene Soldaten folgten, aus eigenem Antriebe sich entschlossen hatte, den Feind auf dem kleinen Fort San Danielo anzugreifen. Dies war ein unverteidigter Posten, in dessen Besitz die Franzosen durch Überrumpelung gekommen waren. Die Unsrigen wurden bei ihrer Annäherung mit unzähligen Kugeln von den Brustwehren und Dächern empfangen und zurückgeworfen. Aber wegen seines Diensteifers und der guten Absicht wurde dem Sergeanten sein Fehler verziehen.

Wir hatten bei dem Ausfall 48 Verwundete. Sein ganzer Gewinn bestand darin, daß die Fortschritte des Feindes um einige Stunden aufgehalten wurden. Denn es erforderte nur wenig Zeit, die vernagelten Geschütze gegen andere auszutauschen und an Stelle einiger unbrauchbar gemachter Lafetten neue anzubringen. Der Feind hatte einige Schritte von dem Fort entfernt Vorräte von Kanonen und anderen Artilleriebedürfnissen, ungerechnet den Park auf der großen Batterie, die schon das Fort zerstört hatte und die folglich ihr Feuer gegen das Außenwerk und dessen Tor fortsetzte.

Zu gleicher Zeit legte der Feind einen bedeckten Weg an, der von dem Durchschnitt seiner Brustwehren bis an die Bresche des Außenwerkes führte. Als die Arbeit vollendet war und während ein Hagel von Geschützen allerart die Besatzung bedrängte und verminderte, die Stadt angstigte und die Aufmerksamkeit teilte, schlug

eine Kolonne kühner Männer unter Begünstigung der Finsternis jenen Weg ein und drang in das Außenwerk. Ihre Gegenwart machte sich sehr fühlbar; von den zusammengeschmolzenen Verteidigern des zerstörten Postens, deren Anzahl sich etwa auf 40 belief, kam ein Teil mit seinem Anführer um, obwohl sie ihr Leben teuer verkauften, der andere ward bis auf einen Soldaten gefangen genommen.

Nachdem die Feinde diesen Vorteil erlangt hatten, konnten sie sich die peinliche Lage, in der sie sich befanden, nicht verbergen, weil sie unserm Gewehrfeuer aus nächster Nähe bloßgestellt waren, das durch das ungeheure feindliche Feuer nicht zum Schweigen gebracht werden konnte. Der Feind fand es daher geraten oder war gezwungen, sich in seine alte Stellung zurückzuziehen, und nun blieb das Außenwerk verlassen, weil es der Feind nicht behaupten konnte, dies vielleicht auch nicht in seiner Absicht lag. Auch war es bei der endlichen Entscheidung unnütz und dem Fort sogar nachteilig.

Das feindliche Feuer nahm seinen Fortgang. Aber die heldenmütigen Verteidiger, die schon auf bloßes Flintenfeuer und Kasematten beschränkt waren und dabei keine Gelegenheit versäumten dem Feind mit Steinwürfen Abbruch zu tun, schienen jetzt nur noch leidende Werkzeuge des Kriegs zu sein, denn es war ihnen unmöglich, den Kampf mit Waffen auszuhalten, die nach Beschaffenheit und Anzahl so außerordentlich ungleich waren, folglich wurden sie in ihrer Ungeduld von kriegerischem Feuer und Diensteifer verzehrt. Deswegen wünschten in den letzten Tagen der Behauptung des Forts viele einen Ausfall zu machen, um ihren Mut an den feindlichen Posten zu kühlen, und sie würden einen glorreichen, obwohl nutzlosen Tod auf dem Kampfplatze gefunden haben, wenn man sie nicht zurückgehalten hätte. Dennoch hielt man einige Nachgiebigkeit gegen die Tapfern für ratsam, und es wurden einer geringen Anzahl von ihnen zwei kühne Unternehmungen gestattet, nämlich von dem Graben

aus die feindlichen Faschinenwerke anzustecken, was sie beide Male zur allgemeinen Bewunderung ohne Unfall bewerkstelligten.

Schon rissen im Fort und in der Stadt die Sommerfieber stark ein, auch machten sich die unter dem Namen Lagerfieber (typhus castrensis) bekannten bemerkbar. Das Wasser der einzigen Zisterne zum Gebrauch der Besatzung hatte beträchtlich abgenommen und war unrein, stinkend und unerträglich, so daß es die Krankheiten vermehrte. Diese und die täglich hinzukommenden Verwundeten, die abgelöst werden mußten, verminderten die Verteidiger und vermehrten die Arbeit derer, die im Dienst blieben.

Da endlich alle Verteidigungsmittel erschöpft, ein großer Teil des Forts in einen Schutthaufen verwandelt, alles Feuer erloschen und Mangel an Wasser vorhanden war, da der wichtigste Teil der Effekten in Sicherheit gebracht, da Krankheiten herrschten und die Unmöglichkeit, sich zu halten, ohne die immer mehr bedrohte Stadt zu entblößen, vorhanden war, so rettete sich nach glorreicher Gegenwehr und nach Abhaltung eines Kriegsrats und nachdem Zündschnüre an die Pulvervorräte gelegt waren, die unbesiegte Besatzung am 11. August um 4 Uhr nachmittags angesichts des Feindes, der das Fort ringsum eingeschlossen hatte. Der Generalkommandant wußte von dieser glücklichen, obwohl schmerzlichen Entschließung nicht früher, als bis sie ausgeführt war.

Oberstleutnant Miranda von der Artillerie[8]), der die Belagerung mit aushielt, sagt in einem Aufsatz in bezug auf Monjuich folgendes: „Das Fort, oder richtig gesagt der Steinhaufen, war in jämmerlichem Zustande. 60 Tage lang hielt es das fürchterlichste Feuer, das sich denken

[8]) Don José Miranda focht tapfer für sein Vaterland als General in der Armee Blake's, hatte aber wenig Glück und wurde öfters geschlagen. Endlich, 1811, wurde er bei der Kapitulation von Valencia gefangen genommen und nach Frankreich gebracht, das er, wie alle spanischen Gefangenen, erst 1814 verließ.

läßt, aus. 20 Batterien mit 66 Kanonen, 7 Haubitzen, 20 Mörsern und 1 Steinmörser beschossen es. Man rechnet 23100 Kanonenkugeln, 3100 Granaten, 2600 Bomben und unzählige Handgranaten, Kartätschen und brennbare Stoffe, die hineingeworfen wurden. 37 Tage war eine Bresche offen, und zuletzt gab es deren vier."

Der Feind, dem man große Einsicht in die theoretische und praktische Kriegskunst zugeben muß, betrachtete die Räumung des Forts als entscheidend in Hinsicht auf den Hauptplatz. Dies beweist nicht nur die Tätigkeit, womit er seine Bemühungen und Anstalten gegen dasselbe richtete, sondern auch ein von den unsrigen aufgefangener Bericht, den General Verdier für den Kriegsminister in Paris bestimmt hatte, worin die gute Lage des Forts und sein Mangel an Erde in seiner Nähe erwähnt wird, dem man die Verspätung der Angriffsarbeiten beimaß. Dieser General versprach die Einnahme der Festung in 8—14 Tagen nach der Räumung des Forts. Wir werden aber in der Folge der Geschichte sehen, daß Tapferkeit und heldenmütige Entschlossenheit, von spanischem Patriotismus eingegeben, in dieser denkwürdigen Belagerung Ausnahmen bewirkten, welche Lehrsätze der Kriegskunst umstießen, die vorher stets als wahr angenommen und in Ehren gehalten worden waren.

Während der tätige Belagerer seinen Angriffsplan erweiterte und neue Linien und Batterien gerade gegen den Platz errichtete, war er genötigt, uns die sehr kurze Ruhe zu vergönnen, die die unmittelbare Nähe eines mächtigen, kriegsgewohnten Feindes den Verteidigern einer belagerten Festung gestatten kann, wenn wir einige Bomben und Granaten nicht in Anschlag bringen, die von Zeit zu Zeit, bald bei Tage, bald des Nachts unsere Wachsamkeit rege erhielten.

Er errichtete auf einer steilen Felsenklippe eine Batterie, deren Zweck war, das fast erloschene Feuer des Bollwerks von San Pedro vollends zum Schweigen zu bringen; denn dahin konnte er leicht Geschütz schaffen,

weil ihn das Terrain begünstigte. Eine andere ward in dem Graben von Monjuich gegen Westen hin errichtet. Bei der Anlage seiner Batterien zeigte der Feind seine Wissenschaft in vollem Glanze, denn sie konnten uns leicht großen Schaden tun, von unserm Feuer aber fast gar nicht gefährdet werden. Diese Batterien nebst vielen andern, die nach und nach auf dem Abhange des Berges zum Vorschein kamen, bestrichen den weiten Raum zwischen dem Turme Gironella und dem Bollwerk San Pedro und konnten der ganzen Verteidigungslinie und den Werken in der Ebene großes Ungemach zufugen. Andere in den Umgebungen des Turmes San Danielo beschossen das Kalvarienfort, das Fort Connetable und einen von seinen Außenposten.

Da der Feind so nahe gekommen war und eine so ungeheure Menge schwerer Geschütze hatte, mußte das Hospital von San Pedro aus verschiedenen Gründen in das Hospiz verlegt werden.

Da kam dem Generalkommandanten der Gedanke, auf das Gewölbe der Kathedrale eine Batterie von drei Kanonen zu bringen. Dieser treffliche Anschlag gelang, obwohl einiger Einwand und Widerstand zu überwinden war, und bewirkte viele wesentliche Vorteile, sowohl vermöge des dem Feinde dadurch zugefügten Schadens, als auch, weil der Zugang zu den Breschen in der schwachen Stadtmauer erschwert ward. Zu diesem Zwecke mußte das Lazarett der verwundeten Offiziere aus der Kathedrale in die St. Martinskirche verlegt werden, wo es bis zum Ende der Belagerung blieb.

Die während der Belagerung zur Beobachtung der Bewegungen im ganzen feindlichen Lager und zur Verkündung der Angriffe mittels der Sturmglocke auf der Kathedrale aufgestellte Wache trat um diese Zeit ihren Dienst mit Erfolg an, empfing dagegen viele Schüsse, die ihr jedoch weiter keinen Schaden zufügten. Diese Wache verrichteten die Geistlichen der Kirche, und ein Domherr befehligte sie, der Nachteil, den sie dem Feind

brachte, läßt sich am besten nach der Rache beurteilen, die er an ihr zu nehmen suchte.

Die schwierige und unter solchen Verhältnissen gefährliche Verlegung der Hospitäler gibt Gelegenheit zu einer flüchtigen Bemerkung. Da es uns an Leuten fehlte und wir den Bomben und anderem Feuer ausgesetzt waren, würde dies nicht so geschwind und nicht mit so gutem Erfolg vollbracht worden sein, wenn nicht die Mönche, besonders die Kapuziner und die Frauen von der Gesellschaft der heiligen Barbara, aus freiem Willen die Kranken auf ihren Armen fortgetragen hätten. Die Mitglieder der chirurgischen Anstalt trugen mit unermüdlichem Eifer das ihrige dazu bei, den Kranken während des Fortbringens eine gute Lage und die nötige Erleichterung zu schaffen. Die Ausdünstungen der Wunden verpesteten vermöge ihrer Beschaffenheit und ihrer Menge die Luft, besonders im Hospital San Pedro und in den untern Zimmern des Hospitals San Martino, weil es hier an Luftung fehlte und von künstlichen Mitteln, die Luft zu reinigen, nur die gewöhnlichsten und unwirksamsten zu Gebote standen.

Die Sommerfieber fanden sich außerordentlich häufig bei der Besatzung und den Einwohnern ein und wurden zu Ende des Monats besonders heftig. Die Zunahme der Kranken verminderte natürlich die Zahl der Verteidiger, und die wenigen in der Festung befindlichen waren nur durch 700 Mann verstärkt, die fast ohne Hindernis durch die feindlichen Linien in die Festung gelangten. Der Dienst, welchen die durch den militarischen Geist des damaligen Oberst O'Donnell[4]) angefeuerten, gebildeten und unterrichteten geronesischen Kompagnien leisteten, trug nach Verhaltnis ihrer Zahl und der Umstände viel zur Erleichterung der Truppen bei. Da in das Fort Monjuich, das mit Ordnung und

[4]) José Enrique O'Donnell, Graf von Abispal, 1769—1834, spanischer General, hatte den Oberbefehl über Katalonien.

ohne Nachteil für die Ehre der Besatzung verlassen worden war, von den nahegelegenen erhöhten Punkten aus, welche die Stadt auf dieser Seite beherrschen, einige Breschen gelegt wurden und der Feind unaufhörlich neue Werke und Batterien anlegte, so mußte man von einem Tag zum andern die völlige Öffnung der angefangenen Breschen befürchten, die bei der Schwäche leicht zu bewirken war. Andererseits hatte die Festung eine schwache und sehr abgemattete Besatzung. Die Toten und Verwundeten ungerechnet fanden sich viele Kranke, an deren Siechtum der Waffendienst, die Jahreszeit, die außerordentliche Anstrengung, die Angst, die Entbehrungen und der Mangel an Nahrungsmitteln schuld waren. Das Volk, besonders die Armen und Ausländer, waren in ihrer Krankheit ganz hilflos, weil das allgemeine Krankenhaus sie nicht fassen konnte. Die Festung wurde seit beinahe vier Monaten belagert und bombardiert, und es war keine Hoffnung auf Entsatz vorhanden. Es war kein Zweifel, daß sie kapitulieren konnte, wie der Feind oft anbot, nachdem sie einen Widerstand geleistet hatte, dessen sich keine Festung dritten Ranges, wie Gerona ist, wird rühmen können. Aber die Besatzung und die tapferen Einwohner schöpften selbst im Unglück und harter Bedrängnis noch neuen Mut, stählten ihre Erbitterung, belebten ihre Tapferkeit von neuem und schwuren in ihrem Herzen, daß sie entweder siegen oder sich unter dem Schutt der von ihnen verteidigten Stadt begraben wollten.

Dieser Entschluß ward zur Zeit des größten Mangels gefaßt, der sich so weit erstreckte, daß sich in den königlichen Magazinen nichts mehr befand als etwas Mehl und Weizen. Während man den traurigsten Ausgang einer so schrecklichen Lage befürchten mußte, kam der 1. September heran, einer der heitersten Tage, den die Vorsehung zur Hilfe und zum Trost der geängstigten Stadt werden ließ.

Dem General Garcia Conde war der Ruhm, der Festung zu Hilfe zu kommen, vorbehalten! Dies

schwierige Unternehmen setzte allen seinen Verdiensten die Krone auf und erwarb ihm die Dankbarkeit der ganzen Provinz. Der General führte mit der unter seinen Befehlen stehenden mutigen Division einen mäßigen Transport von Lebensmitteln in die Festung. Ein schweres Unternehmen! Aber der General zeigte sich des Oberbefehlshabers der Armee und des ihm gewordenen Auftrages würdig.

Der Angriff wurde mit großer Klugheit eingeleitet und kräftig ausgeführt, und die Feinde wichen, wobei einige Gefangene gemacht wurden. Andere spanische Abteilungen beschäftigten mit ihrem lebhaften Feuer den Feind auf der andern Seite des Ter, damit er den in Salt Geschlagenen nicht zu Hilfe käme, obwohl ihn der schwierige Übergang über den Fluß schon an und für sich daran hinderte.

Nachdem das Feld geremigt war, gelangten die von den tapfern Spaniern geleiteten Maultiere ohne das geringste Hindernis in die Festung, und zu gleicher Zeit zogen 3000 Mann Infanterie, voll Verlangen, an Geronas Ruhm teilzunehmen, in die Festung als Besatzung ein.

Durch die Ankunft dieser Verstärkung ward die Stadt in ihrer Entschlossenheit befestigt und neu belebt. Doch wurde die Freude durch den Gedanken vermindert, daß die Ankömmlinge nur auf 14 Tage Lebensmittel mitbrachten, wiewohl die Hoffnung auf neue Unterstützung dadurch nicht erstickt ward. Die übrige Infanterie und die gesamte Reiterei, die den Transport begleitet hatten, gingen glücklich durch die feindlichen Linien zurück, da sie an anderer Stelle gebraucht wurden.

An demselben Tage beschloß der Kommandant einen Ausfall von 600 Mann Infanterie unter dem Oberst Don Blas de Furnas. Sie gingen nach Salt, wie wir vermuteten, in der Absicht, die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite zu ziehen, während die Eskorte des Transports sich nach einer andern wendete. Man hatte die Absicht, den beiden Mühlen der Stadt das Wasser, das der Feind

ihnen gleich im Anfange der Belagerung abgeschnitten hatte, wieder zu verschaffen, denn der Mangel an Mehl war ungemein beschwerlich und nachteilig.

Die erwähnte Mannschaft ging ohne Hindernis auf ihr Ziel los. Kaum aber hatten die Arbeiter ihr Werk begonnen, so wurden sie von einer beträchtlichen Infanterie und Kavallerie in der Ebene angegriffen. Der Feind brach aus den umliegenden Gebüschen hervor, und da die Wiederherstellung des Wasserlaufs schwieriger war, als man dachte, weil der Damm einen großen Bruch hatte und der Mühlgraben an vielen Stellen infolge von Regengüssen zusammengestürzt und verschlammt war, so konnte man mit so ungleichen Waffen dem Feind nicht widerstehen. Der kluge Anführer befahl daher den Rückzug, doch konnte dieser nicht ohne Verlust ausgeführt werden, und der Ausfall kostete una einige Gefangene, die entweder zu weit vorgegangen waren oder sich zerstreut oder vorsätzlich verspätet hatten.

Nachdem auf Monjuich die Batterien gegen die Festung vermehrt, die Brustwehren vervollkommnet, bedeckte Wege und andere Verteidigungswerke errichtet worden waren, setzten die Feinde einen auf drei Punkte zugleich gerichteten Kugelregen fort, nämlich auf Santa Lucia, San Christoph und die Kaserne der Deutschen, die auf der Stadtmauer selbst stand. Sie bezweckten, durch Zerstörung dieses ungeheuren Gebäudes den Eingang durch die Bresche zu erleichtern.

Die Festung antwortete zwar tapfer mit ihrem Feuer von der Kathedrale, der Sarazenenkirche und dem Gironella-Turme sowie mit kleinem Gewehrfeuer, um das feindliche zu schwächen und die Öffnung der Bresche teuer zu verkaufen. Da aber die feindliche Artillerie der unsrigen an Kaliber und Zahl unendlich überlegen war, so konnte die Zerstörung der schwachen Mauern nicht verhindert werden. Man bewirkte indes dadurch wenigstens soviel, daß die Feinde aufgehalten wurden und glaubten, die Breschen würden erst am 18 September gangbar sein.

Dessen ungeachtet erregte die fortwährende Zerstörung der Mauern große Besorgnis in der Stadt. Um Zeit zu gewinnen, den vom Feinde erlangten Vorteilen Hindernisse in den Weg zu legen, sowie die Schwierigkeit und Gefahr bei den großen Verteidigungsarbeiten hinter den Breschen zu vermindern, befahl der General einen Ausfall, in der Absicht, die Artillerie des Feindes zu vernageln und ihm weiteren Schaden zuzufügen.

Aus jedem Korps der Besatzung ward eine Anzahl Beherzter gezogen, die den Mut hatten, nicht allein die Brustwehren, bedeckten Wege, Laufgräben und andere Werke des Feindes zu nehmen, sondern auch den Batteriestücken und Haubitzen Trotz zu bieten und geradewegs darauf loszugehen. Sie versammelten sich auf dem großen Platze der Stadt, stellten sich in Schlachtordnung auf, und jede Abteilung erhielt ihre Weisung. Jeder Befehlshaber wurde über den Gegenstand seiner wichtigen und gefahrvollen Bestimmung, besonders aber darüber unterrichtet, wie verderblich jede Verzögerung sei, zumal wenn es darauf ankomme, den Feind vor seinen Augen zu überfallen.

Nachdem Nägel, Hammer, Äxte und brennbare Stoffe in Bereitschaft waren, marschierte die Mannschaft rechts ab und nahm ihre Richtung nach dem Peters-Tore. Dieses war, seitdem man Monjuich verlassen hatte, zugemauert, wurde aber von den Sappeuren geöffnet.

Nun marschierten die Soldaten stillschweigend durch das erwähnte Tor hinaus. Die Schnelligkeit, mit der sich viele auf den Feind stürzten — sie wurden von Furnas angeführt — war so groß, daß sie ihn, ehe sie bemerkt wurden, mit der blanken Waffe auf seinen Posten überfielen.

Als der Feind die außerordentliche und erfolgreiche Kühnheit der Tapferen wahrnahm, überschüttete er die mutigen Angreifer mit einem ungeheuren Feuerregen aus seinen Batterien. Aber nichts vermochte das furchtbare Ungestüm der Spanier aufzuhalten. Mitten unter dem

Feuer erstiegen sie die Batterien, vernagelten die Kanonen und machten die Lafetten unbrauchbar. Viele ernteten die Früchte ihrer Tapferkeit und großen Anstrengung, andere hingegen hatten sich ganz zurückgezogen, was den englischen Oberst Marshall, der zugegen war, zu dem Ausruf veranlaßte: „Heute haben wir einen großen Sieg verfehlt!" — Einige, die mit brennbaren Stoffen beladen waren, unterließen es — man weiß nicht aus welchem Grunde — aus dem Fort San Pedro vorzurücken, mischten sich aber dennoch auf dem Rückzug in die Reihen der Tapferen.

Eine so kühne und gefahrvolle Tat mußte notwendigerweise Blut kosten, kam indes, wenn man alle Umstände erwägt, nicht so teuer zu stehen, als man nach aller Wahrscheinlichkeit befürchten mußte: wir hatten nicht mehr als 43 Verwundete.

Der Feind setzte sein schreckliches Feuer gegen die Breschen aus den vielen Stücken, die ihm unversehrt geblieben waren, fort und brachte in wenig Stunden andere an die Stelle derer, die die Belagerten unbrauchbar gemacht hatten. Drei Tage und ebenso viele Nächte beschäftigte er sich damit, die großen Breschen zu erweitern und unsere Verteidigungswerke zu zerstören.

Am 19. September rekognoszierten feindliche Ingenieure nicht ohne große Gefahr das Terrain und die Wege, durch welche die zu dem Sturm bestimmten Truppen ihre Richtung nehmen sollten. Sie erklärten sämtlich die Breschen für durchaus gangbar, was man nachher aus dem Munde eines feindlichen Bataillonskommandanten erfuhr.

Nach dieser von Sachverständigen gefällten Entscheidung ward der Angriffspunkt und die Zeit des Sturmes bestimmt. Da jedoch der Feind in den auf Monjuich versuchten Stürmen einige nicht leicht zu vergessende politisch-militärische Lehren erhalten hatte, so suchte er gegen die Festung etwas kluger und vorsichtiger zu verfahren. Daher erschienen am 18. September, dem

Vorabend des denkwürdigen Tags von Gerona, einige feindliche Offiziere mit einer weißen Fahne; sie kamen von Monjuich gegen die Batterie, die sich am Wege vom Fort linker Hand befand. Als sie sahen, daß man sie in der Festung nicht bemerken wollte, machten sie andere Zeichen der Aufforderung und näherten sich etwas mehr. In diesem Augenblick kam ein mündlicher Befehl vom Kommandanten, daß der Parlamentär sich sofort und ohne Verzug zurückziehen sollte. Nichtsdestoweniger verlangten die Franzosen, gehört zu werden, aber man drohte, zu feuern, wofern sie sich nicht augenblicklich zurückziehen würden. Sie erwiderten, man solle wenigstens ein Papier annehmen, das sie hervorzogen. Aber in demselben Augenblick antworteten das Fort Connetable und der Gironellaturm mit Kanonenkugeln und Granaten, worauf die Parlamentäre nach Monjuich zurückkehrten.

Kaum war der abgewiesene Parlamentär im Graben des Forts angelangt, so erweiterte das feindliche Geschütz die Breschen mehr und mehr und zerstörte zu gleicher Zeit unsere Werke. Die Bomben verwüsteten die zertrümmerte Stadt, und so befriedigte der Feind nicht allein seinen Verdruß, sondern erleichterte sich auch den beschlossenen Sturm.

Gegen 1/4 Uhr nachmittags am 19. September ließ die Wache auf dem Glockenturm der Kathedrale dem Kommandanten melden, daß einige feindliche Truppen von Monjuich den Berg herunter gegen San Danielo anrückten; gleich darauf trafen von dem Fort Connetable und dem Kapuziner-Fort ähnliche Meldungen ein; von der Kathedrale ward ferner gemeldet, daß der Feind von Monjuich und San Danielo aus gegen die Breschen im Anzuge sei und viele Sturmgerätschaften mit sich führe.

In demselben Augenblick vernahm man die Sturmglocke auf der Kathedrale, der Generalmarsch verkündigte in den Straßen die Gefahr und den Angriff, und der Schall der Glocken und Trommeln vermischte sich mit dem Donner eines furchterlichen Geschütz- und Gewehrfeuers.

Alles dies geschah in einem Augenblick, denn da sich die Feinde schon in der vorhergehenden Nacht in San Danielo und Monjuich versammelt hatten, war kaum ein Zwischenraum zwischen ihrem Ausrücken und der Ankunft auf den Breschen.

Jeder dieser kühnen und tapferen feindlichen Krieger schien in seinem Herzen geschworen zu haben, daß er zuerst in die Festung eindringen wolle. Während des allgemeinen Angriffs gelang es den Franzosen, mitten durch das furchtbare Feuer der Belagerten hindurch bis an das erste Viereck der zerstörten Kaserne der Deutschen zu gelangen. Die nächsten Verteidiger fielen über sie her, und eben wollten die Tapfern vom Regiment Ultonia sie niedermachen, als das feindliche Artilleriefeuer eine große Mauer über sie wegstürzte, die sie mit einem Teil der Unsrigen begrub und ihnen einen Teil der Arbeit ersparte.

Unsere Verstärkungen langten zur rechten Zeit an, und je tapferer und zweckmäßiger der hartnäckige Feind focht, mit desto größerer Freude sahen wir die Überreste der angreifenden ersten Division umkehren und die Bresche und den Kampfplatz, die mit Toten und Sterbenden bedeckt waren, verlassen.

Der Angriff wurde indes erneuert. Das Lager, die Breschen und die zerstörte Kaserne der Deutschen blieben einem schrecklichen, hartnäckigen Geschütz- und Gewehrfeuer ausgesetzt. Der grauenvolle Kampf ward immer hitziger, je länger er dauerte. Lange blieb der Ausgang unentschieden, allein der Mut der Besatzung trug endlich den Sieg davon und die Stürmenden waren genötigt, sich zurückzuziehen.

Das gleiche Glück hatten die Verteidiger der andern Breschen, wenngleich ihr Ruhm nicht so groß war, da sie keine Gelegenheit hatten, so viele Krieger zu überwinden, obwohl die Angriffe besonders auf Santa Lucia sehr nachdrücklich waren.

Unter den vielen Leichen um die Breschen herum

lag noch ein oder der andere Verwundete, und es ging ein kleiner unbewaffneter Trupp hinaus, um sie aufzusuchen und ihnen die Hilfe, die in solchen Fällen die Menschlichkeit gebietet, zu verschaffen, besonders den Spaniern. Da aber die Feinde, vermutlich durch ein Mißverständnis der Schildwache, von ihren Brustwehren aus Feuer auf sie gaben, mußten sie sich unverrichteter Sache wieder zurückziehen. Und so verdammten die Belagerer einige ihrer Brüder, von allen verlassen in der größten Trostlosigkeit umzukommen. Aus demselben Grunde blieben auch die Toten unbegraben. Sonst wird in dergleichen Fällen ein Waffenstillstand geschlossen, um die Verwundeten wegzuschaffen, da aber alle Verbindung mit dem Feinde während dieser ganzen merkwürdigen Belagerung abgebrochen war, so mußte die Stimme der Menschlichkeit schweigen.

Dieser schreckliche Sturm kostete uns, ohne die Toten zu rechnen, 113 Verwundete. Die Folgen der Belagerung äußerten ihre Verwüstungen in einem schrecklichen, immer zunehmenden Grade, und während der Hunger die unterste Klasse verzehrte, lastete der Mangel auf den physischen Kräften fast aller Wohlhabenden. Denn wenn schon noch einiger Vorrat an Weizen da war, so fehlte es doch unglücklicherweise an Mitteln, ihn in Mehl zu verwandeln.

Die Angst vor der Einschließung, den Bomben, Granaten und Kugeln allerart, die große Abmattung, Mangel, Elend, Entbehrung, Hunger, Krankheit und Tod — alles traf in diesem Monat zusammen und förderte das Elend und das Verderben unserer Stadt. Die Hoffnung auf oft versprochene, aber nie erfolgte Hilfe fing endlich an zu erkalten und in einigen Gemütern üble Wirkungen zu erzeugen.

Um diese Zeit sagte man, daß ein reichlicher Transport von Lebensmitteln in Bereitschaft und alles so eingeleitet wäre, daß man an seiner glücklichen Ankunft nicht zweifeln könne. Diese Nachricht ward durch Briefe

glaubwürdiger Personen bestätigt, und niemand zweifelte an einer Sache, die man für ausgemachte Wahrheit hielt

So gaben wir uns die größte Mühe, uns zu überreden, daß die Belagerung aufgehoben werden würde. In dieser Absicht stand schon ein furchtbares Heer den feindlichen Waffen gegenüber, das vermöge seiner Übermacht des Sieges gewiß war. Man zählte schon die Generale, die Divisionen, man kannte sogar den Angriffsplan und die Signale, die zuvor auf einigen Bergen erscheinen sollten, und andere vorteilhafte Umstände, die stets gute Aufnahme fanden, weil man sehr geneigt ist, zu glauben, was man wünscht.

So nährte sich unsere getäuschte Hoffnung mit trügerischen Gedanken von Befreiung und Sieg, sogar mitten unter den furchtbarsten Leiden. Endlich hörte man eines Morgens Flintenschüsse gegen den Engelsberg, einen militärischen Posten, zu. Eine starke Abteilung machte einen Ausfall, der, wie wir nachher erfuhren, die Einbringung des Transports decken sollte.

Jedermann heftete seine Aufmerksamkeit auf das Getümmel und die Bewegungen der Soldaten: man glaubte, ein paar beladene Maultiere sich nähern zu sehen; zwischen ihnen bemerkte man einen feindlichen Gefangenen, und diese tröstliche Aussicht verbreitete überall Frohlocken.

Aber die Reihe des Transports wurde unterbrochen, ohne daß man die Ursache wußte, und das verwunderte Volk, das von den hohen Mauern der Stadt herab, den stieren Blick auf den Weg gerichtet, gehofft hatte, dieser Stillstand sei absichtlich, wollte nicht glauben, was es sah, starrte stundenlang und nahm endlich mit Kummer und Verdruß wahr, daß die Hereinbringung des Transportes nicht nur aufgehalten, sondern durchaus unmöglich geworden war. Endlich war er ganz abgeschnitten! — Die Beschaffenheit des Terrains begünstigte diese Operation, und ein guter Teil des Transports diente dem Feinde zur Fortsetzung der Belagerung.

In allen finsteren oder nebligen Nächten suchte der Feind unsere Außenposten zu überfallen, und es gelang ihm einmal zu unserm großen Schmerz. Bei Tage schickte er öfters Parlamentare, aber sie fanden wie gewöhnlich kein Gehör. Man warf unsern Wachen verführerische, einschmeichelnde und mordbrennerische Zettel zu, kurz der Feind versäumte kein Mittel, sich des Platzes zu bemächtigen, der seine kriegsgewohnten und zahlreichen Heerhaufen so sehr ermüdete.

Die verschiedenen Krankheiten und die Waffen brachten eine im Verhältnis zur Volkszahl schreckhafte Menge von Toten zuwege, und die Straße zum Kirchhof war beständig voll von Totengräbern und Totenkarren.

Auch im November leistete Gerona heldenhaften Widerstand. Unter seinen Mauern befand sich ein Heer von 35000 Mann tapferer, disziplinierter und kriegstüchtiger Truppen in zwei Divisionen, von denen die eine, 17000 Mann stark, unter dem General Verdier das Belagerungskorps ausmachte und die andere, 18000 Mann stark, unter General Saint-Cyr die Belagerung deckte. General Saint-Cyr[1]) war indes jetzt nach Paris gerufen worden und hatte das Kommando dem Marschall Augereau[2]) übergeben.

Die Ankunft dieses Generals und die Übernahme des Oberbefehls durch ihn ward durch Artilleriesalven verkündigt, und nachdem er einige Tage das Heer gemustert hatte, ergriff er mit dem Eifer, der sich gewöhnlich im Anfang eines neu übernommenen Oberbefehls äußert, feindliche Maßregeln gegen die Festung.

Nächtliche Angriffe folgten schnell aufeinander: einen

---

[1]) Laurent Graf Gouvion Saint-Cyr, Marschall von Frankreich, 1764—1830 hatte den Oberbefehl über Katalonien, mußte aber später wegen seines Mißerfolges bei Gerona sein Kommando dem Marschall Augereau abgeben und wurde erst 1812 von Napoleon wieder verwendet.

[2]) Pierre François Charles Augereau, Herzog von Castiglione, französischer Marschall, 1757—1816.

vernachlässigten oder schwachen Punkt zu entdecken, das Terrain und die Befestigungswerke zu rekognoszieren, den Widerstand auf die Probe zu stellen, die Besatzung, die nicht abgelöst wurde, mehr und mehr zu ermüden, den Verbrauch der Munition des Platzes, wo kein Ersatz stattfand, zu beschleunigen und die Einwohner zu erschöpfen — das waren die großen Zwecke jener Angriffe. Doch floßten unsere Krieger, an solche Auftritte gewohnt, dem Feinde Achtung ein. Sie hielten sich zu allem bereit, waren wachsam und unbeweglich auf ihren Posten, schonten das Pulver und die Munition, woran es zu mangeln begann, und verschwendeten ihre schon geschwächten Kräfte nicht unnützerweise.

Kein Mittel zur Ängstigung der Stadt ward von den Belagerern versäumt oder für überflüssig gehalten. Verführerische Schriften, traurige Nachrichten von der politischen und militärischen Lage Spaniens, der Macht und den Siegen des Feindes, der Abschaffung der Mißbräuche und Verbesserung der Verfassung, Versprechen vollkommener Verzeihung, um den Mut der heldenmütigen Verteidiger zu schwächen, andererseits unaufhörliche Bewegungen des Feindes mit einem gewissen geheimnisvollen und drohenden Anschein, hielten die Stadt in beständiger Spannung und beschäftigten ihre Wachsamkeit ohne Nutzen. Bei der Belagerung selbst zogen die Feinde die Linie der Einschließung so eng, daß es unmöglich war durchzukommen, und wer es wagen wollte, wurde augenblicklich den Schildwachen verraten. Denn an den gangbaren Stellen hatten sie große Leinen mit Glöckchen gezogen, damit die Durchdringenden daran stießen und die Aufmerksamkeit der nächsten Posten erregten. Auch bedienten sie sich mehrerer Hunde. Durch solche Mittel und durch Vervielfältigung der Wachen schlossen sie die Stadt so fest ein, daß man schwerlich ein ähnliches Beispiel finden wird.

Die wenigen zum Schlachten bestimmten Esel und Maultiere wurden, da es an Futter fehlte, zwischen der

Mauer von San Francisco de Puebla und dem Kirchhofe geweidet. Aber auch dieses Hilfsmittels wurden die Belagerten durch das Feuer aus der Ebene und aus den Batterien vom Fuße des Montelivi beraubt, und nun litten die zu unserer Nahrung bestimmten Tiere so großen Hunger, daß sie einander die Mähnen abgefressen hatten, ehe sie zur Schlachtbank geführt wurden. Durch das unaufhörliche Feuern des Feindes ward auch das Bestatten der Toten erschwert, wo nicht verhindert.

Oft suchte der Feind zu unterhandeln, in der Hoffnung, die Feste werde in so großer Not seine Ratschläge annehmen. Aber er fand nie Gehör, was eine gewisse Unzufriedenheit hervorrief. Dennoch gelang es ihm mehrere Male, zuerst einen kleinen Jungen, dann einen Apotheker aus Selva, der im Fort Connetable an dem herrschenden Fieber starb, und zuletzt einen Mönch mit Papieren hereinzuschmuggeln. Bei einer von diesen Gelegenheiten verkündete uns der Feind, daß unsere Armee bei Santa Coloma, bei Hostalrich und in der Nähe von Labisbal geschlagen worden, daß mit Österreich Frieden geschlossen und unser hoffnungsloser Widerstand ein ruhmloser Untergang sei. Obwohl nun dies alles wahr war, so sah es doch die öffentliche Meinung für Lügen an.

Der Generalkommandant hielt die erwähnten Papiere sehr geheim, dennoch ward ihr Inhalt bekannt und die Wirkung war nicht ganz unmerklich. In einer dieser Schriften bot der Feind einen Waffenstillstand auf einen Monat und baldige Versorgung der Stadt mit Lebensmitteln an; käme binnen dieser Frist kein Ersatz, so wollte man über die Kapitulation unterhandeln. Solch einen Vorschlag in so beschränkten Umständen von der Hand zu weisen, dazu gehörte der große Charakter des Generals Alvarez und der Heldensinn des Volkes und der Soldaten.

Der Feind versprach der Stadt ferner eine vorteilhafte Kapitulation und fügte schreckliche Drohungen hinzu, wofern sie die Augenblicke des Heils verstreichen

ließe, aber Schmeicheleien überredeten so wenig, als Drohungen schreckten. Gerona war über alles Unglück erhaben.

Der Hunger war jetzt so groß, daß auch die Hilfeleistungen der vermögenden Einwohner zu Ende gingen. Wer sich mit einem Brote auf der Straße sehen ließ, dem ward es mit Gewalt aus der Hand gerissen, man mußte Wachen in die Backstuben und Bäckerläden stellen und zugleich andere polizeiliche Maßregeln ergreifen. Oft wurden Häuser auf den bloßen Verdacht hin, daß sie Lebensmittel enthielten, durch die Gewalt des Gesetzes geöffnet. Katzen und Ratten wurden für Leckerbissen gehalten und teuer bezahlt. Wenn bisweilen einer oder der andere mit Lebensgefahr oder als Spion durchkam und einige Lebensmittel mitbrachte, so wurden ungeheure Preise dafür bezahlt, und man riß sich darum. Ein Huhn stieg bis auf einige Unzen Gold[9]), und für ein paar halbverfaulte Krammetsvögel sah ich einen Duro[10]) bezahlen. Ein Krug Branntwein kostete 70 Realen[11]), ein Krug Wein 40—50.

Bei so großem Elend mußten sich die Gesinnungen ändern. Es gab Zänkereien, und die Meinung, daß der Platz nicht länger widerstehen könne und dürfe, ward schon allgemeiner. Die Verzagten äußerten ihr Verlangen, zu kapitulieren, hüteten sich aber, es öffentlich zu sagen, weil der Befehl, daß jeder ohne Ansehen der Person, der von Kapitulation oder Übergabe spräche, sofort mit dem Tode bestraft werden sollte, erneuert worden war.

Mancher, dessen Geduld durch die furchtbare Wut des Hungers erschöpft war und der ihm nicht länger widerstehen konnte, da es ihm an der zum Dienst nötigen Ausdauer und Standhaftigkeit fehlte, ging zum Feinde über. Und um die Neigung zum Desertieren anzufeuern,

---

[9]) 1 Onza = 66 Mark nach damaliger Rechnung
[10]) Duro-Piaster (4 M.)
[11]) 1 Real = ungefähr 40 Pfennige

trug der Feind von seinen Vorposten den Belagerten Brot, Käse, Wein und dergleichen zu. Da diese aber keine Eile hatten, das verführerische Geschenk anzunehmen, ließ man es auf dem Felde stehen. Versuchungen dieser Art waren ebenso verführerisch als häufig, und nur der spanische Charakter konnte ihnen widerstehen.

In dieser Zeit erfuhr die Besatzung der Festung eine Verminderung auf eine Art, von der sich vielleicht kein Beispiel in der spanischen Kriegsgeschichte findet. Es gingen nämlich zehn Offiziere am hellen Tage zum Feinde über: zwei davon waren Edelleute und acht aus dem Staube zu der Würde erhoben, die sie jetzt schandeten. Sie wurden von dem Feinde, zu dem sie übergingen, verspottet und verachtet.

Der Feind vermehrte nun und beschleunigte fast ohne Widerstand seine Arbeiten und Anstrengungen gegen den Platz. Die nächtlichen Angriffe waren immer gegen den Teil von Merced und San Francisco de Puebla gerichtet und bedrohten die Breschen. Da der Feind durch die desertierten Offiziere erfuhr, daß es uns an Wurfgeschossen, Pulver, Kartätschen und Mannschaft fehlte, so erkühnte er sich in einer Nacht, die Karmeliterstraße zu nehmen, und beschoß von hier aus sehr heftig die Bastion Merced, die Brücke San Francisco, welche die einzige Verbindung zwischen der alten Stadt und dem Marktplatz bildete, sowie die ganze Bastion San Francisco, wodurch er der Besatzung und den Einwohnern großen Schaden tat.

Bald darauf ward die Stadtredoute angegriffen und ohne Verlust genommen. Dies wäre nicht geschehen, hätten wir genug Geschütz und Pulver gehabt.

Da sich die feindliche Linie bis an die Mauern der Stadt erstreckte, so war die Verbindung zwischen ihr und dem Kapuzinerfort und dem Connetablefort gänzlich abgeschnitten. Abgesehen davon, daß in beiden nicht mehr als 160 Mann, nur zur Hälfte dienstfähige Besatzung, waren, hatten sie nur wenige Kriegs- und gar keine Mund-

bedürfnisse mehr; sogar an Wasser fehlte es ihnen. Um die Forts auf drei Tage zu versorgen, mußte man der Besatzung der Festung ihre elende Kost schmälern, die in einer Hand voll Weizen, einem Viertelpfund Brot und, einen Tag um den andern, fünf Unzen Esel- oder Maultierfleisch bestand. Zu diesem Behufe beschloß der General einen Ausfall mit der wenigen Mannschaft, die noch imstande war, die Waffen zu führen.

Nachdem alle versammelt waren, rückten sie am hellen Tage durch das Hilfstor aus, in Pistolenschußweite von den feindlichen Redouten entfernt und in drei kleinen Abteilungen. Alle stürzten sich auf den Feind und beschäftigten ihn so lange, daß die geringe Unterstützung zu den Forts gelangen konnte; doch kostete es uns einige Tote und 28 Verwundete. Aber dieser Verlust kommt nicht in Betracht, weil er kaum den dritten Teil der zu diesem gefährlichen Unternehmen verwendeten Mannschaft ausmachte. Der Feind verlor wenigstens ebensoviel, da seine zeitig abgesandte Unterstützung im Freien fechten mußte.

Don Mariano Alvarez, dessen Gesundheit sich schon seit einiger Zeit nicht im besten Zustande befand, obwohl er seine schwierigen Pflichten stets ausübte, verfiel in ein heftiges Nervenfieber, das ihn schon seit dem 4. des Monats in Gefahr brachte. Es nahm in allen seinen Symptomen dergestalt zu, daß sich am 8 eine leichte und in der folgenden Nacht eine sehr merkbare Geistesverirrung zeigte, so daß bei dieser Gefahr die ganze Stadt, besonders aber die oberen Behörden in große Bestürzung gerieten. Es wurde daher von der Junta beschlossen, das Kommando einem andern zu übergeben. Dies geschah am 9. nachmittags, der General legte sein Kommando bei völligem Verstande nieder, ehe die Fieberhitze wieder zunahm und nachdem ihm vorher bekanntgemacht worden war, welche Fürsorge die Junta in bezug auf seine Gesundheit bewiesen hätte. Den Oberbefehl bekam Don Julian de Balibar, Brigadier der könig-

lichen Armeen und Leutnant des Königs in der Festung Gerona.

In der auf diesen Tag (den 9.) folgenden Nacht ward Kriegsrat gehalten. Mit diesem trat der Regierungsausschuß zusammen, und das Ergebnis war, daß am folgenden Morgen (den 10.) der Brigadier Don Blas de Furnas, mit den Vollmachten beider Behörden versehen, hinausging, mit dem Feinde zu unterhandeln.

Er ging auf die in der Ebene stehenden Posten zu, ließ Appell schlagen und ward zum Marschall Augereau geführt. Es waren indes so wichtige Unterhandlungen, Erörterungen und Schwierigkeiten zu erledigen, daß der ganze Tag in der Entwerfung des Kapitulationsplanes zugebracht ward.

Währenddessen kamen viele feindliche Soldaten unbewaffnet an den Fuß der Mauer, einige brachten Brot, Wein und Käse und boten dies den Unsrigen an, welche Stricke hinabließen und die Lebensmittel heraufzogen. Einige, die zum Feinde übergegangen waren, näherten sich nicht ohne Schamröte und begrüßten ihre ehemaligen Kameraden.

In der Nacht vom 10. zum 11. entschlossen sich — auf das Gerücht hin, daß der Feind am folgenden Morgen die Festung in Besitz nehmen wurde — viele Landleute und Soldaten, besonders die in der Festung dienenden feindlichen Überläufer, diese auf gut Glück zu verlassen. Einige kamen auch durch, weil sich der Feind auf die Kapitulation verließ, viele aber gerieten in die feindlichen Lager und wurden entweder niedergeschossen oder gefangen genommen. Andere wieder, die den Eingebungen ihres Mutes folgten, aber ihre so lange Zeit geschwachten Kräfte nicht erwogen, unterlagen auf dem Wege der unbesonnenerweise gewagten Anstrengung.

Endlich brach der denkwürdige 11. Dezember an, und das erste, was man erblickte, war eine große Menge unbrauchbar gemachter Waffen allerart, die in Winkeln, Straßen, Torwegen und auf öffentlichen Plätzen herum-

lagen Viele wurden in die Ona geworfen, andere verbrannt.

Am Morgen zwischen 8 und 9 Uhr nahm der Feind der Kapitulation gemäß[13]) die Festung in Besitz. Ein Kavallerieoffizier erschien mit einem starken Kommando und machte Front gegen das Arenytor, während eine zahlreiche Infanteriewache dieses besetzte und sechs Schildwachen dahinstellte, wo die Besatzung nur eine gehabt hatte Zwei scharf geladene Kanonen mit brennender Lunte wurden auf den Marktplatz gegen das Tor gestellt und blieben daselbst bis zum 27. stehen

Unser Häuflein formierte sich auf einem öffentlichen Platze, marschierte links ab durch das Tor, legte seine Waffen auf dem Glacis nieder, und wir gingen als Kriegsgefangene vor dem in Schlachtordnung aufgestellten feindlichen Heere vorüber.

Bei der Überlieferung des Geschützes bemerkte man nicht ohne Erstaunen, daß die meisten Stücke gesprungen waren; an den feindlichen und denen des Forts Monjuich zeigte sich derselbe Umstand.

---

[13]) **Kapitulation der Stadt Gerona und zugehörigen Forts, geschlossen am 10. Dezember 1809, abends 7 Uhr.**

Art. 1. Die Besatzung rückt mit kriegerischen Ehrenzeichen aus und wird als kriegsgefangen nach Frankreich gebracht

Art. 2. Den sämtlichen Einwohnern wird kein Leid zugefügt

Art. 3 Die Einwohner können ungestört die katholische Religion ausüben, und diese wird beschützt.

Art 4. Morgen früh $^1/_2$9 Uhr werden das Hilfs- und das Arenytor sowie die Tore der Forts von den französischen Truppen besetzt.

Art. 5 Morgen, den 11 Dezember, $^1/_2$9 Uhr, marschiert die Besatzung durch das Arenytor aus der Festung und streckt auf dem Glacis das Gewehr

Art 6 Ein Artillerieoffizier, ein Ingenieuroffizier und ein Kriegskommissar gehen in dem Augenblick in die Stadt, da die Tore besetzt werden, und übernehmen die Magazine, Karten, Pläne usw.

Gerona, den 10 Dezember 1809

Die erste Verfügung des neuen Gouverneurs war die Entwaffnung der Einwohner und der Befehl, bei Todesstrafe alle Waffen in bestimmter Frist an einen gewissen Ort abzuliefern. Durch einen andern Befehl ward bei derselben Strafe allen spanischen Kriegsgefangenen befohlen, sich beim Gouverneur zu melden. Die feindlichen Truppen wurden in die Mönchsklöster und die Offiziere in die Stadt einquartiert.

Die bürgerlichen Behörden mußten dem König Joseph den Eid der Treue leisten und ein kleines gedrucktes Buch annehmen, das die spanische Konstitution genannt wurde.

Bald war die Stadt mit Marketendern und Verkäufern von Lebensmitteln angefüllt. Mehrere Kaffeehäuser wurden errichtet, aber fast alle mit der Aufschrift „Militärisches Café". Sie waren alle von schlechten Menschen bedient, und wer nicht Offizier war, wurde geprellt. Die Mönche hatten von ihrer Einquartierung nicht wenig auszustehen. Gleich nach dem Einmarsch bekamen sie in ihren Klöstern Arrest, nachher wurden sie sämtlich in die Kirche des heiligen Franz von Assisi verbannt, vor deren Tür man eine Wache und eine scharf geladene Kanone mit brennender Lunte aufstellte.

Der Gouverneur, Don Mariano Alvarez, bekam in den ersten Tagen eine Offizierswache, die später auf einen Korporal und 4 Mann und 2 Gendarmen herabgesetzt ward; diese befanden sich beständig in seinem Vorzimmer. Obwohl die Bomben sein Zimmer nicht verschont hatten, verlangte doch der General keine andere Wohnung. Wollte der Sekretär des Generals ausgehen, so verwehrte es ihm wohl niemand, aber ein Gendarm folgte ihm auf jedem Schritt. Es durfte niemand zum General kommen, als seine Adjutanten, ein Priester, mein Kollege, ich als Oberarzt und seine Bedienten. Die Gesundheit des Generals besserte sich, doch blieb ein schleichendes Fieber zurück, weshalb wir ihn zu überreden suchten, daß er die Stadt verlassen solle, um sich wegen seiner Gesundheit

von dem Anblick so vieler unangenehmer und trauriger Gegenstände zu entfernen.

Er bat daher um die Erlaubnis, zur Herstellung seiner Gesundheit in eine Seestadt zu gehen, und erhielt zur Antwort, daß dem französischen General seine Vorschriften nicht gestatteten, ihm einen andern Aufenthaltsort zu bewilligen, als auf dem Wege nach Frankreich oder innerhalb dieses Reichs. Der General wünschte, nach Figueras zu gehen, und da er, vermutlich aus politischen Gründen, nicht diejenigen um ein Fuhrwerk bitten wollte, die es ihm gern gegeben hätten, forderte er eins von der Regierung und erhielt zur Antwort, daß man es ihm verschaffen und ihm die Zeit seiner Abreise bestimmen würde. In der Nacht vom 23. zum 24. zwischen 1 und 2 Uhr erhielt er Nachricht, daß dies der zu seiner Abreise bestimmte Zeitpunkt sei. Er ward in der Tat in eine Berline gesetzt und ging zu derselben Stunde mit der Eskorte ab.

Die vielen in den Spitälern befindlichen Kranken wurden mit großer Übereilung in das Fort San Danielo gebracht, und das Fortschaffen und der Mangel an Betten kostete vielen das Leben. Unsere Kranken bekamen zum Lager nichts als eine Handvoll Stroh. Von San Danielo wurden sie nach und nach nach Frankreich abgeführt.[13])

[13]) Hier ein Auszug des Dekrets, das zugunsten der Besatzung und der Einwohner von Gerona erlassen wurde:

Alle Offiziere, welche die Belagerung ausgehalten haben, werden um einen Grad, und alle Gemeine zu Sergeanten befördert.

Alle Verteidiger und Einwohner von Gerona und ihre Nachkommen erhalten den persönlichen Adel.

Die Witwen und Waisen derer, die bei der Verteidigung der Stadt umgekommen sind, erhalten vom Staate ein ihren Umständen angemessenes Gnadengehalt.

Der bloße Aufenthalt in Gerona während der Belagerung wird für ein Verdienst geachtet, das zu Ansprüchen berechtigt.

Gerona ist, vom Tage des künftigen Friedens an gerechnet, zehn Jahre lang frei von allen Abgaben.

Zu derselben Zeit wird der Anfang gemacht, die öffentlichen Gebäude mit aller Pracht auf Kosten des Staats wieder herzustellen.

Auf dem Marktplatz wird ein Denkmal zur ewigen Erinnerung an die Tapferkeit ihrer Einwohner und die rühmliche Verteidigung der Stadt errichtet.

In allen Hauptstädten des Reichs wird sogleich eine Inschrift, welche die heldenmütigsten Taten dieser ruhmreichen Belagerung erzählt, aufgestellt.

Es wird zur Ehre der Verteidiger und als ein Zeugnis der Dankbarkeit der Nation für so ausgezeichnete Dienste eine Denkmünze geschlagen.







